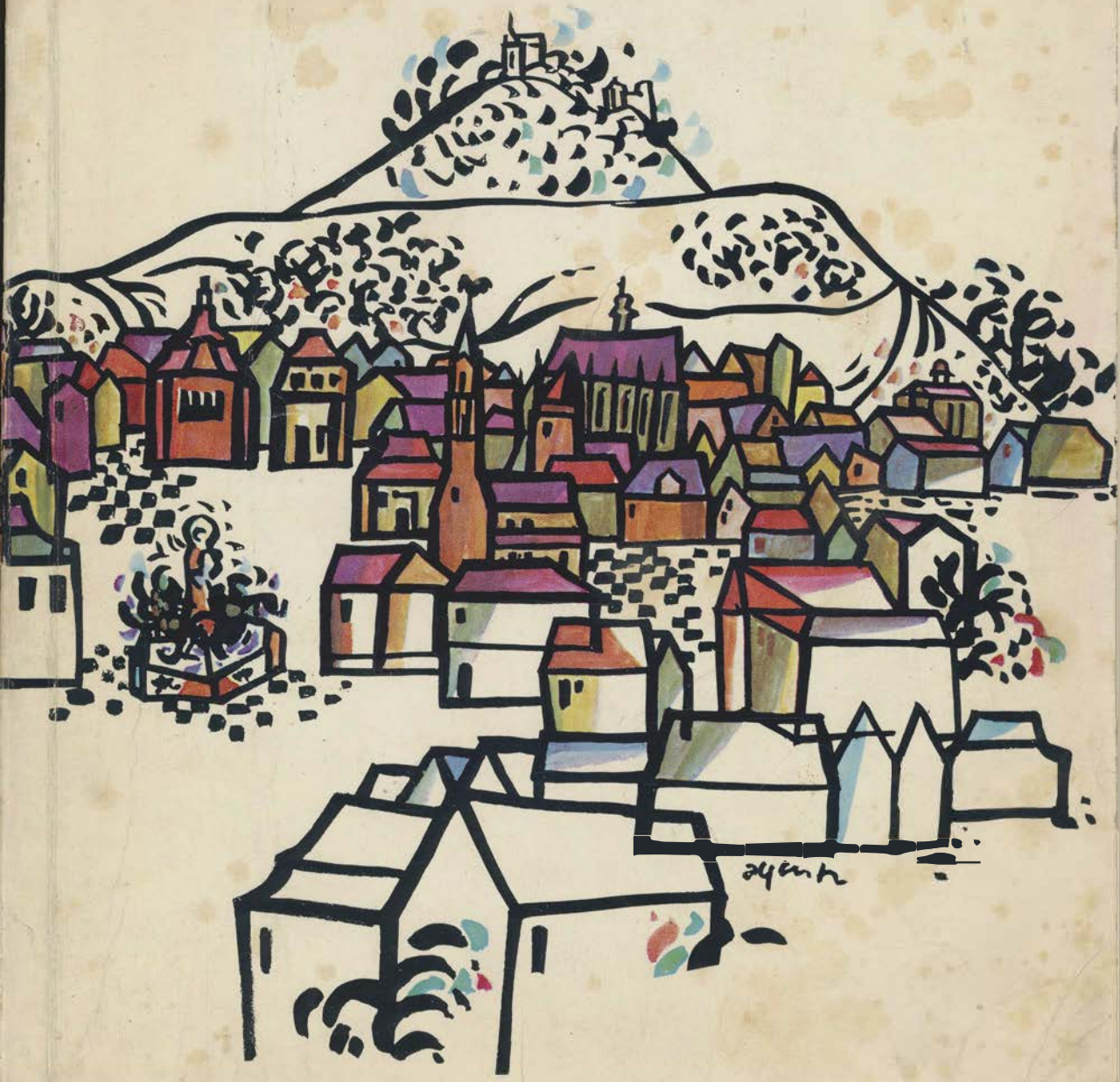
10 Jahre einhorn Schwäbisch Gmünd



10 Jahre einhorn Schwäbisch Gmünd

Überreicht von der

Zahnradfabrik Friedrichshafen AG

Werk Schwäbisch Gmünd

einhorn

Illustrierte Zeitschrift zur Pflege des Heimatgedankens in Stadt und Kreis Schwäbisch Gmünd

Jubiläumsbuch

10 Jahre einhorn Schwäbisch Gmünd

1953 - 1963

Verlag: Einhorn-Verlag Eduard Dietenberger KG
Schwäbisch Gmünd

Redaktion: Emil Kühle, Eduard Dietenberger, Eduard Funk

Verantwortlich für
den Wirtschaftsteil: Gerhard Nagel

Ständige Mitarbeiter: Alfred Lutz (Typografie)
Hans Joachim Döbbelin (Fotografie)

Umschlag-Gestaltung: Alfred Lutz

Druck: Remsdruckerei Sigg, Härtel u. Co, Schwäbisch Gmünd
Johannes Illig, Buch- und Offsetdruckerei, Göppingen

Klischees: Heidenheimer Klischeeanstalt GmbH, Heidenheim/Brenz
Klischeeanstalt Schaul & Schniepp, Göppingen

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages

Inhalt

7	Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke	Heimatliebe — Stütze und Halt
8	Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger	Grußwort
9	Bundesminister der Justiz Dr. Ewald Bucher	Grußwort
10	Landrat Dr. Friedrich Röther	Grußwort
11	Dr. Hermann Erhard	Grußwort
12	Altministerpräsident Dr. Reinhold Maier	Grußwort
12	Emil Kühle	Zehn Jahre „einhorn"
15	Dr. Hermann Baumhauer	Zum 61. Mal: Umschlaggestaltung A. Lutz
18	Dr. W. Kaufmann-Bühler	160 Jahre Landkreis Schwäbisch Gmünd
40		Bildteil „Kreis Schwäbisch Gmünd"
56	Albert Deibele	Von der Eigenheit der Gmünder Landschaft
66	Eduard Funk	Die Stadt Schwäbisch Gmünd heute
72		Bildteil „Stadt Schwäbisch Gmünd"
101	Dr. Hermann Baumhauer	Gmünder Kunstschaffen der Gegenwart
129	Dr. Ludwig Mangold	Der Münsterschatz von Schwäbisch Gmünd
161		Zeittafel der Gmünder Stadtgeschichte
163	Albert Deibele	Schwäbisch Gmünd als Soldatenstadt
172	Dr. Rudolf Drautz	Vorwort zum Aufsatz „Diatom-Hypothese"
174	Eduard Dietenberger	Von der Diatom-Hypothese zum theozentrischen Weltbild
186	Dr. Agnes Herkommer	Der Turm von St. Johann
189	Ekart Graf von Soden-Fraunhofen	Vorwort zum Wirtschaftsteil
190	Eduard Ferdinand Lempp	Die Entwicklung der Industrie in Stadt und Kreis Schwäbisch Gmünd
208		Bildernachweis

Echtes Heimatbewußtsein ist stetig und innig. Heimat bedeutet mehr als Seßhaftigkeit an einem bestimmten Ort. Viele Faktoren wirken zusammen, um uns ein Land, eine Landschaft, eine Gemeinde als Heimat empfinden zu lassen. Durch das Zusammenleben mit Menschen ähnlicher Lebensart, mit Bekannten und Freunden, die man schätzt und denen man vertraut, fühlen wir sichere Geborgenheit. Wer die Heimat verläßt oder sie verliert, entfernt sich vom Grund seines Wesens. Unserer Jugend sollte dies eindringlich vor Augen gestellt werden. Ein Mensch ohne Heimatgefühl, ohne Bindung an eine Landschaft, ist in unserer Zeit genauso gefährdet wie eh und je. Die Heimat zu lieben und an ihr festzuhalten, ist nichts, das unmodern geworden wäre und heute als überholt angesehen werden könnte. Zu wissen, wo man zu Hause ist, das bedeutet Stütze und Halt in jeder Altersstufe und in allen Lebenslagen. Darum wollen wir allen danken, die mit dazu beitragen, Heimatliebe und Heimatgefühl unter uns wachzuhalten.

Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke

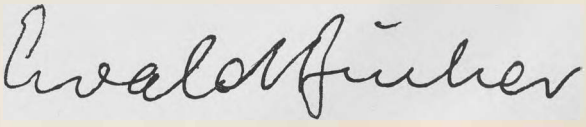
Die Stadt Schwäbisch Gmünd hat zur Feier ihres 800jährigen Bestehens ein vielbeachtetes Festbuch erscheinen lassen. Nunmehr nimmt der Verlag der Heimatzeitschrift „einhorn" ihren 10. Geburtstag zum Anlaß, die vorliegende Jubiläumsschrift herauszubringen. Beide Jubiläen, das zehnjährige und das 800jährige, hängen trotz des großen Zeitunterschieds eng miteinander zusammen: Gmünd ist ein Gemeinwesen, das, wie wenige, in glücklicher Synthese sein großartiges Vätererbe aus acht Jahrhunderten treu bewahrt und zugleich die Gegenwart voll Lebenskraft gestaltet. Aber auch diese traditionsreiche und zukunftszugewandte Stadt kann nicht leben, wenn sie nicht auf die tätige Heimatliebe ihrer Bürger bauen kann. Dazu ist ein Wissen um die wahren Wurzeln ihrer Kraft notwendig, das in der heutigen Zeit mehr denn je bedroht ist. Die Zeitschrift „einhorn" hat als Mittlerin zwischen den Gmündern und ihrer Stadt nunmehr zehn Jahre lang wertvolle Dienste geleistet. Sie ist heute, kraft ihrer künstlerischen Ausgestaltung, ein Spiegelbild des so vielfältigen Gmünder Kunstschaffens. Darüber werden die in Stadt und Kreis anstehenden Probleme des öffentlichen Lebens nicht vernachlässigt.

Das Verdienst, eine solche Zeitschrift herauszubringen, ist um so höher einzuschätzen, als ihrer Abnahme verhältnismäßig enge Grenzen gesetzt sind. Ich beglückwünsche Herausgeber und Mitarbeiter zu ihrer zehnjährigen wohlgelungenen Arbeit im Dienste der Gemeinschaft und wünsche dem „einhorn" weiterhin eine gute Aufnahme.

Kurt Georg Kiesinger, Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg

Wenn das „einhorn" heute auf zehn Jahre seines Bestehens zurückblicken kann, so beweist dies schon seine Berechtigung und seine Qualität. Denn es sind häufig Versuche gemacht worden, Zeitschriften dieser Art herauszugeben, aber ohne Erfolg. Dem „einhorn" dagegen ist es gelungen, sich durchzusetzen. Wir können in Schwäbisch Gmünd sehr froh darüber sein, daß wir eine solch ausgezeichnete Heimatzeitschrift haben, die in einer schönen Aufmachung und einem ansprechenden Stil über alle Gebiete des örtlichen Lebens berichtet. Ich hatte oft Gelegenheit, bei Gmündern, die von zu Hause weggezogen sind, im Inland und auch im Ausland, festzustellen, daß sie sich auf jede Nummer des „einhorn" freuen, die ins Haus kommt. Ich wünsche dem „einhorn" und seiner Redaktion, daß sie auch weiterhin eine so fruchtbare Arbeit zu leisten vermögen und damit sich und uns allen eine große Freude machen.

Dr. Ewald Bucher, Bundesminister der Justiz

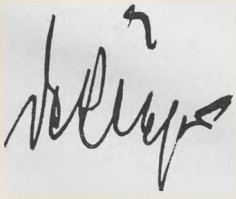


Dr. Friedrich Röther, Landrat des Kreises Schwäbisch Gmünd

Das „einhorn" ist im August zehn Jahre alt geworden. Das verlegerische Wagnis, eine Heimatzeitschrift für ein solches, verhältnismäßig kleines Gebiet herauszugeben, ist durch den Erfolg bestätigt worden. In diesen zehn Jahren hat das „einhorn" einen Widerhall gefunden, der weit über die Grenzen unseres Landkreises reicht, wird die Zeitschrift doch von Gmündern in der ganzen Welt gelesen, die dadurch die Verbindung zur alten Heimat aufrechterhalten wollen. Dies kommt nicht von ungefähr: das „einhorn" ist ein lebendiger Spiegel der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung in der Stadt und im Landkreis Schwäbisch Gmünd. Viele, den Kreis und die ihm angehörenden Gemeinden bewegenden Probleme sind vom „einhorn" behandelt worden. Die Zeitschrift hat es dabei verstanden, Geschichte und Gegenwart von Stadt und Kreis in leichtverständlicher Form darzustellen und Information, Belehrung und Unterhaltung auf glückliche Art zu verbinden. Kaum eine Stadt und ein Kreis vergleichbarer Größe können sich eines ähnlichen periodischen Heimatchronisten rühmen.

Auch heute, wo wir uns die Schaffung der europäischen Einheit zum Ziel gesetzt haben, darf die Pflege des Heimatgedankens, die sich das „einhorn" angelegen sein läßt, nicht vernachlässigt werden; denn aus dem Kleineren setzt sich das Größere zusammen. Das „einhorn" hat vorbildlich dafür gewirkt, die Heimat Einheimischen und Neubürgern näherzubringen. Unser aller Dank gilt ihm dafür.

Möge das „einhorn" weiterhin so erfolgreich im Dienste unserer Heimat tätig sein. Mein Gruß sei ihm Dank und Ansporn zugleich.



Dr. Hermann Erhard, Ehrenbürger der Stadt Schwäbisch Gmünd

Die Einwohnerzahl von Schwäbisch Gmünd, die von 1905 bis 1939 20 000 wesentlich nie überschritten hat, war 1946 auf 30 000, 1956 auf 35 000 emporgeschnellt. 1953, als das „einhorn" gegründet wurde, mögen es 34 000 gewesen sein. Es war die Zeit, in der nach der Lähmung und Erschöpfung der Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre ein neuer Lebenswille sich zu regen begann. Dem Heimatgedanken eine Zeitschrift zu widmen, mochte nahe liegen: die Einheimischen blickten in Dankbarkeit und mit neuer Wärme auf die unversehrte Vaterstadt; die erschöpft hereinströmenden Vertriebenen erlebten im bitteren Heimweh die Tiefe und den Sinn des Heimatgedankens. Und doch gehörte auch damals viel Mut dazu, eine Heimatzeitschrift ins Leben zu rufen: Der Fachzeitschrift stehen Autoren und Leser im ganzen Sprachgebiet, in dem sie tätig wird, zur Verfügung; dagegen ist die Heimatzeitschrift einer Stadt von der Größe Gmünds auf einen viel kleineren Bereich eingeengt, besonders dann, wenn sie entschlossen ist, keine Zugeständnisse an platte Unterhaltung zu machen, den Heimatgedanken nicht sentimental, sondern in der ganzen Tiefe und Vielfalt seines wirtschaftlichen und kulturellen Lebens aufzufassen und darzustellen. Von Anfang an hat sich das „einhorn" dieses hohe Ziel gesteckt. Dafür gebührt ihm nach zehn Jahren anstrengender Arbeit aufrichtiger Dank.

Einer kleinen Stadt droht immer wieder die Gefahr, ins Spießbürgerliche abzusinken. Wo jeder den Nachbarn kennt, wird oft Kritik mit persönlicher Mißgunst verwechselt; sie unterbleibt dann, woraus sich ergibt, daß das Wertvolle sich im öffentlichen Bewußtsein nicht mehr deutlich vom Mittelmäßigen abhebt. Das „einhorn" hat sich dieser Gefahr immer entgegengestemmt.

Es kam und kommt ihm zugute, daß Schwäbisch Gmünd, die Schulstadt, in der reichen Mannigfaltigkeit seiner erzieherischen Institutionen eine Fülle schöpferischer Talente zur Verfügung hat. Wie viel Anregungen haben dem wirtschaftlichen und dem geistigen Leben unserer Stadt auch die wieder in den Lebenskampf gestellten Neubürger gebracht. Sie und Lehrkräfte der neu geschaffenen Pädagogischen Hochschule und der Staatlichen Höheren Fachschule für das Edelmetallgewerbe gehören zu den regsten Mitarbeitern des „einhorn", das wir nicht in der Vereinzelung, sondern in der engsten Wechselbefruchtung mit der Vielfalt der kulturbewußten Regsamkeit in unserer Stadt betrachten müssen.

Diese Regsamkeit betätigt sich in Handwerk und Industrie, in den Künsten und Wissenschaften; seien wir uns bewußt, daß sie eine ihrer Entwicklung wach und einfühlend folgende literarische Zusammenfassung, einen auch der Zukunft verpflichteten sprachlichen Ausdruck braucht, der ihr zugleich zur Selbsterkenntnis und Selbstkritik einen Spiegel vorhält. Jeder gute Gmünder wünscht seiner Zeitschrift weiterhin ein fruchtbares Gedeihen. Möge sie im Zeichen des sagenumwitterten, von einer schicksalsreichen Stadtgeschichte geadelten Einhorns noch lange von Gmünder Wesen und Wirken zeugen.

Dr. H. Erhard

Zehn Jahre einhorn

Emil Kühle

mit einem Grußwort von Altministerpräsident Dr. Reinhold Maier

In der Geschichte einer Stadt, die — wie Schwäbisch Gmünd — am Beginn ihres 9. Jahrhunderts steht, erscheint die Entwicklung eines einzigen Jahrzehnts von geringer Bedeutung. Doch kann auch ein so kurzer Zeitraum schicksalhafte Größe in sich bergen, wenn in ihm das Chaos eines mörderischen Krieges durch Fleiß und Tüchtigkeit überwunden, dem Staat eine neue Ordnung und der Wirtschaft ein neuer Aufschwung gegeben wird. Kein Prophet und kein Gelehrter hätte bei Kriegsende den Wohlstand von heute vorauszusagen oder anzukündigen gewagt. Altministerpräsident Dr. Reinhold Maier, der dem Schreiber dieser Zeilen seit mehr als vierzig Jahren freundschaftlich verbunden ist, hat in einem Grußwort zum zehnjährigen Bestehen unserer Gmünder Zeitschrift „einhorn" auf diese Zusammenhänge hingewiesen. Er, der nach dem Zusammenbruch 1945 gemeinsam mit Oberst Dawson, dem ersten, zunächst in Schwäbisch Gmünd residierenden Gouverneur der amerikanischen Besatzung, und mit dem kommissarisch ernannten und bis zum Frühjahr 1961 erfolgreich wirkenden Gmünder Landrat Konrad Burkhardt die ersten Bausteine zur neuen staatlichen Ordnung fügte, aus der dann später der Südweststaat erwuchs, schreibt dem „einhorn":

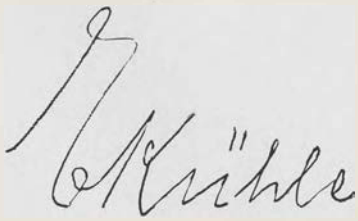
„Die Gegenwart bringt viele und vielerlei Erinnerungstage. Wir begehen und feiern Jubiläen am laufenden Band. Im Remstal waren es vor allem die Jahrhundertfeiern von Waiblingen, Schorndorf und Schwäbisch Gmünd. Selbst eine der kleinsten Gemeinden, Walkersbach, meldete sich mit einer hohen Hundertjahrzahl. Seit einiger Zeit nun kämpfen sich die Zehnjahres-Jubiläen hoch. Wieso das? fragt mancher. Gerade aber sie sagen viel. Sie beweisen, daß in vielen Bereichen vor zehn Jahren ein Neuanfang nach schwerer Zeit wieder gewagt worden und daß das Wagnis geglückt ist. Das „einhorn" hat sich ein Wirkungsgebiet herausgesucht, das abseits vom leichten Gewinn liegt. Der Heimat will das „einhorn" dienen, ihre Geschichte festhalten, ihre Schönheit preisen, der Menschen Nöte und Freuden schildern, die Leistung und den Fleiß unseres Volkes in Vergangenheit und Gegenwart würdigen. Dieser wundervollen Aufgabe hat sich die Zeitschrift mit Eifer und Sachkenntnis erfolgreich gewidmet. Glückauf in das neue Jahrzehnt!"

Verlag und Redaktion sind dem Herrn Altministerpräsidenten für dieses Grußwort dankbar, das Ziel und Aufgabe unserer Zeitschrift klar umreißt. Als vor zehn Jahren Eduard Dietenberger mit mir und einigen Idealisten, die sich ihm vertrauensvoll zugesellten und bis heute treu der Sache dienen, das „einhorn" gründete, hat es an Skeptikern nicht gefehlt. Niemand traute dem jungen Unternehmen eine lange Lebensdauer zu. Doch nun ist das erste Jahrzehnt vollendet und die Zeitschrift aus dem kulturellen Leben unserer Heimat ohne Verlust nicht mehr wegzudenken.

Wenn der Verlag dem ersten Dezennium des „einhorn" durch die Herausgabe dieses Jubiläumsbuches, das als ein in sich abgeschlossener Sonderband außerhalb der numerierten Heftreihe erscheint, einen würdigen Abschluß gibt, so soll damit zuerst einmal den Lesern und Inserenten dafür gedankt werden, daß durch ihre Treue diese

in der Bundesrepublik einmalige Zeitschrift existieren kann. Ein zweiter Grund für die Herausgabe dieses Buches war der Gedanke, daß bei der Zusammenstellung des Festbuches zur 800-Jahr-Feier der Stadt Schwäbisch Gmünd im Jahre 1962 eine Reihe wichtiger Themen, die in diesem zeitgeschichtlichen Zusammenhang behandelt gehören, aus Raumgründen nicht untergebracht werden konnte. Für eine Veröffentlichung in den normalen „einhorn"-Heften waren diese Aufsätze aber zu umfangreich. Deshalb entschloß sich der Verlag, die beiden letzten Ausgaben des Jahres 1963 zusammenzulegen, sie entsprechend zu erweitern und daraus dann diesen Sonderband zu gestalten, der in der Aufmachung, in Schrift und Ausstattung das Gegenstück zum Gmünder 800-Jahr-Festbuch ist, inhaltlich gewissermaßen der ergänzende zweite Band. Unter anderem erscheint in diesem Jubiläumsbuch zum erstenmal eine zusammenfassende Geschichte des Landkreises Schwäbisch Gmünd und eine allgemein verständliche Darstellung der besonderen Eigenart der Gmünder Landschaft, deren reizvolle Schönheit nicht nur von den Gmündern gerühmt wird. Für den umfangreichen Bildteil dieser beiden Aufsätze wurden — soweit es sich nicht um Textillustrationen handelte — die schönsten Bildveröffentlichungen aus den „einhorn"-Heften der vergangenen zehn Jahre mit herangezogen. Das gleiche gilt auch für den Beitrag über das Schwäbisch Gmünd von heute. Die Bedeutung Gmünds als Kunststadt wird in zwei Aufsätzen gewürdigt: der eine bringt — seit 1909 zum ersten Male wieder — eine ausführliche, gut bebilderte Beschreibung des Gmünder Münsterschatzes; der andere handelt vom Gmünder Kunstschaffen der Gegenwart.

Dieses Vorwort ist zugleich ein Schlußwort — ein Abschied von meiner journalistischen Arbeit, die ich seit rund fünfzig Jahren, mehr als vier Jahrzehnte davon in Schwäbisch Gmünd, freudigen Herzens und mit Begeisterung ausgeübt habe. Mit diesen Zeilen will ich mich, wenige Monate nach meinem 85. Geburtstag, jetzt auch von den Lesern des „einhorn" verabschieden, denen ich mich in der Liebe und Treue zur gemeinsamen Heimat auch weiterhin verbunden weiß. Ich schließe mit dem Wunsche, daß diese Zeitschrift, die ich vor zehn Jahren mit aus der Taufe gehoben habe, auch im zweiten Jahrzehnt ihres Bestehens getreu ihrem Wollen wirken kann und einen weiteren Aufschwung nehme.



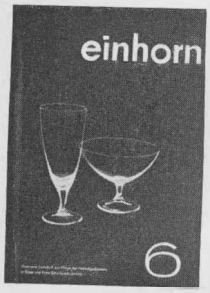
einhorn
1

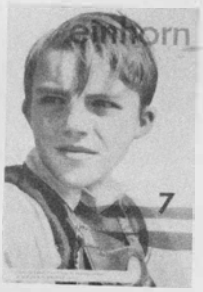
einhorn
2

einhorn

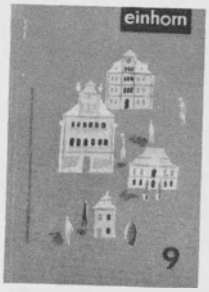
einhorn
4

einhorn


einhorn
6

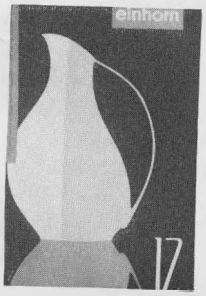

einhorn
7

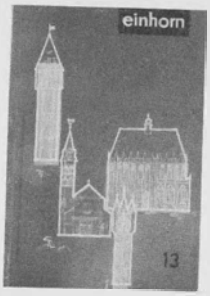
einhorn

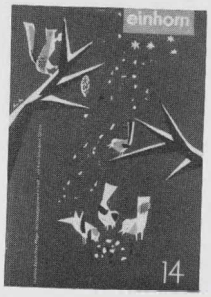

einhorn
9

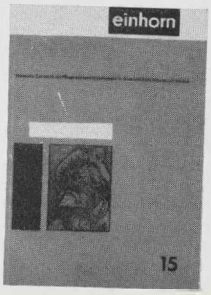
einhorn
10

einhorn
11


einhorn
12


einhorn
13

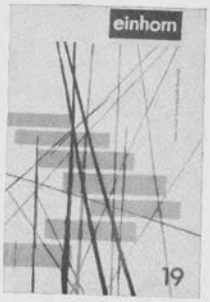

einhorn
14


einhorn
15

einhorn
16

einhorn
17

einhorn
18


einhorn
19

einhorn
20

Zum 61. Male: Umschlaggestaltung Alfred Lutz

Dr. Hermann Baumhauer

Auch das ist ein Jubiläum: durch zehn Jahre hindurch einer Zeitschrift das äußere Gesicht gegeben zu haben. Wenn dieses Jubiläumsbuch erscheint, trägt das „einhorn" zum 61. Mal den Vermerk „Umschlaggestaltung: Alfred Lutz". Grund genug, den 1919 in Villingen geborenen Gmünder Graphiker in seinem häuslichen Atelier in der Karl-Lüllig-Straße zu besuchen.

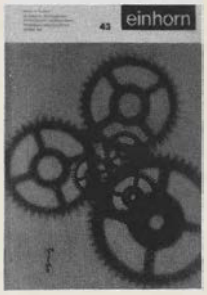
Er erinnert sich der „einhorn"-Planung, als wäre sie gestern gewesen. Seit Ende 1948 in Gmünd ansässig, begrüßte er die Idee einer anspruchsvollen Heimatzeitschrift mit der Aufgeschlossenheit eines „Zugereisten", der seinen neuen Wohnort als Geschichts- und Lebensraum erkennen möchte, um ihn für sich als Heimat zu erwerben. Wieviele Wurzeln hatten Krieg und Kriegsfolgen durchschnitten, wieviele in alle Winde zerstreuten Ableger suchten nach neuem Muttergrund! Altes und Neues harmonisch zueinanderzuführen und eine neue, gemeinsame Heimat vorzubereiten — es war eine ausgezeichnete und notwendige Idee, die dieser neuen Zeitschriftenplanung zugrunde lag. Man hatte zunächst an ein von Heft zu Heft wechselndes Titelfoto gedacht. Lutz schlug einen graphisch gestalteten, modernen Umschlag vor; Bedenken, ein Umschlag dieser Art werde „beim einfachen Mann" nicht ankommen, beantwortete er damals wie heute mit der Meinung: „Courage wird immer anerkannt". Er sollte recht damit behalten. Einundsechzigmal in zehn Jahren.

Es ist nun freilich anzumerken, daß ein solcher Erfolg nur aus einem schöpferischen Zusammenspiel von Verleger und Graphiker gewonnen werden kann. Die „freie Hand" des Gestalters braucht den unabhängigen, offenen Sinn des Herausgebers, der nicht nur gewähren läßt, sondern aus der geistigen Konzeption seiner Zeitschrift die Maxime für die Gestaltung ihres äußeren Erscheinungsbildes zu erkennen vermag. Schon ein flüchtiger Blick auf die 61 Titelseiten des „einhorn" beweist, wie rasch sich beide, Herausgeber und Graphiker, diese Gestaltungsmaxime gemeinsam erarbeitet haben. Unleugbar: das ganze hat Linie, hat Gesicht.

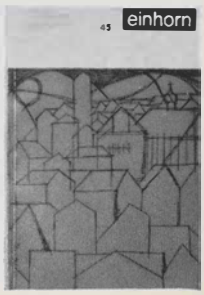
Alfred Lutz liebt in seinen Entwürfen Prägnanz und Eleganz, erstere strebt nach möglichst dichter Übereinstimmung von Inhalt und Umschlagsmotiv, letztere nach geschmackvoller Repräsentation. Auch die jahreszeitliche Stimmungslage kalkuliert seine Kunst des Präsentierens mit ein. Prägnanz ist auf möglichst beziehungsreiche, jedoch einfache Bildzeichen angewiesen; sie weiß, daß die illustrierende oder bloß reproduzierende Geschwätzigkeit nicht nur altmodisch, sandern auch neugiertötend wirkt. Und Eleganz ist jener besondere Pfiff des Sichdarbietens, der dem sauberen Handwerk den Kuß der Muse aufdrückt. Beides kann ein Graphiker nur bis zu einem gewissen Grade lernen, das Übrige muß seine schöpferische Vorstellungskraft dazu tun: jenen geheimen Funken, der sich blitzartig mitteilt und einen sozusagen auf Anhieb für sich gewinnt. Unter den 61 „einhorn"-Entwürfen von Alfred Lutz finden sich meisterliche Beispiele dafür, ob sie nun aus einfachen geometrischen Spannungsgefügen bestehen, bunten Mosaiken ähneln oder verspielte Figurinen über den Umschlag schweben zu lassen. Vor allem, wenn zwischen Frühling und Herbst die Farben blühen, hat Lutz seine gute Zeit und der Leser seine blanke Freude an den heiteren Einladungen der „einhorn"-Umschläge.

41
einhorn

42
einhorn

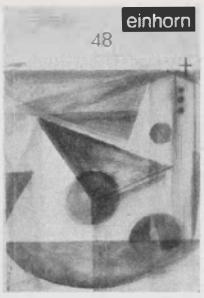

43
einhorn

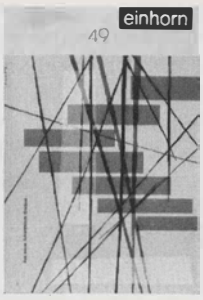
44
einhorn


45
einhorn

46
einhorn

47
einhorn

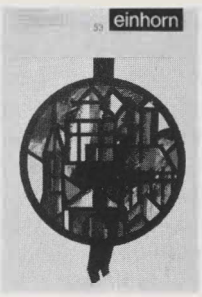

48
einhorn


49
einhorn

einhorn
50
einhorn

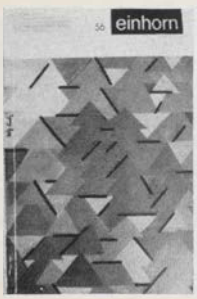
51
einhorn

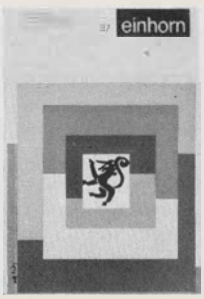
52
einhorn


53
einhorn

54
einhorn

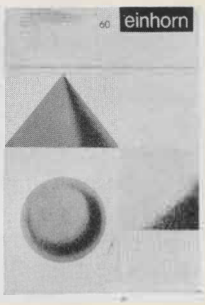
55
einhorn


56
einhorn


57
einhorn

einhorn

59
einhorn


60
einhorn

160 Jahre Landkreis Schwäbisch Gmünd

Dr. Werner Kaufmann-Bühler

Das Landratsamt Schwäbisch Gmünd hat, wie heute alle Landratsämter in Baden-Württemberg, eine Doppelfunktion: Es ist zunächst die Behörde des Landkreises, einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft, die ein Gebiet von zur Zeit 35 Gemeinden umfaßt und diese nach den Grundsätzen der Selbstverwaltung bei der Erfüllung ihrer Aufgaben unterstützt und zu einem gerechten Ausgleich ihrer Lasten beiträgt. Ferner ist das Landratsamt untere Verwaltungsbehörde und damit weisungsgebundene Staatsbehörde. In dieser Eigenschaft führt es auch die Rechtsaufsicht über die kreisangehörigen Gemeinden (ausgenommen die Große Kreisstadt Schwäbisch Gmünd). Gemeinsam ist beiden Funktionen, daß unter der Leitung des Landrats im öffentlichen Interesse Aufgaben erfüllt werden, und zwar in der Form verwaltender Tätigkeit, die, allerdings nur unvollkommen, als Ausführung von Gesetzen unter Bindung an diese Gesetze gekennzeichnet wird. Die Tätigkeit des Landrats ist somit grundsätzlich unpolitisch. Anders die Entstehung des Landkreises.

Die Entstehung des Oberamts Gmünd

In den Revolutionskriegen ausgangs des 18. Jahrhunderts verlor das Herzogtum Württemberg seine linksrheinischen Besitzungen an Frankreich, und zwar die Grafschaft Horburg, die im Oberelsaß in der Nähe von Colmar gelegene Herrschaft Reichenweiher und die reichsunmittelbare und reichslehenbare gefürstete Grafschaft Mömpelgard (das heutige südlich von Belfort gelegene Montbéliard), für das dem Herzog im Reichstag eine zweite Stimme zustand. Als Entschädigung sollte nach dem Sonderfrieden von Paris 1802 das Gebiet von Reichsstädten, Propsteien, Klöstern und Abteien an das Herzogtum Württemberg fallen. Hiervon betroffen waren auch die Freie Reichsstadt Gmünd und die gefürstete Propstei Ellwangen, die 145 qkm (= 31%) und 24 qkm (= 5%) der Fläche des heutigen Landkreises Schwäbisch Gmünd besaßen.
Am 6. September 1802 kam der herzogliche Regierungsrat Reischach nach Gmünd, um die Besetzung der Stadt anzukündigen. Württembergische Truppen trafen bereits drei Tage später ein. Endgültig eingegliedert in das Herzogtum wurde Gmünd am 25. November 1802, als der herzogliche Kammerrat Bernritter die städtischen Ratsherren Handtreue auf den neuen Landesherrn schwören ließ. Allenthalben wurde das städtische Wappen, das Einhorn, abgeschlagen und durch die herzoglichen Embleme ersetzt. Am 1. Dezember 1802 übernahm der württembergische Hofkommissär Sattler die Regierung der Stadt und des umliegenden, zur Stadt gehörigen Gebiets.
Mit „Generalreskript vom 7. Dezember 1802, die Besitznahme der neu erworbenen Landestheile betreffend", teilte Herzog Friedrich II. unter der üblichen Anrede „Unsern Gruß zuvor, Lieber Getreuer!" in einer für die bisher freie Reichsstadt wenig schmeichelhaften Weise mit, daß „Wir nunmehr von den uns zugefallenen Entschädigungsobjekten, nämlich: von Ellwangen... Gmünd.. als Landesherr Besiz genommen haben" und „jene Länder und Städte als nunmehr Uns unterworfen betrach-

König Friedrich, der als Herzog Friedrich II. die Freie Reichsstadt Gmünd in Besitz nahm

tet werden". Die Besetzung wurde zu Anfang des Jahres 1803 im Reichsdeputationshauptschluß sanktioniert. Die bedeutenden territorialen Umschichtungen, die er vorsah, waren bereits vollzogen, so daß er lediglich die rechtliche Bestätigung einer schon abgeschlossenen Entwicklung darstellt. Dies gilt auch für § 6 des Beschlusses, der dem „Herzoge von Wirtemberg" u. a. die „Probstey Ellwangen" und die Reichsstadt „Gemünd" zusprach.

Sofort nach der Besitzergreifung der neu erworbenen Gebiete regelte Friedrich ihre Verwaltung. „So haben wir es Unser erstes Geschäft seyn lassen, die Grundzüge für die Verwaltung dieser Lande Höchstselbst zu entwerfen", heißt es im Organisationsmanifest für die neu erworbenen Lande vom 1. 1. 1803.

Es fällt auf, daß Friedrich die neuen Gebiete nicht in die Verwaltung der alten württembergischen Gebiete eingliederte. Der Grund wird in seinem Streben nach absoluter Herrschaft zu sehen sein, wobei er eine verfassungsmäßige Bindung, wie sie für das alte Württemberg die Verträge mit der Landschaft darstellen, vermeiden wollte. So klingt es nicht ganz glaubhaft, wenn es nach dem Organisationsmanifest „Unsere angelegentlichste Sorge ist, Unsere neuen Unterthanen die Früchte ihrer Vereinigung unter Unserer Regierung so bald wie möglich genießen zu lassen, und die nöthigen Verfügungen zu Gründung ihres Wohlstands ohngesäumt zu treffen." Immerhin ist zu beachten, daß die Reichsstadt Gmünd um 1800 wirtschaftlich völlig danieder lag und ihre Eingliederung ins württembergische Staatsgebiet im Laufe der Jahre doch eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse mit sich brachte.

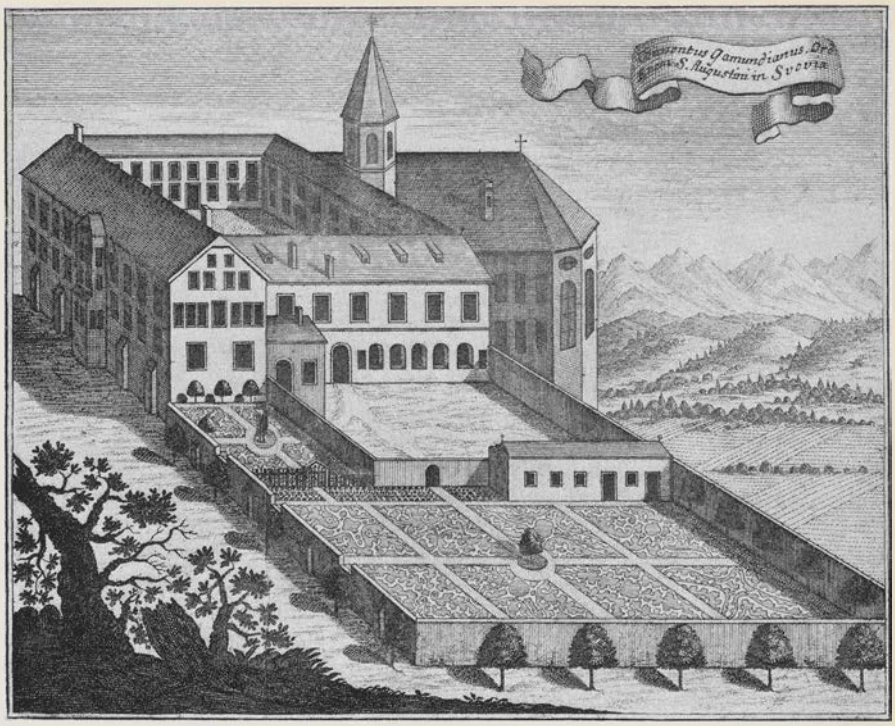
Im Organisationsmanifest ist zum ersten Mal das „Oberamt Gmünd" als Verwaltungseinheit aufgeführt. Das neue Reglement war ab 15. 2. 1803 zu befolgen. Seit diesem Tag gibt es in der württembergischen Geschichte ein Landratsamt Schwäbisch Gmünd, das sich nur dem Namen nach, nicht aber nach seinen Funktionen, von dem früheren Oberamt Gmünd unterscheidet.

Das Oberamt Gmünd bestand im Jahre 1803 im wesentlichen aus dem Gebiet der früheren Reichsstadt Gmünd, das durch Neuerwerbungen und vor allem durch Stiftungen des spendenfreudigen ausgehenden Mittelalters an das Spital und die Klöster (Franziskaner, Augustiner, Dominikaner, Gotteszell, St. Ludwig, Kapuziner u. a.) weit über das Stadtgebiet hinausgewachsen war. Im Norden reichte der städtische Besitz bis über Spraitbach hinaus, im Süden bis Straßdorf, Weiler i. d. B., Möhn- und Kitzinghof, im Westen bis zum Sachsenhof und im Osten bis über Mögglingen hinaus. Zum Oberamt kam ferner das Gebiet „des Capitelschen Vogtamts Waldstetten", das vorher im Besitz der Propstei Ellwangen gewesen war.

Das Oberamt Gmünd entsprach nach Aufgaben und Struktur den Oberämtern im altwürttembergischen Gebiet, die auf die von den Hohenstaufen eingesetzten Landschaftspflegen zurückgehen. Die Staufer waren im 12. Jahrhundert davon abgegangen, ihr Haus- und Reichsgut als Lehen zu vergeben. Stattdessen teilten sie ihr Gebiet in größere Bezirke, sogenannte Landpflegen, ein. Diese zerfielen in einzelne Vogteien oder Ämter, die aus einer Burg oder einem größeren, befestigten Marktflecken und den jeweils umliegenden Gemeinden bestanden. Hierfür bildete sich später die Bezeichnung „Stadt und Amt". An der Spitze eines jeden dieser unteren Verwaltungsbezirke stand ein staufischer Beamter, der jederzeit absetzbar war. Er trug die Bezeichnung „Vogt", später „Amtmann" oder „Keller", und wurde seit 1759 „Oberamtmann" genannt. Der Amtmann hatte in seinem Gebiet umfassende Zuständigkeiten. Er war zugleich oberster militärischer Befehlshaber, Polizeichef, oberster Finanzbeamter und höchster Richter. Dieses Prinzip der Verwaltung setzte sich allgemein durch. Es wurde von den anderen Landesherren, wie den Wirtembergern, aber auch von den Reichsstädten übernommen. So hatte die Reichsstadt Gmünd ihr Gebiet in vier Unterämter eingeteilt, von denen das Amtshaus in Iggingen heute noch Zeugnis gibt. Das Amt ist der Vorläufer des Kreisverbandes, der Amtmann der Vorläufer des Landrats.

Als Friedrich 1802 von der Reichsstadt Besitz ergriff, fand er ideale Verhältnisse für die Einrichtung eines Oberamtes vor: eine von Mauern umgebene Stadt, der das ringsum gelegene Land gehörte. Sitz des Amtes wurde das Gebäude des Augustinerklosters, in dem die Verwaltung über 150 Jahre lang blieb. Der Oberamtmann hatte alle die oben beschriebenen Befugnisse im gesamten Amtsbezirk und war ferner noch Stadtmagistrat, d. h. Amtsvorsteher der Stadt Gmünd, was für die bisherige Reichsstadt besonders einschneidend war. Dagegen war er nicht oberster Finanzbeamter, da die Finanzverwaltung in den 1802/03 erworbenen Gebieten den neu eingerichteten Kameralämtern übertragen wurde. Dem Oberamtmann stand die Amtsversammlung zur Seite.

Trotz der absolutistischen Bestrebungen Friedrichs darf man sich das Oberamt nicht ausschließlich als staatlich dirigierte Verwaltungsbehörde vorstellen. Elemente der Selbstverwaltung waren von vornherein gegeben. Für die neuen Gebiete waren sie aus Alt-Württemberg übernommen worden. In diesem Sinn heißt es im Königl. Generalreskript vom 10. September 1807, daß „sämtliche Gemeinden eines Oberamts eine Corporation und Gesellschaft bilden". Die Vertretung dieser Corporation war die Amtsversammlung, der die Bürgermeister der Amtsstädte und die Schultheißen der Gemeinden angehörten. Unter dem Vorsitz des Oberamtmanns trat sie ein- bis zweimal jährlich zur Entscheidung über die wichtigsten gemeinschaftlichen Angelegenheiten zusammen. Sie entschied vor allem über die Aufteilung des „Amts- und Landschadens"; so bezeichnete man damals die öffentlichen Abgaben, die von den einzelnen Gemeinden aufzubringen waren und je nach deren Größe und Leistungsfähigkeit unterschiedlich bemessen wurden. Der Landschaden war die vom Oberamt an den Staat abzuführende Abgabe, der Amtsschaden das von der Amtskörperschaft



Das ehemalige Augustiner-Kloster war von 1802 bis 1956 Sitz der Oberamts- bzw. der Kreisverwaltung

zur Erfüllung ihrer Aufgaben benötigte Geld. Die Aufgaben der Amtsversammlung werden heute von Kreisrat und Kreistag wahrgenommen. Dem Amtsschaden entspricht die Kreisumlage.

Die im Organisationsmanifest 1803 ausgesprochene Absicht, das allgemeine Wohl der Gemeindebürger zu fördern, wird leicht getrübt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß nunmehr die Steuern und Einnahmen an den württembergischen Staat fielen. Und Friedrich brauchte Geld, schon für die Repräsentationsbauten in Stuttgart, die zur Manifestation der 1803 erworbenen Kurfürstenwürde und der 1806 angenommenen Königswürde nötig waren. So ist es nicht erstaunlich, wenn man auf der ersten Seite des ältesten erhaltenen Protokolls der Stadt- und Amtsversammlung vom 22. Oktober 1803 von der „Schazung und respect Steuer Umlagen von Martinij 1802 biß Georgii 1803" liest. Unter „Schazung" ist eine außerordentliche Landessteuer zu verstehen, die neben den jährlichen Abgaben und Umlagen zur Hilfe aus Not oder zur Tilgung von Schulden erhoben wurde. Daß auf der allerersten Sitzung der Amtsversammlung des Oberamts Gmünd dieses Thema behandelt wurde, zeigt, wie wichtig es dem Landesherrn war, zu Geld zu kommen.

Auch für das Militär war der Aufwand in dieser Zeit der napoleonischen Kriege hoch. So wird man in der Besetzung der Stadt durch württembergische Truppen nicht nur einen Akt der Okkupation und der Sicherung des neu erworbenen Landes, sondern zugleich die Versorgung dieser Truppen zu sehen haben. Denn es war jeweils Verpflichtung einer besetzten Stadt, für Quartier und Unterhalt der Truppen zu sorgen. Der damalige Zustand unterscheidet sich kraß von der heutigen Rechtslage, nach der alle Besatzungs- und Manöverschäden vom Staat voll entschädigt werden.

Nach dem „Churfürstlich-Würtembergischen Adreß-Buch" für das Jahr 1804 zählte das Oberamt 12450 Einwohner. In der Stadt Gmünd waren es 5316 und im „Amt Gmünd" 7134 „Seelen", von denen 543 auf das „Schultheisenamt Bargau (Bargau,

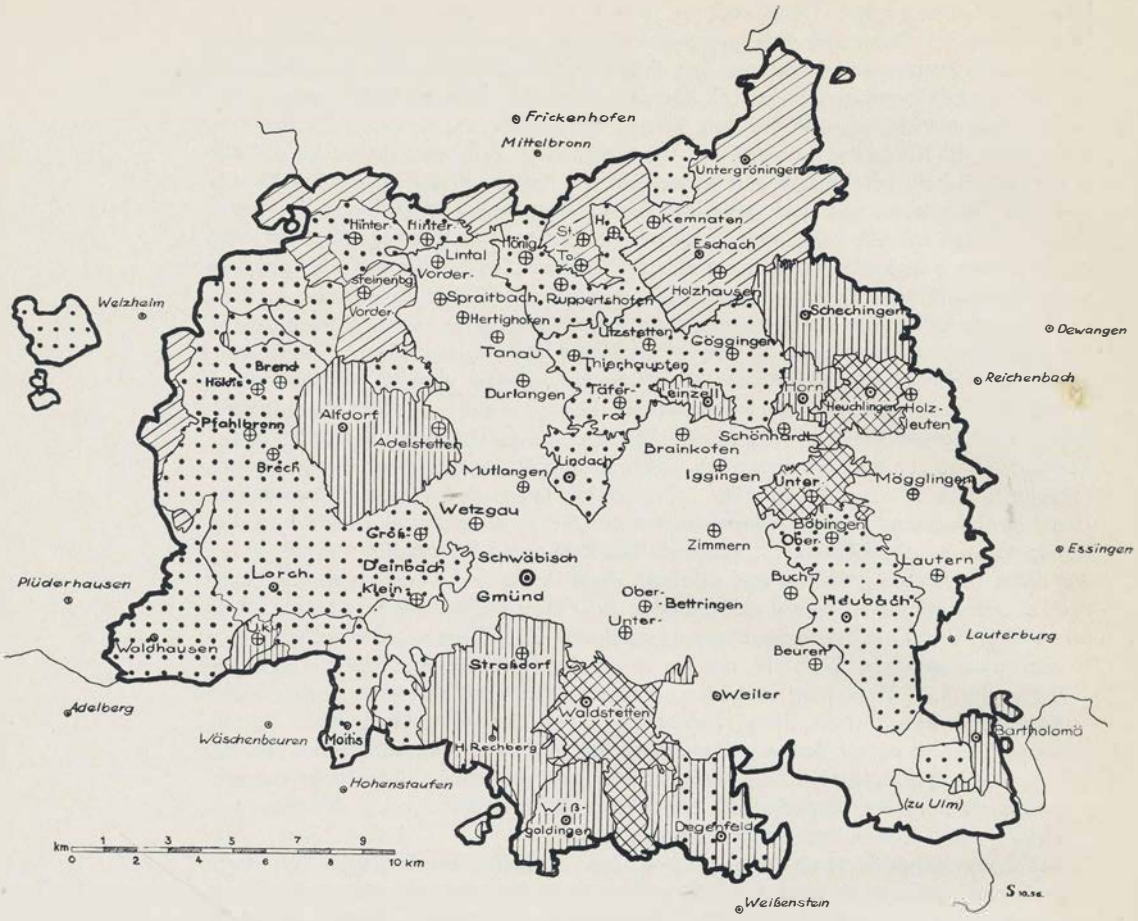
Buch, Beuren in den Bergen, Möhn-Kitzing-Halden-Bürg-Lauch- und Gängerhof), 936 auf das Schultheisenamt Mögglingen (Mögglingen, Lauteren), 884 auf das Schultheisenamt Iggingen (Iggingen, Herlighofen, Brainkofen, Schönhardt incl. Lust-Delzer- und Kraumhof), 211 auf das Schultheisenamt Holzhausen (Holzhausen, Göggingen, Kimnauten, Steinebach, Mittelbronn samt dem Steinhöfle), 788 auf das Schultheisenamt Muthlang (Muthlangen, Pferspach, Wezgau, Adelstetten, Waldau, Groß- und Klein-Theinbach, Sachsenhof), 524 auf das Schultheisenamt Böbingen (Oberböbingen, Unterböbingen, Hussenhofen und Burgholzhof, Zimmern), 899 auf das Schultheisenamt Waldstädten (Waldstädten, Weiler Stoffel, Kitzen, Thanweiler incl. der Aushöfen), 1185 auf das Schultheisenamt Bettringen (Oberbettringen, Unterbettringen, Weiler, Hettlesweiler, Straßdorf, Lendenhof, Schönnbronn, Schlett-Schieren-Schurren- und Schnellhöfle) und 1 164 auf das Schultheisenamt Spraitbach (Spraitbach incl. der Aushöfe, Herlikofen, Zimmerbach, Thanau, Durlangen, Vorderlinthal, Schlechtbach und Spazenhöfle, Thierhaupten samt Koppen-Kreuzhöfle, Vorder- und Hinter-Steinenberg)" entfielen.

Die Gebietseinteilung der württ. Verwaltungsbezirke hat sich in den Jahren nach 1803 mehrmals geändert. Hiervon war auch das Oberamt Gmünd betroffen. Mit der Annahme der Königswürde entledigte sich Friedrich der in den altwürttembergischen Gebieten bestehenden Bindungen an die ständische Verfassung. Das „Geheime-Raths-Collegium" wurde durch Generalreskript vom 7. Januar 1806 durch eine oberste königliche Verwaltungsbehörde, das „Königliche Staats-Ministerium" ersetzt. Bereits am 30. Dezember 1805 war den Ständen das Recht der Mitbestimmung bei der Erhebung und Verwaltung der Steuern genommen worden, indem der König einen seiner Beamten durch einfaches Dekret anwies, die ständischen Kassen und Papiere zu versiegeln und wegzunehmen. Damit war der Weg frei, die alten und neu erworbenen Gebiete zu einem lebensfähigen Staat mit gleichen Rechten und Pflichten für alle zusammenzufassen.

Im Organisationsmanifest vom 28. März 1806, das die einheitliche Verwaltung für das gesamte Königreich einführte, wurde das Staatsgebiet in zwölf Kreise eingeteilt. „Die zu jedem Kreis gehörigen Aemter und Ortschaften behalten Wir Uns vor, hienächstens bekannt zu machen", heißt es in § 22 des Manifestes.

Unter dem Stichwort „Aemter-Combination" wurden aus aneinandergrenzenden alt- und neuwürttembergischen Gebieten gleichartige Verwaltungsbezirke mit durchschnittlich 20000 Einwohnern gebildet. Die Zahl von 140 Oberämtern wurde in den nächsten Jahren auf 65 herabgesetzt. An das Oberamt Gmünd wurde das bisher altwürttembergische Oberamt Heubach angegliedert. Durch „allerhöchste Decrete vom 20. Dec. 1806 und 25. April 1807" haben „Se. Kön. Maj. . . . in Beziehung auf neue Regulirung der Kön. Justiz- und Cameralbeamtungen . . . festzusezen allergnädigst geruht", daß „mit dem Oberamt und der Cameralverwaltung Gmünd, Heubach in stabs- und cameralamtlicher Hinsicht combinirt" bleibt. Die „stabsamtliche Combination" bedeutet, daß die Befugnisse des letzten Oberamtmanns in Heubach, Georg Friedrich Fischer, auf den Gmünder Oberamtmann übergingen. 1805 zählte die Stadt Heubach 870 Einwohner, zu denen „4 in Beuren in Bergen, 11 in Buch, 517 im Kammerort Lindach, 201 in Ober-Bebingen, 7 in Unter-Bebingen und 12 in Möklingen, Zimmern, Schönhardt und Ober-Betringen" hinzukamen. Zur Amtsversammlung am 5. Oktober 1806 kamen Vertreter „von Heubach erstmals, weil dem hiesigen Oberamt die Besorgung des letzteren auch allergnädigst übertragen worden". In der Anwesenheitsliste wurden sie gesondert geführt. Bereits in der nächsten Amtsversammlung vom 26. Oktober 1806 wurden sie unter die Vertreter „vom Amt" gemeinsam mit den einzelnen Schultheißen eingereiht.

Auch nach der Inbesitznahme der Reichsstädte und der geistlichen Territorien sowie der Einführung der einheitlichen Verwaltung für Neu- und Altwürttemberg bildete das Königreich kein geschlossenes Gebiet. Allenthalben im Lande zerstreut befanden sich Inseln souveränen ritterschaftlichen Besitzes, die Friedrich ebenfalls alsbald dem Königreich angliederte (siehe nebenstehende Karte). Die Grundlage hierzu gab der Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805, in dem der Kaiser weitestgehend auf



Karte des Landkreises Gmünd Herrschaftsverhältnisse um das Jahr 1800

Gebiet der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd mit den Ämtern Bargau, Bettringen, Iggingen und Spraitbach.

Gebiet der gefürsteten Propstei Ellwangen mit dem Vogtamt Heuchlingen und den Ämtern Böbingen und Waldstetten.

Gebiet des Herzogtums Württemberg mit dem Amt Heubach (Heubach, Oberböbingen, Lindach) und Teilen der Ämter Schorndorf (Waldhausen) und Göppingen (Maitis), der Klosterämter Lorch, Königsbronn, Adelberg und Anhausen, und des Kammerschreibereiamts Welzheim.

Reichsritterschaftliche Gebiete: v. Holtz (Alfdorf, Bartholomä, Wißgoldingen, Tannhof, Unterkirneck), v. Rechberg (Rechberg, ½ Degenfeld), v. Beroldingen (Horn), v. Adelmann (Schechingen), v. Lang (Leinzell), v. Freiberg/v. Taxis (Ziegerhof) und v. Degenfeld (Hetzenhof).

Gebiet der früheren Grafschaft Limpurg:
Herrschaft Limpurg-Sontheim-Gröningen (mit Eschach, Obergröningen, Untergröningen),
Herrschaft Limpurg-Gaildorf-Wurmbrand (Vordersteinenberg, Kapf, Nardenheim),
Herrschaft Limpurg-Sontheim-Gaildorf-Pückler (Birkenlohe, Seifertshofen, Tonolzbronn, Wahlenheim, Haghof, Metzelhof).

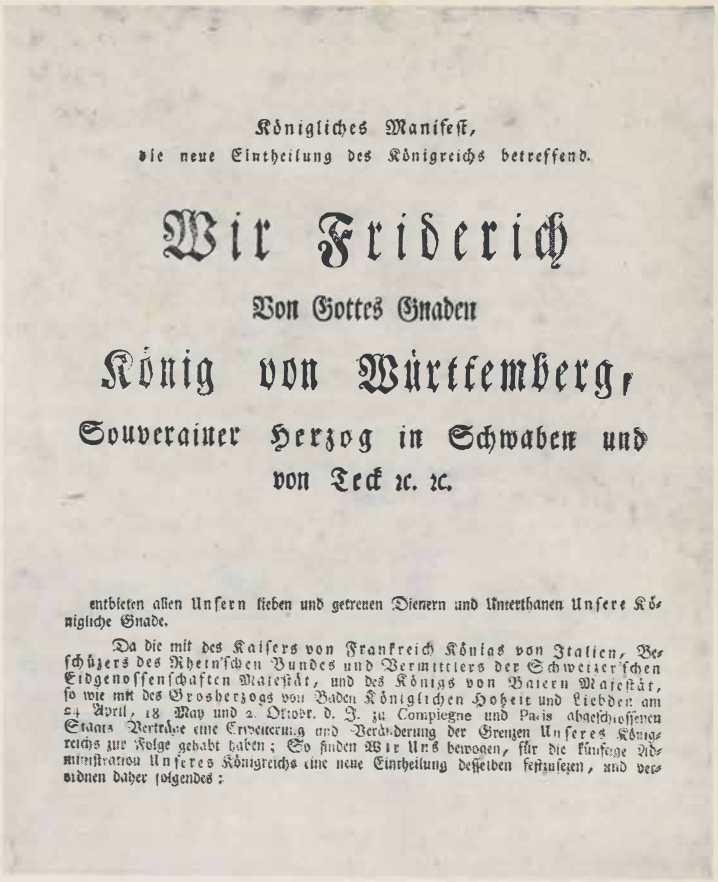
⊕ Orte, in denen außer dem aus der Flächendarstellung ersichtlichen Grundherrn noch andere Herrschaften Untertanen hatten.

H = Helpertshofen St = Steinenbach To = Tonolzbronn Uk = Unterkirneck

seine Rechte verzichtete. Dort heißt es in Art. XV: „Se. Majestät der Kaiser von Deutschland und Österreich entsagt sowohl für sich, seine Erben und Nachfolger, als auch für die Prinzen seines Hauses, ihre Erben und Nachfolger, allen Gerechtsamen der Souveränität sowohl, als des Lehenrechts, allen und jeden wirklichen oder eventuellen Ansprüchen auf alle Staaten, keinen ausgenommen, in deren Besitze Ihre Majestäten die Könige von Baiern und Würtemberg ... sind, und überhaupt auf alle in den bairischen, fränkischen und schwaebischen Kreisen liegende Staaten, Domänen und Gebiete, so wie auch allen auf diesen Domänen und Gebieten lastenden Titeln". Hieran schließt sich lückenlos das Organisationsmanifest vom 18. März 1806 an, in dessen § 26 Friedrich kurz und klar bestimmte: „Die adelichen Güter gehören zu demjenigen Kreise, in dem sie gelegen sind, oder an welchen sie mit dem größten Umfange anstoßen. Von den Beamten, Geistlichen, übrigen Dienern und Hintersassen des Adels wird die Huldigung Unseren Königlichen Beamten abgelegt." Eine Bestätigung dieser Entwicklung brachte die Rheinische Bundes-Akte vom 12. Juli 1806, deren Artikel 25 lautet: „Ein jeder der konföderirten Könige und Fürsten soll die in seinen Besitzungen eingeschlossene ritterschaftliche Güter mit voller Souverainität besitzen." Die Zuordnung zu den Oberämtern im einzelnen ergibt sich aus dem „Königl. Staats-Ministerial-Dekret" vom 7. Juli 1807. „Se. Königl. Majestät haben zur Begründung einer vereinfachten gleichen Administration für die Ausübung und Verordnung der Königl. Souverainitäts-Rechte ... folgende Bestimmungen festzusezen geruht:
Sämtliche fürstliche, gräfliche und adeliche Patrimonial-Aemter werden nach der Lokalität entweder bereits bestehenden oder neu angeordneten Königl. Ober-Beamtungen und Cameral-Verwaltungen zugetheilt." Zum Oberamt Gmünd kamen:

1. das Patrimonialamt Alfdorf, das im Besitz der Freiherrn vom Holtz war. Seine insgesamt 3257 Einwohner verteilten sich auf „Alfdorf mit den Hintersaßen in den Königl. Weilern: Strübel, Brand, Schlechtbach, und den Höfen Hasselbach, Schälli, Leinhalden, Mayerhof, Bonholz, Meuschenmühl, in Holzhausen, Adelstetten, Thenne, Aichelberg, Bartholomä, sowie Wißgoldingen mit Thannhof, Gilgen oder Langendobelhof, Bärenhof, Staudenhof, Hasenhöfle, Schurrenhof, und in Reichenbach, Birkhäuslein, Krazer, Bronnforst, Forstwaasen",
2. das Patrimonialamt Hohenrechberg, das im Besitz der Freiherrn von Rechberg war. Seine insgesamt 1890 Einwohner verteilten sich auf Hohen-Rechberg, „Schloß und Amt mit Hinterweiler, Vorderweiler, Mettlangen, Hostett bei Mettlangen, Reuprechtsweiler, und den Theilen an den miscirten Orten: Straßdorf, Ottenbach mit Einschluß des sonst zu Weisenstein gehörigen Theils und der Aushöfen, Krummwälden, Küzen, Muthlangen, Staudenhof, Dangelhof, Bühlhof, Schillingshof, Bärenhof, Waldenhof, Fladenhöfle, Kleinischhof, Lindenhöfle, Mühleisenhof, Schluntershof, Bläsishof, Krughof, Bernardshof, Merzenhof, Fuchshöfle, Stollenhof, Hokenschuh, Streitmühle, Pfeilhaldenhof bei Gmünd. Ferner mit den vorhin zu Donzdorf und Weisenstein gehörigen Orten Reichenbach und Bärenbach samt den Hintersaßen in Degenfeld",
3. das Patrimonialamt Horn, das im Besitz der Grafen von Beroldingen war. Seine insgesamt 254 Einwohner verteilten sich auf Horn, Pfaffenhäuslein und Mühlholz,
4. das Patrimonialamt Lautern, das im Besitz der Freiherrn von Wöllwarth war. Es bestand aus „Lautern (vermischt zu ¼) mit Schloß Hohenroda, und den Hintersaßen zu Beuren in Bergen, 2 Unterthanen und in Oberbäbingen 1 Unterthan",
5. das Patrimonialamt Leinzell, das im Besitz der Herren von Lang war. Seine 726 Einwohner verteilten sich auf „Leinzell, mit einzelnen Hintersaßen in Göggingen."

Im Jahre 1809 folgte die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit.
In den nächsten Jahren gab es noch etliche Grenzverschiebungen. An das 1807 aus ritterschaftlichem Besitz (ursprünglich der Grafen von Limpurg) neu gebildete Oberamt Gaildorf fielen 1808 u. a. die Orte Ruppertshofen, Frickenhofen, Mittelbronn, Holzhausen, Kemnaten. Durch Königliche Verordnung vom 11. April 1810 wurden die Oberämter neu eingeteilt. Hier findet sich zum ersten Male eine genaue Übersicht über das Gebiet des Oberamts Gmünd. Es heißt dort:



Königliches Manifeſt,
die neue Eintheilung des Königreichs betreffend.

Wir Friderich

Von Gottes Gnaden

König von Württemberg,

Souverainer Herzog in Schwaben und von Teck ꝛc. ꝛc.

entbieten allen Unſern lieben und getreuen Dienern und Unterthanen Unſere Königliche Gnade.

Da die mit des Kaiſers von Frankreich Königs von Italien, Beſchützers des Rheiniſchen Bundes und Vermittlers der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaften Majeſtät, und des Königs von Baiern Majeſtät, ſo wie mit des Grosherzogs von Baden Königlichen Hoheit und Liebden am 24 April, 18 May und 2. Oktobr. d. J. zu Compiegne und Paris abgeſchloſſenen Staats-Verträge eine Erweiterung und Veränderung der Grenzen Unſeres Königreichs zur Folge gehabt haben; So finden Wir Uns bewogen, für die künftige Administration Unſeres Königreichs eine neue Eintheilung deſſelben feſtzuſetzen, und verordnen daher folgendes:

Im Königlichen Manifest vom 27. Oktober 1810, veröffentlicht im württ. Regierungsblatt, wird die neue Einteilung des Königreichs Württemberg bekannt gemacht

„Oberamt G m ü n d
a) Die Stadt- und Amtsschreiberei G m ü n d bestehet nach der neuerlichen Eintheilung aus folgenden Ortschaften: Gmünd Stadt, mit darzu gehörigen Höfen, Bargau, samt Höfen, Iggingen samt Herlikofen und einigen Weilern und Höfen, Lindach samt Muthlangen und Täferroth, Oberbettringen samt Weiler in Bergen sc. Reichenbach und Bärenbach samt Höfen, Rechberg, Hinterweiler und Vorderweiler samt Höfen, Spraitbach samt Weilern und Höfen, Straßdorf samt Filialen, Waldstetten, desgleichen Wetzgau und Wisgoldingen.
b) der Bezirk der Amtsschreiberey H e u b a c h enthält folgende Orte: Heubach samt Höfen und Weilern, Bartholomä, Degenfeld samt Nenningen, Lauterburg, Mögglingen samt Lautern und Höfen, Ober- und Unter-Bäbingen samt Zimmern und Höfen, Göggingen samt Zugehörungen, Horn samt Zugehörungen, und Leinzell."
Ottenbach fiel an das Oberamt Göppingen und Alfdorf an das Oberamt Welzheim, während Spraitbach zurück zum Oberamt Gmünd kam.
Die im wesentlichen abschließende Einteilung brachte das Königliche Manifest, die neue Einteilung des Königreichs betreffend, vom 27. Oktober 1810 (siehe Abbildung). Es sah eine streng zentralistische Organisation nach französischem Vorbild vor. Das Königreich war in zwölf Landvogteien (Departements) gegliedert. „Jeder Landvogtei ist ein Landvogt (Grand Drossard) vorgesetzt. Jede Landvogtei ist in Oberämter (Grands baillages) abgetheilt, welchem ein Oberamtmann (Grand bailli) vorsteht."

Das Oberamt Gmünd zählte zu der „Landvogtei an der Filß und Remß (Departement de la Filz et Rems)". Im einzelnen heißt es dort:
„Oberamt Gmünd — Oberamtmann Milz.
Es gibt an das Oberamt Lorch ab: Die Schultheisserei Wezgau, mit Wezgau, Haselbach, Pfersbach, Waldau, Wüstenrieth und die Schönbrunnerhöfe,
erhält von dem Oberamt Göppingen den Ort Winzingen, und besteht künftig aus den Amtsorten:
Gmünd mit Gorgishof, Rindenbachermühle, Rinnenhof, Rems — Bargau mit Beiswang, Birkhof, Giengerhof, Haldenhof, Kizinghof, Lauchhof, Möhn- oder Thronthalhof — St. Bartholomä — Ober-Bettringen mit Unter-Bettringen, Hertlingsweiler, Kriegshof, Lindenhof, Steinbacherhöfe, Weiler in Bergen, samt Pilsenhof — Oberböbingen mit Unterböbingen, Zimmern — Degenfeld — Göggingen mit Buchhof, Koppenkreut, Mulfingen, Rennmühle, Thierhaupten, Uzstetten — Heubach mit Beuren in Bergen, Buch, Heselschwang — Hohen-Rechberg mit Hinter-Rechberg, Vorder-Rechberg, Bärenhof, Birkhäusle, Fuchs, Häge, Haistaig, Kleinlenshof, Schurrenhof, Krazer, Stollenhof samt Zwickling — Horn mit Pfaffenwirtshäusle und Mühlhölzlen — Iggingen mit Breinkofen, Burgholz, Hörlighofen, Hussenhofen, Schönhardt, Brackwang — Lauterburg mit Hohenrode — Leinzell — Lindach mit Muthlangen, Täferroth samt Mäderhau — Mögglingen samt Christenhof, Lautern, Hermannsfeld, Zollhof — Reichenbach mit Bühlhof, Bärenhöfle, Bärenbach, Dangelhof, Hasenhof, Ilgenhof, Schillingshof, Staudenhöfle samt Bäuerlinshof, Halden- und Rappenhof, Striethmühle, Waldenhof — Spraitbach samt Ziegelhütte und Leinhäusle, mit Beutenhof und Mühle, Durrlangen, Hertighofen, Leinmühl, Thanau, Vorder-Linthal mit Schilbenbühl, Zimmerbach — Strasdorf mit Forstwasen, Unterhäte, Hockenschu, Methlangen samt Hohstätt, Reitprechts samt Hohstett, Schierenhof — Waldstätten, nebst Aichhölzle, Schlatthölzle und Sauerhof, Bläsishof, Braunhof, Bronnforst, Heckenhof, Klosenhöfle, Schlankelens und Pfeilhalden, Schlatthof, Stoffelweiler, Thannweiler, Zusenhof — Wisgoldingen, nebst Thannhof — Rötenbacher-Höfe."
Wenn man von der Abtretung von Lauterburg mit Hohenroden an das Oberamt Aalen im Jahre 1811 absieht, blieb das Gebiet des Oberamts Gmünd 127 Jahre lang unverändert. Die Ersetzung der zwölf Landvogteien durch die vier Kreise (Schwarzwald-, Neckar-, Donau- und Jagstkreis) im Jahre 1817 ließ den Gebietsbestand des Oberamts Gmünd unberührt. Friedrich war es also gelungen, in wenigen Jahren aus Gemeinden verschiedensten historischen Herkommens eine lebensfähige Verwaltungseinheit zu schaffen. Freilich hielt er sich hierbei nicht gerade an nach unseren Begriffen demokratische Spielregeln. Der von oben herab diktierten Neueinteilung der Verwaltungsbezirke war ein tiefer Eingriff in die Selbstverwaltung der Gemeinden vorausgegangen. Durch Verordnung vom 27. April 1808 haben „Se. Königl. Maj. ... allergnädigst zu befehlen geruhet, daß die Schultheißen-Stellen in Zukunft nicht mehr durch die Wahl der Gemeinden besezt werden sollen, sondern daß die Königl. Oberregirung ... den am besten qualificirten zu jeder Schultheißen-Stelle zu ernennen habe." Das Oberamt hatte der Regierung Kandidaten vorzuschlagen, ... „wegen des moralischen Charakters, bisherigen Lebenswandels ... und ob sie im Lesen, Schreiben und Rechnen erfahren, auch einen ordentlichen Aufsaz zu machen im Stande seien, zu bemerken ...". Der Einfluß auf die Besetzung der Schultheißenstellen wirkte sich nicht nur in den Gemeinden, sondern auch in der Amtsversammlung aus, die nunmehr ausschließlich aus dem König genehmen Mitgliedern bestand. Man wird aber diese Maßnahmen Friedrichs nicht nur als Machtanhäufung eines absoluten Herrschers und Entmachtung der regionalen Körperschaften betrachten dürfen. Ohne Zweifel hat er aus Württemberg einen modernen Verwaltungsstaat gemacht und dem Geist der Aufklärung, wenn auch etwas verspätet, im Schwabenland Einlaß gewährt. Als äußere Zeichen des Fortschritts seien nur erwähnt, die „Abschaffung der Tortur" (Generalreskript vom 23. April 1809) und das Verbot einer abgesonderten Beerdigung von Selbstmördern (Generalreskript vom 15. März 1809). Die Umständlichkeit in der Formulierung der Königlichen Edikte und Dekrete darf nicht über die Klarheit des Ziels, einen straff und zentral organisierten Verwaltungsstaat zu schaffen, hinwegtäuschen.

Die Funktionen des Oberamtmanns

Der Oberamtmann hatte ein umfassendes Aufgabengebiet. Er war grundsätzlich für alle Angelegenheiten zuständig, die für die Allgemeinheit von Bedeutung waren. Doch ist die Zeit seit 1800 in zunehmendem Maße durch die Bildung von Sonderverwaltungen gekennzeichnet, deren Beginn die Einrichtung einer eigenen Kameralverwaltung ist. Obwohl die immer weitergehende Spezialisierung der Verwaltung zu steten Ausgliederungen aus dem Aufgabenbereich der allgemeinen Verwaltung führte, hat der Oberamtmann, und auch heute noch der Landrat, seine beherrschende Stellung in dem von ihm verwalteten Bezirk behalten, die vorübergehend, und zwar nach 1945, eine Bedeutung wie noch nie zuvor erlangte.

Verschiedene Beschwerden im Landtag waren der Anlaß für eine Verwaltungsreform König Wilhelms I. Eingehende Bestimmungen über die Verwaltung der Gemeinden und Oberämter finden sich im Edikt vom 31. Dezember 1818, das auf Friedrich List zurückgeht, sowie im Edikt vom 1. März 1822, das die früheren Organisationsedikte ersetzt und eine gründlichere Regelung enthält, ohne sachliche Abweichungen von dem seit 1818 bestehenden Rechtszustand zu bringen. Im Edikt vom 31. Dezember 1818 werden zum ersten Male eingehendere Bestimmungen über die Aufgaben des Oberamtmanns aufgezählt. Es heißt dort:

„Der Oberamtmann ist nicht mehr Richter, auch nicht mehr unmittelbarer Vorsteher der Oberamts-Stadt, hat hingegen als Regierungs-Beamter des Distrikts in allen Beziehungen, in welchen die ausschließliche Competenz einer anderen Stelle nicht unzweifelhaft begründet ist, das öffentliche und Privat-Wohl zu fördern.

Haupt-Gegenstände seines Berufes sind die eigentlichen Regierungs-Sachen, die gesammte Polizey, und die Aufsicht über das Oekonomie- und Rechnungs-Wesen der öffentlichen Körperschaften.

Geringere Gesetz-Uebertretungen, mit Einschluß der sonst auch unter dem Namen von Polizey-Fällen begriffenen gemeinen Vergehen, sodann Verletzungen des Finanz-Interesse erledigt er theils durch eigene Straf-Erkenntnisse, theils durch Entscheidung über die von Straf-Erkenntnissen der Gemeinde-Vorstände ergriffenen Recurse."

Ferner hatte der Oberamtmann die Aufsicht über die Gemeinden des Oberamts zu führen und für „die Beilegung der Irrungen zwischen den Gemeinde-Räthen und Bürger-Ausschüssen" zu sorgen. Jährlich, in den kleineren Gemeinden alle zwei bis drei Jahre, hielt er das Ruggericht ab. Dies war eine Besichtigung der Gemeinde, in der er die Gemeindeverwaltung, insbesondere die Gemeinderechnung, eingehend prüfte, Wünsche und Beschwerden der Gemeinde anhörte, Übertretungen der Gemeindeordnung und leichtere Polizeivergehen rügte und neue königliche Verordnungen bekanntgab. Seit der Verfügung vom 19. Januar 1892 wurden an Stelle der Ruggerichte „Periodische Gemeindevisitationen", in der Regel alle drei Jahre, abgehalten, die mindestens acht Tage vorher mitzuteilen waren. Sachlich bedeutete dies keine Änderung.

Ausdruck der umfassenden Zuständigkeit des Oberamtmanns ist auch § 68 Abs. 2 des Verwaltungsedikts vom 1. März 1822, wo es heißt: „Der Geschäfts-Kreis des Ober-Amtes umfaßt alle diejenigen Gegenstände, welche weder den Gerichts- noch den Finanz-Behörden zugetheilt sind."

Die 1818 durch die Einrichtung von Oberamtsgerichten durchgeführte Trennung von Justiz und Verwaltung war eine nach dem Gewaltenteilungsprinzip längst fällige Maßnahme, die im Edikt allerdings nicht mit verfassungsrechtlichen Erwägungen, sondern mit der Überlastung des Oberamtmanns, der Verteuerung der Rechtshilfe und dem „langsamen Gang der Justiz" begründet ist. Es heißt:

„Noch immer sind die Regiminal-Verwaltung und Aufsicht in allen Beziehungen, die Polizey in allen ihren Zweigen, das Criminal-Wesen und die Leitung sowohl als die unmittelbare Ausübung der streitigen und der willkührlichen Gerichtsbarkeit in dem Geschäfts-Kreise des Oberamtmanns vereinigt, — ungeachtet dem Umfang und der Vielartigkeit dieser Geschäfte, zumal bey einem Distrikte von zwanzigtausend Men-

schen, die Talente, Kenntnisse, praktische Ausbildung und Thätigkeit eines einzigen Mannes, nach den Forderungen der jetzigen Zeit, nicht genügen können."
Daß ferner der Oberamtmann nicht mehr Vorsteher der Oberamtsstadt war, bedeutete nicht nur eine arbeitsmäßige Entlastung für ihn, sondern brachte vor allem der Stadt Gmünd wieder ein hohes Maß an Selbstverwaltung. Auch wurden die Schultheißen wieder frei von der Bevölkerung ohne Zutun der königlichen Regierung gewählt. Nur das Recht der Ernennung nach vollzogener Wahl behielt sich Wilhelm vor.
Die Garantie der Selbstverwaltung der Gemeinden ist auf Friedrich List zurückzuführen. Das Verwaltungsedikt vom 1. März 1822 stellte das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden und Amtskörperschaften pointiert heraus.
Dem Oberamtmann wurden verschiedene Beamte zur Unterstützung beigeordnet. Jeden seiner amtlichen Aufträge, insbesondere aber die Rechnungs- und Kanzleigeschäfte hatte der Oberamtsaktuar, zugleich der gesetzliche Stellvertreter des Oberamtmanns, auszuführen, dem „während der Bekleidung dieser Stelle ... das Heirathen nicht gestattet" war. „Für die Gesundheits-Polizei" wurden „Oberamts-Aerzte, Oberamts-Wund-Aerzte, Heb- und Thier-Aerzte" ernannt. „Für das Hochbau-Wesen, für den Straßen-, Ufer- und Brücken-Bau und andere technische Gegenstände" konnte der Oberamtmann bei Bedarf einen „Amts-Officialen" anstellen.

Die Amtskörperschaft

Geradezu in klassischer Weise definiert das Edikt von 1818 die Aufgaben der Amtskörperschaft: „Die staatsbürgerlichen Angelegenheiten, welchen der Gemeinde-Verband nicht genügt, werden durch den Bezirks-Verband (= Oberamt) befördert." So kommt in unübertrefflich klaren und kurzen Worten zum Ausdruck, daß grundsätzlich jede Gemeinde in eigener Zuständigkeit und Verantwortung ihre öffentlichen Aufgaben erfüllt, die Amtskörperschaft jedoch nur subsidiär handelt, und zwar dann, wenn eine Aufgabe die Kräfte einer einzelnen Gemeinde übersteigt. Nicht so prägnant bestimmt § 75 des Edikts von 1822: „Die zu einem Oberamts-Bezirke vereinigten Gemeinden bilden auch künftig, wie bisher, eine eigene geschlossene Körperschaft, welche ihren Antheil an den öffentlichen Lasten mit vereinigten Kräften trägt, ihre gemeinschaftlichen Zwecke mit vereinigter Anstrengung auf gemeinschaftliche Kosten verfolgt."
Organ der „Oberamts-Corporation" war die „Amts-Versammlung, die unter dem Vorsitz des Oberamtmanns, aus den ersten Ortsvorstehern und anderen Deputirten der Gemeinde-Räthe nach dem Verhältnisse des Steuer-Catasters, in einer Gesammtzahl besteht, die für die Berathung des Bezirkes nicht zu klein, noch für collegialische Geschäfts-Behandlung zu groß ist." Die Stadt Gmünd als größte Gemeinde des Oberamts durfte höchstens „ein Drittheil sämtlicher Amtsdeputirten" stellen.
Die ständische Verfassung vom 25. September 1819 brachte den Amtskörperschaften verfassungsrechtliche Garantien. Den räumlichen Bestand sicherte § 64, wonach Änderungen des Amtskörperschaftsbezirks künftig nur auf Grund eines Gesetzes zulässig waren. Eine finanzielle Sicherung bedeutete die Vorschrift, daß der Staat nicht befugt war, über das Eigentum der Amtskörperschaften „mit Umgehung oder Hintansetzung der Vorsteher zu verfügen" und die Amtskörperschaften nicht „mit Leistungen und Ausgaben beschwert werden" sollten, „wozu sie nicht vermöge der allgemeinen Gesetze, oder kraft der Lagerbücher oder anderer besonderer Rechts-Titel, verbunden" waren. Auch mußte „auf das gesamte Land vertheilt werden, was nicht auf örtliche Bedürfnisse der Amtskörperschaften, sondern zur Erfüllung allgemeiner Landes-Verbindlichkeiten zu verwenden" war.
Die Amtskörperschaft hatte als eigenen Beamten den Amtspfleger. Ihm stand von Amts wegen Sitz und beratende Stimme in der Amtsversammlung zu. Er hatte die Kasse der Amtskörperschaft, die „zur Bestreitung der gemeinsamen Bedürfnisse" diente, zu verwalten und war „zugleich der Ober-Einbringer der auf die Amts-Körperschaft ausgeschriebenen Staats-Steuer." Ferner entwarf er „vor dem Anfang des Rechnungs-Jahres den Amts-Corporations-Etat (das Amtsschadens-Projekt)", worin er vor allem die jährlichen Umlagen der einzelnen Gemeinden vorschlug. Genaue

Im Naturschutzgebiet „Rauhe Wiese", an der von der Amtskörperschaft Schwäbisch Gmünd gebauten Nachbarschaftsstraße Bartholomä–Rötenbach, wurde ein Parkplatz für Autowanderer errichtet

Vorschriften bestanden über die Kassenführung. Für ihre Einhaltung waren „die sämtlichen Mitglieder der Amts-Versammlung, zunächst aber ihr Ausschuß und der Oberamtmann mit ihrem eigenen Vermögen für sich und ihre Erben verantwortlich."

In § 87 des Edikts von 1822 kommt die Verflechtung von Oberamt und Amtskörperschaft augenfällig zum Ausdruck, ist doch hiernach die Zuständigkeit der Amtsversammlung nicht auf „die ökonomischen Angelegenheiten der Amts-Corporation" beschränkt, sondern sie hatte den Oberamtmann auch „bei wichtigeren Polizei-Anstalten oder sonstigen Anordnungen (also ureigensten staatlichen Aufgaben) auf Erfordern mit Rath und That zu unterstützen."

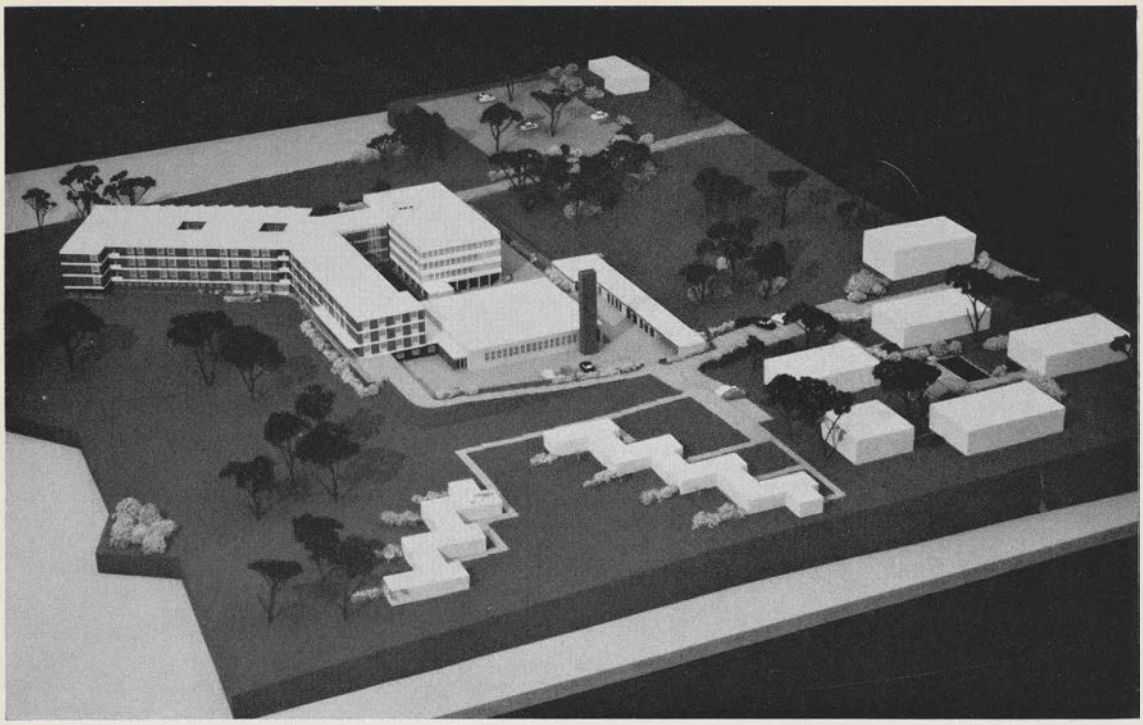
Im Laufe der Jahrzehnte hat die Amtskörperschaft Gmünd zahlreiche überörtliche Aufgaben erfüllt; eine der frühesten, welche die Amtskörperschaften freiwillig übernahmen, war die Sorge für den Verkehr von Ort zu Ort. Heute gehören 135 km Nachbarschaftsstraßen in die Unterhaltungs- und Baulast des Landkreises Schwäbisch Gmünd. Hiervon stufte das Land Baden-Württemberg im Jahre 1962 rund 20 km zu Landstraßen auf, so daß der Kreis Straßen in etwa gleicher Länge neu übernehmen konnte. Bei der Ortskanalisation von Kreisstraßen zahlt der Landkreis den Gemeinden zur Zeit 20,— DM pro lfd. Meter.

In den Jahren 1936, 1939 und 1962 erwarb der Landkreis das Naturschutzgebiet „Rauhe Wiese" bei Bartholomä.

Die Dorfsanierung fördert der Landkreis durch einen auf freiwilliger Basis veranstalteten Ortsverschönerungswettbewerb. Hierfür waren im Haushalt 1962 3000 DM und 1963 3500 DM vorgesehen.

Zur Förderung des Fremdenverkehrs unterstützt der Landkreis die Gemeinden bei der Anlegung von Wanderparkplätzen. 1962/63 haben die Gemeinden Rechberg und Degenfeld und die Stadt Heubach solche Parkplätze gebaut. Der Landkreis errichtete einen weiteren Parkplatz zwischen Bartholomä und Rötenbach.

Auf dem Gebiete des Gesundheitswesens sah das Edikt von 1822 die Pflicht der Amtskörperschaften vor, Oberamtsärzte, Wundärzte und Hebammen an-



Modell des neuen Kreiskrankenhauses, das sich zur Zeit im Bau befindet und 1965 beziehbar ist

zustellen. Freiwillig richteten die Amtskörperschaften in den Jahren nach 1850, in verstärktem Maße nach 1880, Krankenhäuser ein. Im Oberamt Gmünd war dies zunächst nicht notwendig, da die Stadt Gmünd eine entsprechende Einrichtung unterhielt. Den Anfang eines eigenen Kreiskrankenhauswesens bildete die Errichtung einer behelfsmäßigen Seuchenbaracke im Jahre 1914. Nach dem 1. Weltkrieg kamen die Pläne für ein neues Kreiskrankenhaus nicht mehr zum Ruhen. 1927 erwarb die Amtskörperschaft das Gebäude des früheren Garnisonslazaretts in der Lindacher Straße in Schwäbisch Gmünd, in dem heute die Kreislandwirtschaftsschule untergebracht ist. Zweifel an der Eignung dieses Gebäudes für die Zwecke eines Krankenhauses führten im Jahre 1942 zum Erwerb eines Platzes auf der Straßdorfer Höhe, der zur Zeit als Sportplatz verwendet wird. 1930/31 hatte ein Wettbewerb stattgefunden. Die Ausführung der im einzelnen ausgearbeiteten Gutachten und Pläne (die Modelle sind heute noch beim Landratsamt vorhanden) scheiterte an den damaligen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen. Eine Änderung brachte erst das Jahr 1942, als auf Anordnung des Innenministeriums in einem gemieteten Haus ein Hilfskrankenhaus für Infektionskranke und ausländische Arbeitskräfte eingerichtet wurde. An die ursprünglich beabsichtigte Auflösung des Hauses nach Kriegsende ließ sich wegen der starken Bevölkerungszunahme und des vermehrten Bedarfs an Krankenbetten nicht mehr denken. Es wurde zum heutigen Kreiskrankenhaus St. Ludwig mit einer Kapazität von 100 Betten und den Abteilungen für innere Medizin und Gynäkologie umgewandelt. Nach der Kündigung des Mietvertrages auf Ende des Jahres 1961 mußte der Landkreis sich für eine sofortige Lösung entscheiden. Der Kreistag beschloß daraufhin am 18. Juli 1960, ein allgemeines Krankenhaus für die stationäre Krankenversorgung in Mutlangen neu zu bauen. Das Haus, das Platz für 315 Krankenbetten bieten wird, ist zur Zeit im Bau und soll bis 1965 beziehbar sein (siehe Abbildung). Das Projekt erfordert insgesamt einen Aufwand von rund 26 Millionen DM. Es ist

damit das größte Bauvorhaben, das der Landkreis je hatte und in absehbarer Zeit haben wird.

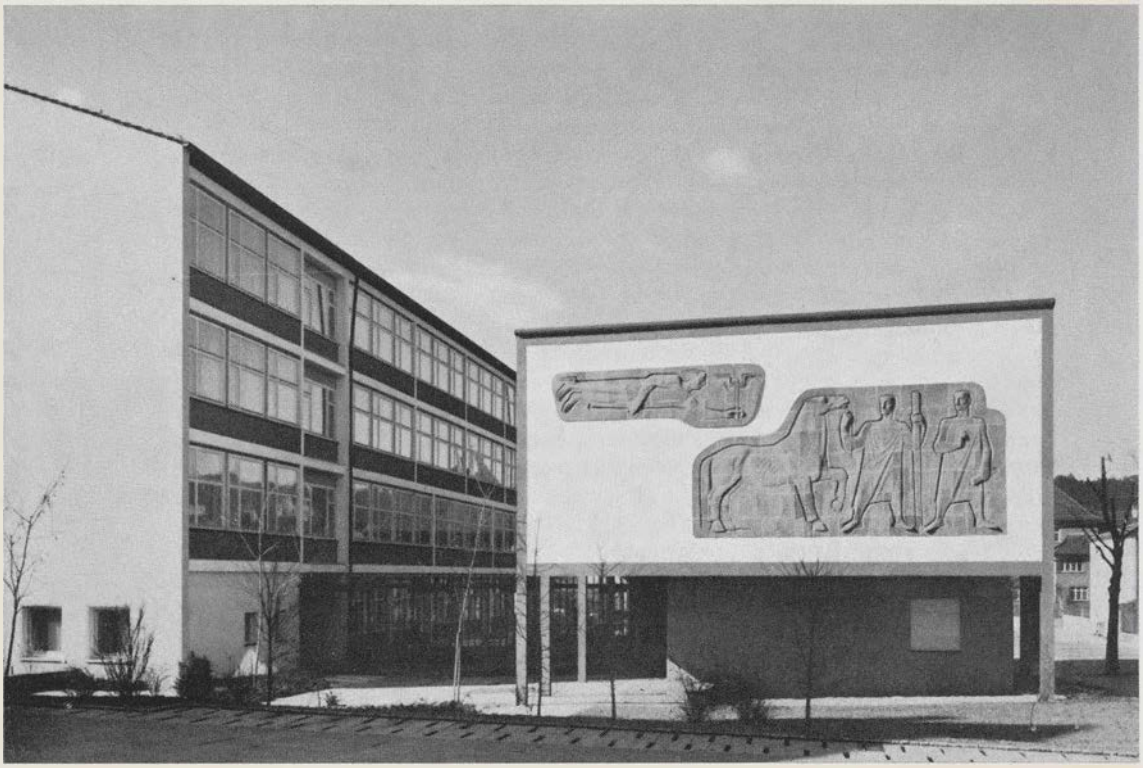
Seit 1962 ist dem Kreis vom Land die Verpflichtung übertragen worden, den Hebammen ein Mindesteinkommen und einen Zuschuß für den Kauf eines Kraftfahrzeugs zu zahlen. Bereits in der Zeit von 1823—1836 ist die Pflicht zur Besoldung der Amtsärzte vom Oberamt auf das Land übergegangen.

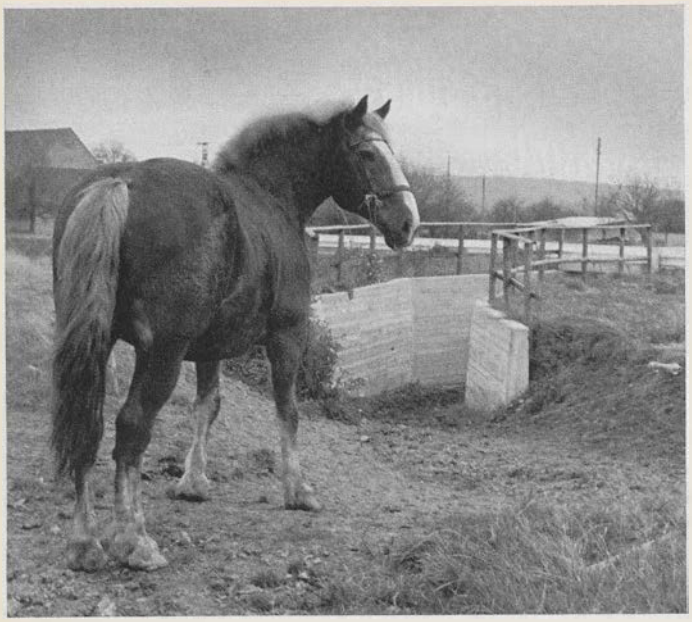
Im S c h u l w e s e n betrug der Aufwand des Oberamts Gmünd im Jahre 1876 ganze 37 Mark. Im Haushaltsplan 1963 sind 2325517 DM für Schulen und Kultur vorgesehen. In den Jahren 1952/1954 errichtete der Landkreis die Kreishandelsschule (siehe Abbildung), die in ihren drei Zügen, der Kaufmännischen Berufsschule, der Höheren Handelsschule und der Wirtschaftsoberschule, zur Zeit von rund 1100 Schülern besucht wird. Das Handelsschulwesen hatte der Landkreis 1954 von der Stadt Schwäbisch Gmünd übernommen. Ferner ist der Landkreis Träger einer Erziehungsberatungsstelle.

In den Jahren 1925—1930 begann der Kreis, eine Kreisbildstelle einzurichten. Sie hat heute ein reiches Archiv an Bildreihen, die samt Vorführgerät von den Schulen der Kreisgemeinden entliehen werden können. Im Jahre 1962 stellte der Kreis 25000 DM als Zuschuß für den Erwerb von Tonfilmgeräten zur Verfügung. Nahezu alle Kreisgemeinden haben Geräte für ihre Schulen erworben und ein Drittel der Anschaffungskosten ersetzt erhalten. Zuschüsse werden ferner für die Ersteinrichtung von Ortsbüchereien gewährt.

Die Landwirtschaftsschule des Kreises gibt es seit 1896. Sie ist eine Fachschule, die heute aus drei Klassen: Oberstufe, Unterstufe und einer Mädchenklasse besteht. Hiervon zu unterscheiden ist die 1936 eingeführte Landwirtschaftliche Berufsschule für

1954 wurde die Kreishandelsschule eingeweiht. Im Vorbau die Kreisbildstelle und oben die Aula der Schule





Die Viehunterführung bei Rötenbach an der Straße Bartholomä–Böhmenkirch

Jungen, deren Besuch für die Landjugend Pflicht ist, und die Klassen in Schwäbisch Gmünd, Eschach, Heubach und Ruppertshofen unterhält. 1950/51 wurde das Gebäude der Kreislandwirtschaftsschule aufgestockt und ein Mädcheninternat und eine Schulleiterwohnung eingerichtet. Dies war die erste Baumaßnahme des Landkreises nach der Währungsreform.

Stets hat das Oberamt die Landwirtschaft unterstützt. Zur Förderung der Tierzucht gibt der Landkreis heute noch Zuschüsse zum Kauf von hochwertigen Zuchtfarren, und zwar in der Regel 15% des Kaufpreises. Die Bestellung und Besoldung des Oberamtstierarztes war bis zum Jahre 1920 Sache der Amtskörperschaft. Der Landkreis ist Mitglied des Wasserverbands Kocher-Lein, dessen Aufgabe es ist, insbesondere das Leintal durch die Anlage von Rückhaltebecken vor Hochwasser zu schützen.

Seit jeher ist es Pflicht der Gemeinden, für einen ausreichenden Feuerschutz zu sorgen. Zur Zeit gibt das Land erhebliche Zuschüsse beim Neuerwerb von Löschfahrzeugen, Spritzen und anderen Löschgeräten. Zusätzlich erstattet der Landkreis den Gemeinden 25% des restlichen Aufwands. Für die Einrichtung einer zentralen Schlauchwerkstätte der Stadt Schwäbisch Gmünd, in der auch die Gemeinden ihr Schlauchmaterial pflegen lassen können, sind im Haushaltsplan 1964 50000 DM eingesetzt.

Das Landarmenwesen war schon immer eine Aufgabe der Amtskörperschaft. Nach einer auf die Jahre 1873/1876 berechneten Statistik hatte das Oberamt Gmünd mit einem Betrag von 7101 Mark den zweithöchsten Aufwand im Königreich Württemberg. In derselben Zeit entfielen auf die Stadt Stuttgart 5693 Mark und den Nachbarkreis Heidenheim 854 Mark. Die Sozialleistungen des Landkreises Schwäbisch Gmünd liegen 1963 bei rund 1,6 Millionen DM.

Nicht nur um die sprichwörtliche schwäbische Sparsamkeit zu fördern, sondern auch um aus den Spargeldern billige Darlehen an kleinere Unternehmer in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel geben zu können, wurden seit den Notjahren 1816/1817 nach und nach auf Rechnung der Amtskörperschaften Oberamtssparkassen eingerichtet. Mindestvorschriften für ihre Verwaltung brachte erst die Bezirksordnung von 1906. Zu Anstalten mit eigener Rechtspersönlichkeit wurden sie durch die Notverordnung vom 6. 10. 1931 umgestaltet, seit 1934 unter der Bezeichnung „Kreisspar-

kassen". Die Kreissparkasse Schwäbisch Gmünd kann jetzt auf ein 111jähriges Bestehen zurückblicken. Sie hat gerade in den letzten Jahren einen erheblichen Aufschwung genommen. Aus der Sparkasse für die kleinen Leute ist ein Kreditinstitut insbesondere auch für die öffentlichen Bauvorhaben der kreisangehörigen Gemeinden geworden. Äußere Zeichen der Aufwärtsentwicklung sind der 1956 fertiggestellte Neubau der Kreissparkasse in Schwäbisch Gmünd und die 1959 in Heubach und 1955 in Lorch errichteten Hauptzweigstellen. Hiervon verdient das Lorcher Gebäude, der Fachwerkbau des früheren Gasthauses „Hirsch", wegen seiner Schönheit besondere Erwähnung. Der Einfluß des Landkreises auf die Verwaltung der Kreissparkasse ist dadurch gewahrt, daß die Aufsicht von einem Verwaltungsrat geführt wird, dessen Vorsitzender kraft Amtes der Landrat ist.

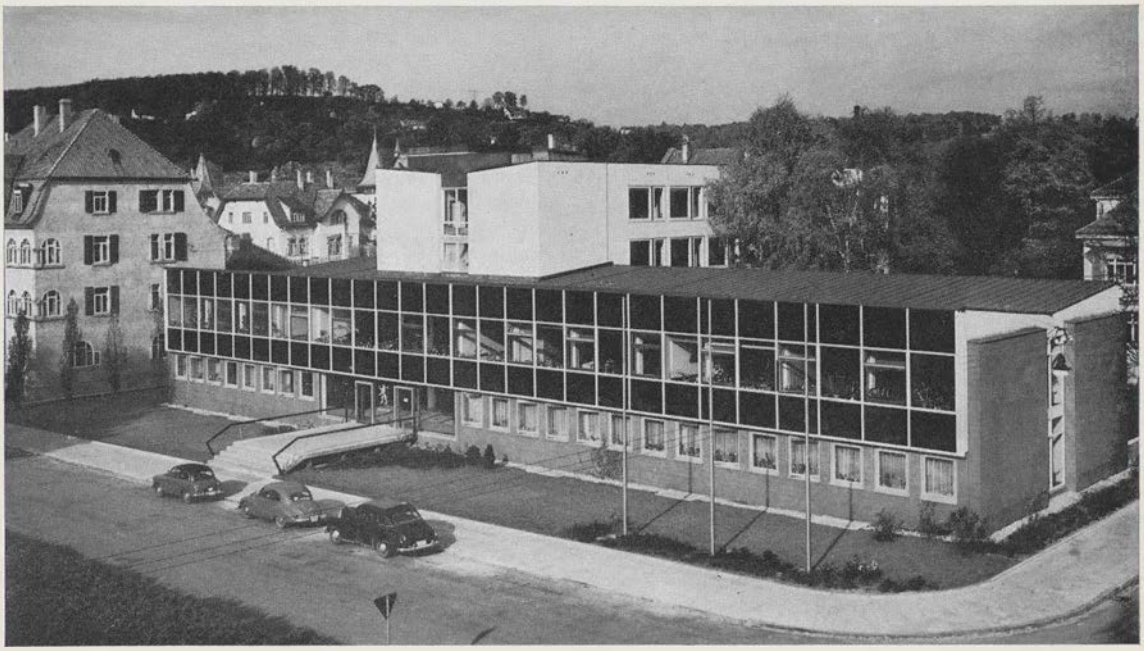
Pro Kopf der Bevölkerung hat der Landkreis Schwäbisch Gmünd 1963 unter Einbeziehung der durchlaufenden Gelder Aufwendungen in Höhe von 275,43 DM, während es in den Jahren 1873/1876 durchschnittlich 1,75 Mark jährlich waren.

Als Leistung des Landkreises ist schließlich noch die Errichtung des 1956 bezogenen Verwaltungsgebäudes in der Haußmannstraße anzuführen (siehe Abbildung). Die bisher über das ganze Stadtgebiet zerstreuten Abteilungen des Landratsamts konnten nun unter einem Dach untergebracht werden. Dies erspart der Bevölkerung lange Wege und erleichtert die Zusammenarbeit der einzelnen Abteilungen des Amtes untereinander.

Die Bezirksordnung von 1906

Die Verwaltungsorganisation der Oberämter in Württemberg blieb nahezu 100 Jahre unverändert. Die Eingliederung Württembergs in das Deutsche Reich im Jahre 1871 hatte wenig Einfluß auf die Verwaltung. Erst die Bezirksordnung vom 28. Juli 1906 brachte Neuerungen. Während die früheren Organisationsedikte jeweils die Verwaltung der Oberämter und der Gemeinden und zuweilen noch der königlichen Oberbehörden gemeinsam regelten, beschränkt sich die Bezirksordnung auf die Oberämter. Wesentliche sachliche Änderungen brachte sie jedoch nicht. Sie ist ein

1956 wurde der zweckmäßige und repräsentative Neubau des Landratsamtes bezogen



nach Aufbau und Formulierung klares und modernes Gesetz, das sich sehr leicht liest. Abweichend von den früheren Organisationsedikten werden zum ersten Mal bestimmte Aufgaben konkret genannt, welche die Amtskörperschaft im gemeinschaftlichen Interesse des Bezirks übernehmen kann. Dies sind nach Art. 16 Abs. 2 insbesondere gemeinnützige Anstalten und Einrichtungen, z. B. Fortbildungsschulen, landwirtschaftliche oder gewerbliche Unterrichtskurse, Armenbeschäftigungsanstalten, Krankenhäuser, Viehversicherungskassen, ferner Einrichtungen oder Veranstaltungen des Gesundheitswesens, die Anstellung von Ärzten, Wundärzten, Wasserbautechnikern, Baumaufsehern und dergleichen.
Die Abgeordneten der Amtsversammlung wurden nunmehr mit Ausnahme des Oberamtmanns, der noch als einziger kraft seines Amtes Mitglied und zugleich Vorsitzender der Amtsversammlung war, „von den vereinigten Gemeindekollegien mittels geheimer Abstimmung gewählt". Die Amtsversammlung bestand „aus dem Oberamtsvorstand als Vorsitzenden und aus 20 bis 30 Abgeordneten der zum Oberamtsbezirk gehörigen Gemeinden". In Gmünd setzte die Amtsversammlung mit Bezirkssatzung vom 25. Mai 1907 die Zahl ihrer Mitglieder auf dreißig fest.

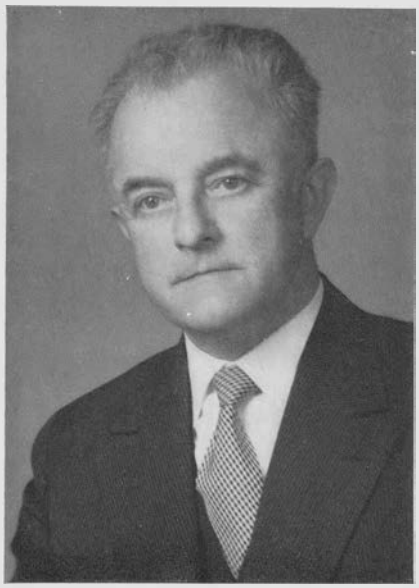
Die Jahre nach 1918

Der Sturz des Fürstenhauses und die großen sozialen Umwälzungen in den Jahren nach 1918 ließen die Verwaltungsorganisation unberührt. Dies zeigt einmal mehr die politische Neutralität und die lediglich an ihren Aufgaben orientierte Sachbezogenheit der Oberamtsverwaltung. „Verfassungsrecht vergeht, Verwaltungsrecht besteht". Die erste republikanische Verfassung Württembergs vom 20. Mai 1919 enthielt keine Garantien für die Amtskörperschaften. Dagegen gewährleistete die Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 den Gemeinden und Gemeindeverbänden das Recht der Selbstverwaltung innerhalb der Schranken der Gesetze.
Seit langem plante die Regierung eine Verwaltungsreform, konnte sie aber in den Jahren vor 1933 nicht mehr zu Ende führen. Eine Änderung ist schon 1928 festzustellen. Seit dieser Zeit führte der damalige Gmünder Oberamtmann Paradeis den Titel „Landrat", den erstmals 1701 der preußische König den Kreiskommissaren der Kurmark verliehen hatte und den die Verordnung vom 28. November 1938 einheitlich im Deutschen Reich einführte.
Zu einer Reform, allerdings nicht in der vorgesehenen Art und Weise, kam es alsbald nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, als „zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich" durch Gesetz vom 25. April 1933 die Amtsversammlungen und Bezirksräte aufgelöst wurden, so daß auch auf der Oberamtsebene das Führerprinzip herrschte. Die neue Kreisordnung vom 27. Januar 1934 sah zwar wieder eine Amtsversammlung unter der Bezeichnung „Kreistag" und als engeres Gremium den „Kreisrat" vor, gab ihnen aber nur eine beratende Funktion. In Art. 15 heißt es: „Kreistag und Kreisrat stimmen im allgemeinen nicht ab". Beiden Gremien gehörte der Kreisleiter der NSDAP von Amts wegen an. Bei bestimmten Angelegenheiten hatte der Landrat „im Einvernehmen mit dem Kreisleiter der NSDAP zu handeln". Es spricht für sich selbst, daß bis 1945 Kreistagssitzungen nur noch am 8. 7. 1936 und 26. 9. 1938 stattfanden, wobei „die Beratung" eher in der Bekanntgabe der wichtigsten landrätlichen Entscheidungen bestand. Die Amtskörperschaft hatte die Bezeichnung „Kreisverband" erhalten.
Einschneidende Änderungen in dem territorialen Bestand der unteren Verwaltungsbezirke brachte das Jahr 1938, als durch Gesetz vom 25. April 1938 die damals bestehenden 61 Oberämter auf nur 27 Kreise reduziert wurden. Der Zweck ist in der Vereinfachung der Verwaltung und der Steigerung der Leistungsfähigkeit der Landkreise zu sehen. Aufgelöst wurden auch die dem Oberamt Gmünd benachbarten Oberämter Gaildorf und Welzheim. Der Kreisverband Gmünd wurde zwar in keinem Fall Rechtsnachfolger eines aufgelösten Kreisverbands, es wurden ihm aber insgesamt 13 Gemeinden zugeschlagen. Vom Kreis Gaildorf fielen an Gmünd die Gemeinden Vordersteinenberg, Ruppertshofen, Eschach, Ober- und Untergröningen, vom Kreis Welzheim kamen die Gemeinden Lorch, Waldhausen, Alfdorf,

Pfahlbronn und Großdeinbach hinzu. Zur Abrundung seines Gebiets erhielt der Kreis Gmünd ferner von den bestehengebliebenen Kreisen Aalen und Göppingen die Gemeinden Heuchlingen, Schechingen und Maitis, während Reichenbach u. R. und Winzingen an den Kreis Göppingen abgegeben wurden. In der Kreistagssitzung vom 26. 9. 1938 wurden die Veränderungen des Gebietsstands bekanntgegeben. Das Protokoll schließt mit den der damaligen Zeit entsprechenden, tönenden Worten: „Der Vorsitzende würdigte die geschichtliche Größe des gegenwärtigen Zeitraums. Mit einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer wurde die Tagung geschlossen".
Seitdem blieb das Gebiet des Landkreises mit einer Gesamtfläche von 45928 ha unverändert. In ihm eingeschlossen sind die drei Städte Schwäbisch Gmünd, Heubach und Lorch sowie 32 Landgemeinden, die aus insgesamt 391 Wohnplätzen und 204 Markungen bestehen. Mit der Albkette (u. a. dem Rosenstein, Kalten Feld, Stuifen und Rechberg) im Süden, dem Welzheimer Wald, der Frickenhofer Höhe und dem Kocher im Norden sowie dem oberen Rems- und Leintal zählt der Kreis Schwäbisch Gmünd zu den landschaftlich reizvollsten Gegenden Württembergs. Die Bevölkerungszahl betrug am 31. Dezember 1962 101928, wovon 40433 auf die Stadt Schwäbisch Gmünd entfielen.
Eine organisatorische Änderung von großer Bedeutung brachte die Deutsche Gemeindeordnung vom 30. Januar 1935. Die Stadt Schwäbisch Gmünd hat seit dieser Zeit eine Reihe eigener Zuständigkeiten und untersteht nur noch in beschränktem Umfang der Aufsicht des Landrats. Hiervon betroffen ist jetzt auch Bettringen, das seit 1. April 1959 mit Unter- und Oberbettringen, dem Lindenhof, Unteren Lauchhof, Kellerhaus, Herzenbühl, Talacker und Mühle in die Stadt Schwäbisch Gmünd eingemeindet ist.
Seit 2. Mai 1941 trägt der Landkreis die Bezeichnung „Schwäbisch Gmünd". Der Landrat hatte die Namensänderung beantragt, um Verwechslungen mit dem zum „Großdeutschen Reich" gehörigen Landkreis Gmünd, Landeshauptmannschaft Niederdonau, zu verhindern. Die Stadt Gmünd hatte schon 1934 den in alten Urkunden bezeugten Namen Schwäbisch Gmünd angenommen.

Die Zeit nach 1945

Nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes im Jahre 1945 war ein Staat, der für Sicherheit und Ordnung hätte sorgen können, zunächst nicht mehr vorhanden. Wenn auch der Landkreis Schwäbisch Gmünd von Kriegszerstörungen im wesentlichen verschont geblieben war, so gab es doch Schwierigkeiten auf vielen Gebieten. Vor allem galt es, einen weiteren Zerfall der noch vorhandenen Werte zu verhindern. Ferner waren die Evakuierten, die aus anderen Teilen Deutschlands vor den vordringenden Besatzungsmächten hierher verlagerte Zivilbevölkerung, zu versorgen. Die ersten Flüchtlinge kamen im Oktober 1945 in den Landkreis, neue Transporte folgten dann laufend seit dem Frühjahr 1946. Sie waren aufzunehmen, unterzubringen, mit den lebensnotwendigsten Dingen zu versorgen und wirtschaftlich und beruflich einzugliedern. Hierbei gelang es, einen Teil der Gablonzer Glasindustrie en bloc anzusiedeln, die eine wertvolle Ergänzung der einheimischen Edelmetallindustrie darstellt.
In dieser Zeit haben die Landkreise und Gemeinden, die zunächst größten von den Besatzungsmächten geduldeten politischen Einheiten, in Verbindung mit einer erstaunlichen Selbstorganisation von Wirtschaft und Gewerbe die Grundlagen des wirtschaftlichen und sozialen Aufschwungs der Fünfzigerjahre geschaffen, und dies zuerst ohne jede staatliche Hilfe. Der von der Besatzungsmacht eingesetzte Landrat Burkhardt war im Sommer 1945 allein auf sich gestellt. So war es zunächst verboten, Verbindung zu Nachbarkreisen aufzunehmen. Ebenso benötigte, wer von einer Gemeinde in die Nachbargemeinde wollte, einen Passierschein. Man kann es sich heute kaum noch vorstellen, wie schwierig es war, z. B. nur die Milch für die Kleinkinder herbeizuschaffen. Auch Hefe für das Brot gab es nicht mehr, so daß bei einer Brauerei die Bierhefe zu beschlagnahmen war. Dies sind nur einige Beispiele, aber auf allen Gebieten war etwas zu tun, und es ergab sich zwingend aus den



Landrat Konrad Burkhardt, 1945–1961

Landrat Dr. Friedrich Röther

tatsächlichen Verhältnissen eine umfassende Machtbefugnis des Landrats, die ihn befähigte, Weisungen an alle im Landkreis vertretenen Behörden zu geben. Stark eingeschränkt war er dagegen durch die Befehle der Besatzungsmacht. Die in jahrhundertelanger Filigranarbeit entwickelten Vorschriften württembergischer Verwaltungstradition nützten in dieser Zeit nicht viel. Es galt vor allem, Gelegenheiten zur Hilfe zu finden und rasch auszunützen, wirtschaftlich zu denken, häufig zu improvisieren und die Abhängigkeit von den Befehlen der Militärregierung mit viel Verhandlungsgeschick in ein Verhältnis des Verständnisses umzuwandeln, das oft genug gefährdet war, wenn es notwendig wurde, Zivilcourage zu zeigen.

Günstig wirkte sich aus, daß die Stadt Schwäbisch Gmünd Sitz der amerikanischen Militärregierung für Nordwürttemberg und Nordbaden war. Dies hatte zugleich zur Folge, daß sich hier ein Teil der späteren württemberg-badischen Landesregierung etablierte. So erzählt der im September 1945 zum Ministerpräsidenten ernannte Dr. Reinhold Maier heute noch gern von der ersten Zeit nach dem Zusammenbruch, in der er am Landratsamt Schwäbisch Gmünd tätig war. Trotz des Verbots der Militärregierung hatten die nordwürttembergischen Landkreise bald wieder Kontakte untereinander aufgenommen. Am 20. Juni 1945 trafen sich die Landräte erstmals formlos in Murrhardt. Vier Wochen später traten sie in Schwäbisch Gmünd zusammen. Aus diesen Tagungen der Landräte entstand das vorläufige Landesparlament.

Bereits am 7. März 1946 erließ das für die nördlichen Teile Württembergs und Badens neu gebildete Staatsministerium eine K r e i s o r d n u n g. Sie stellte zunächst die Rechte der früheren Amtskörperschaft in vollem Umfang wieder her. Die einem Landkreis angehörenden Gemeinden bildeten den Kreisverband, der sich selbst unter eigener Verantwortung verwaltete. Eingriffe in seine Rechte waren nur auf Grund eines Gesetzes zulässig. Organe des Kreisverbands waren neben dem Landrat der Kreistag und der Kreisrat, die wieder beschließende Funktionen erhielten. Von grundsätzlicher Bedeutung war, daß die Landratsämter nicht mehr untere Staatsbehörden waren. Der Dualismus von Oberamt und Amtskörperschaft wurde aufgehoben. Die Aufgaben des Landratsamts wurden dem Kreisverband übertragen. In Art. 5 hieß es: Die Kreisverbände erledigen neben ihren eigenen Angelegenheiten Aufgaben der

Staatsverwaltung". Eine weitere im Zuge der Demokratisierung von der amerikanischen Besatzungsmacht geforderte Neuerung war neben der direkten Wahl der Kreisverordneten durch die Bevölkerung vor allem die Wahl des Landrats durch den Kreistag. Die Regierung, die bisher den Leiter der Kreisverwaltung wie alle anderen Beamten ernannt hatte, war nun ohne Einfluß auf die Auswahl der Bewerber. Sie war darauf beschränkt, die Ordnungsmäßigkeit der Wahl nachträglich zu überprüfen.

Die württembergisch-badische Verfassung vom 30. November 1946 sicherte den Landkreisen die verfassungsrechtliche Garantie des Rechts der Selbstverwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten zu. Dieses Recht gewährleistet auch Art. 28 Abs. 2 des Bonner Grundgesetzes und Art. 71 der nach dem Zusammenschluß der früheren Länder Baden und Württemberg ergangenen Verfassung vom 11. November 1953. Dies ist eine Anerkennung des Eigenwerts der Gebietskörperschaften, deren Berechtigung die Kreise in den Jahren nach 1945 bewiesen haben.

Heute sind für die Verwaltung des Landkreises Schwäbisch Gmünd die Landkreisordnung für Baden-Württemberg vom 10. Oktober 1955 und das Landesverwaltungs-

Der neue Wasserturm bei Pfahlbronn fällt durch seine eigenwillige Architektur auf

Der Neubau des Rathauses in Heuchlingen (1959); bald werden diesem Neubau noch weitere folgen

gesetz vom 7. November 1955 maßgebend. Der Dualismus von unterer staatlicher Verwaltungsbehörde und eigenverantwortlicher Kreisverwaltung wurde wieder hergestellt. Hiermit ging die nach 1945 erworbene Selbständigkeit der Landkreise teilweise wieder verloren. Bestrebungen, den staatlichen Landrat wieder einzuführen, konnten sich allerdings nicht durchsetzen. Doch sicherte sich die Regierung ein Mitspracherecht bei der Vorauswahl der Landratskandidaten.

Der Kreistag besteht aus dem Landrat als Vorsitzendem und im Landkreis Schwäbisch Gmünd zur Zeit aus vierzig ehrenamtlichen Kreisverordneten, die von der Bevölkerung in allgemeiner, unmittelbarer, freier, gleicher und geheimer Wahl gewählt werden. Im Kreisrat führt der Landrat ebenfalls den Vorsitz; er besteht zur Zeit aus acht aus der Mitte des Kreistags bestellten Abgeordneten. Ferner ist der Oberbürgermeister der Großen Kreisstadt Schwäbisch Gmünd von Amts wegen Mitglied des Kreisrats.

Seit April 1955 führt der Landkreis Schwäbisch Gmünd ein eigenes Wappen, das einen schwarzen Löwen auf goldenem Grund zeigt. Es ist das Hauswappen der Staufer, auf die die heutige württembergische Verwaltungsorganisation letztlich zurückgeht und für die im Gebiet des Landkreises die Grablege im Kloster Lorch und die Verleihung des Stadtrechts an Gmünd vor rund 800 Jahren durch Barbarossa Zeugnis geben.

Ausblick

Im Jahre 1961 hat der jetzige Landrat Dr. Röther den nach zweimaliger Wiederwahl altershalber ausscheidenden Landrat Burkhardt abgelöst. Auch wenn die Verwaltungsorganisation von heute weitgehend den Vorschriften der Bezirksordnung von 1906 entspricht, so hat sich doch in tatsächlicher Hinsicht vieles geändert. Den Jahren der Not nach 1945 ist eine Zeit wirtschaftlicher Prosperität und sozialer Konsolidierung gefolgt. Hohe Steuereinnahmen geben den Gemeinden und Kreisen die Möglichkeit, in einem noch nie dagewesenen Ausmaß Einrichtungen für die Allgemeinheit zu schaffen. Allenthalben entstehen neue Schulen, Turnhallen, Rathäuser, Wasserver-

sorgungs- und Abwasserbeseitigungsanlagen, Bauland wird erschlossen, Ortsstraßen werden kanalisiert und neu gebaut, ebenso Feldwege und dergleichen mehr. Die Aufwendungen übersteigen in der Regel die Kräfte der kommunalen Körperschaften. Sie werden daher laufend vom Land mit Zuschüssen, Beihilfen und zinsverbilligten Darlehen unterstützt.

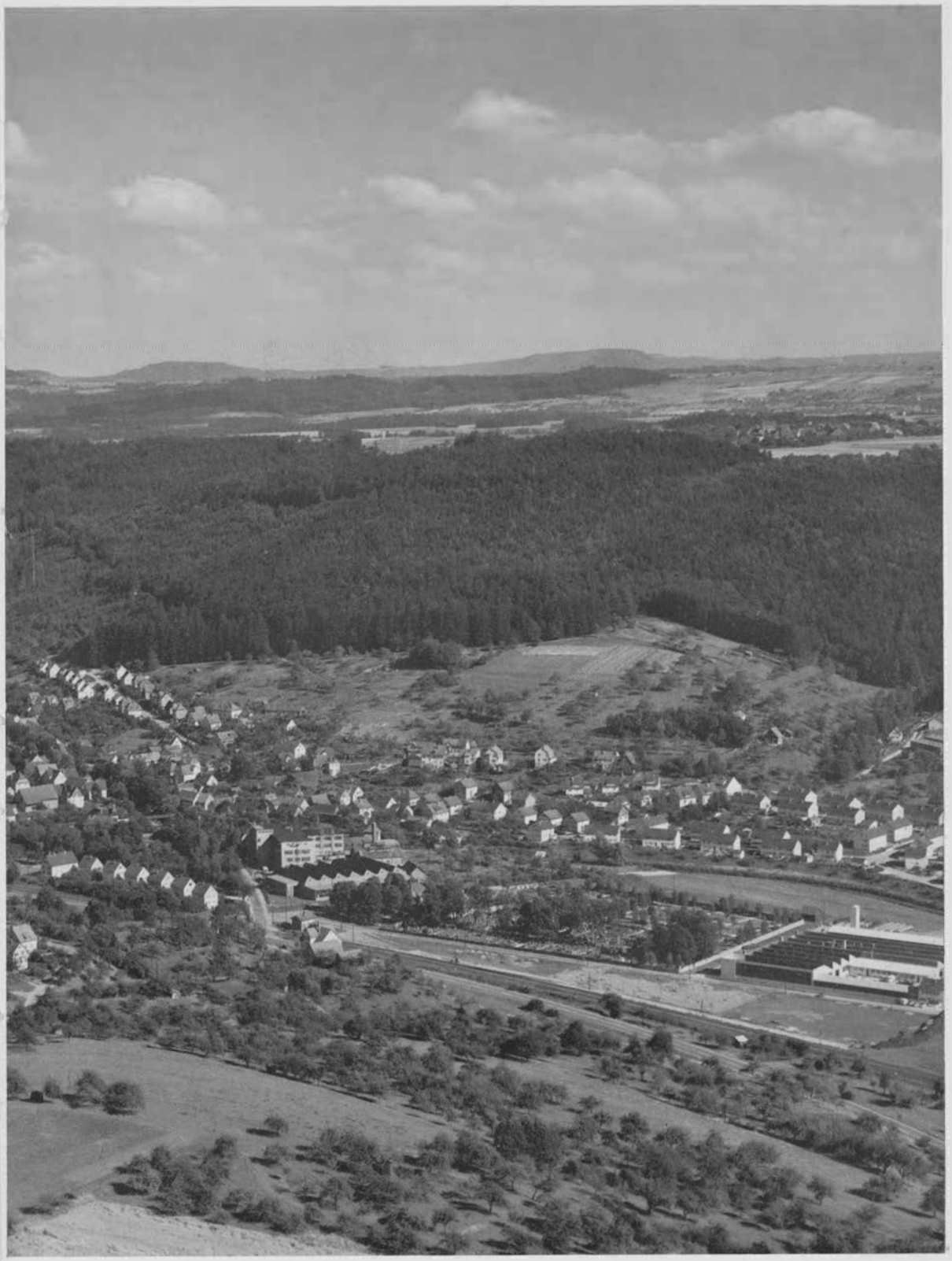
Hier ist ein neues Aufgabengebiet für den Landrat entstanden. Bildete bisher im Verhältnis zu den Gemeinden die Rechtsaufsicht den Schwerpunkt seiner Tätigkeit, so tritt nunmehr die Beratung in einem immer stärkeren Ausmaß hinzu. Der Landrat wird auf Grund seiner Erfahrung und seiner Kenntnis der verschiedenst strukturierten Gemeinden der einzelnen Gemeinde am besten die Möglichkeiten staatlicher Unterstützung erschließen können. Hier ist jedoch ein zweiter Gesichtspunkt zu beachten. So sehr die staatliche Unterstützung zu begrüßen ist, so sei doch auf eine damit verbundene Gefährdung des Selbstverwaltungsrechts hingewiesen. Die Zuschüsse und Beihilfen werden häufig nur unter bestimmten Bewilligungsbedingungen gewährt. Dadurch wird die Ausführung der Projekte in weitem Umfang reglementiert. Abgesehen von einer hierdurch bewirkten, nicht gerade wünschenswerten Uniformität der gemeindlichen Gemeinschaftsbauten, wird so die Gefahr einer staatlichen Zweckmäßigkeitskontrolle in Angelegenheiten hineingetragen, die ohne Zweifel zum Bereich der Selbstverwaltung der Gemeinden zählen. Selbstredend ist die kommunale Selbstverwaltung heute nicht mehr von einem absoluten Herrscher wie König Friedrich bedroht, doch darf die Gefahr einer finanziellen Unterwanderung des Selbstverwaltungsrechts nicht übersehen werden. Es war und ist eine der vornehmsten Aufgaben des Landrats, darauf zu achten, daß das Selbstverwaltungsrecht der Kommunen gewahrt bleibt.

Die Oberamtmänner und Landräte in Schwäbisch Gmünd

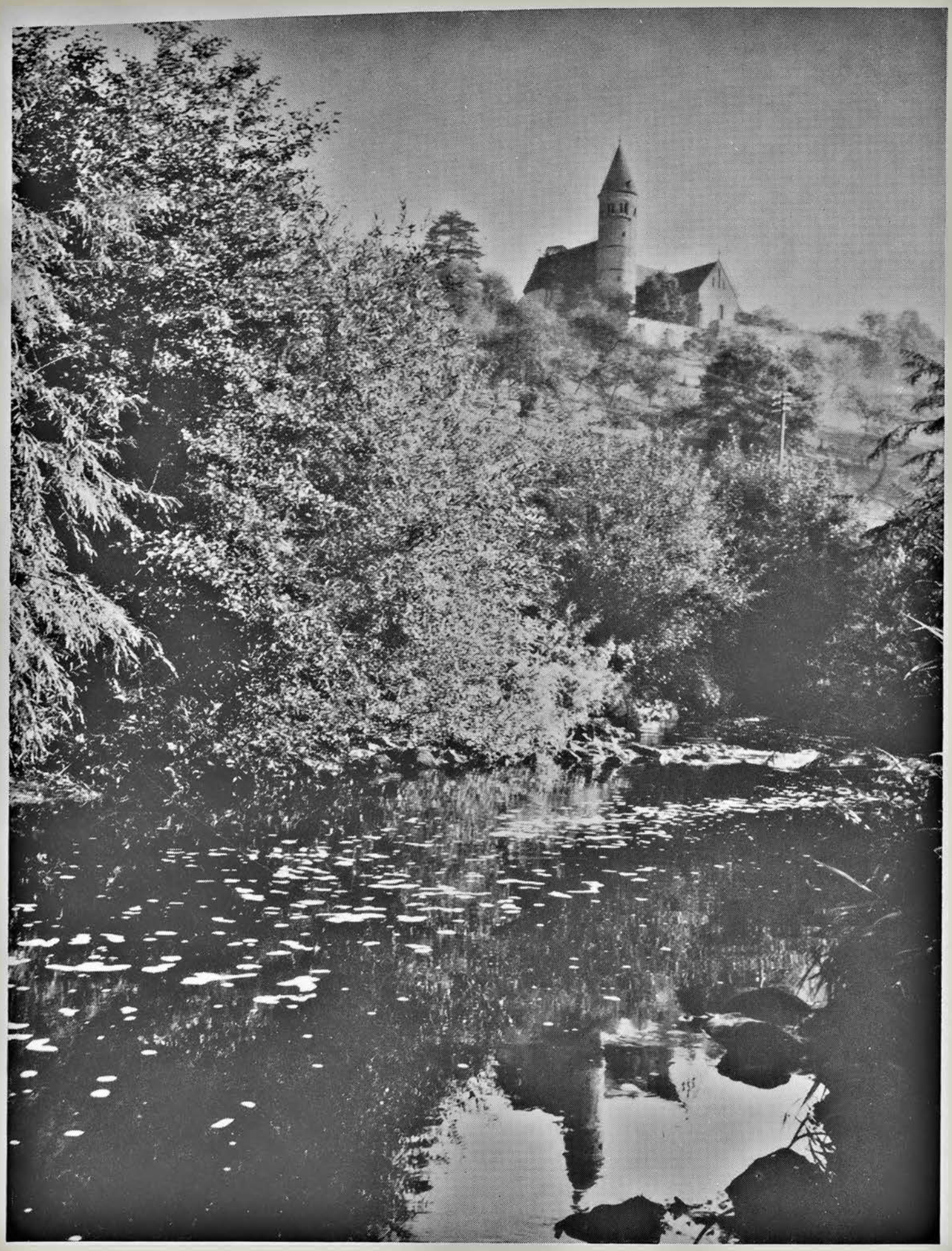
1802—1803	Sattler	1852—1866	Anton Schemmel
1803	Leo Potschka	1867—1881	Carl Adolph Holland
1803—1806	Ludwig Muff	1882—1894	Richard Preu
1806—1808	Immanuel Hartmann	1894—1902	Julius Jungel
1809—1810	Joh. Nep. Fidel Burkard	1902—1923	Hugo Rau
1810—1817	Xaver Milz	1924—1929	Franz Paradeis (seit 1928
1818—1819	Joh. Nep. Fidel Burkard		mit dem Titel „Landrat")
1819—1826	Stängel	1929—1945	Dr. Max Hoß
1827—1844	Binder	1945—1961	Konrad Burkhardt
1845—1851	Liebherr	seit 1961	Dr. Friedrich Röther

Literatur: Dehlinger, Württembergs Staatswesen 1951; von Bätzner, Die Amtskörperschaftsverbände in Württemberg 1878; Deibele, Aus der Geschichte der Reichsstadt Gmünd 1962; Schall, Die Entstehung des Landkreises Schwäbisch Gmünd 1956. Die Zitate sind Amtsversammlungsprotokollen, den Regierungsblättern und Reyschers Sammlung württembergischer Gesetze entnommen.

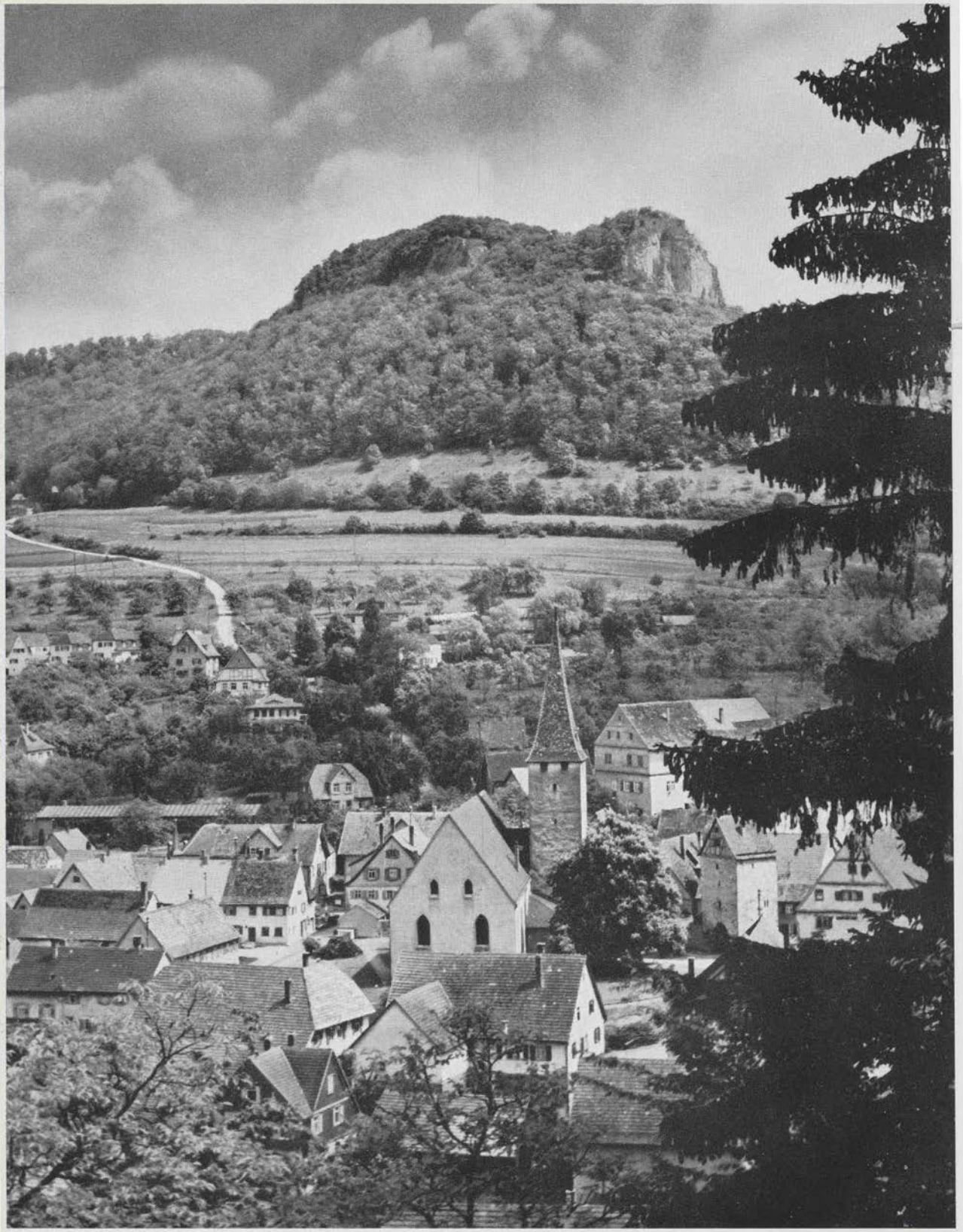
Die Stadt Lorch, malerisch eingebettet zwischen die Wälder und Obsthalden der Remstalhänge, ist mit rund

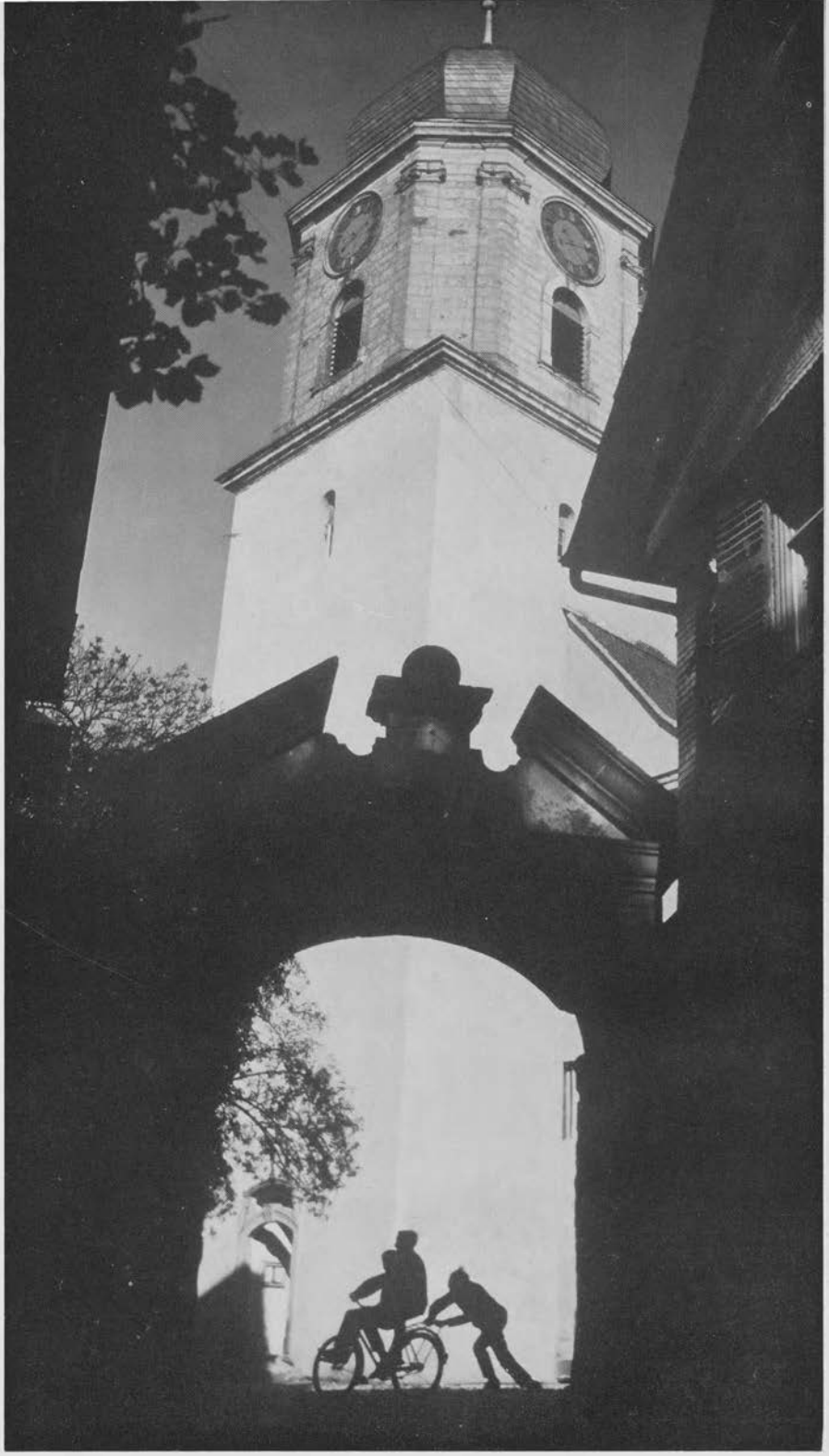


6000 Einwohnern nach Gmünd die größte Gemeinde im Kreis. Schon die Römer haben hier ihre Spuren hinterlassen



Oben: Das Kloster Lorch, die Grablege der Staufer, ist das bedeutendste Bauwerk an den Ufern der Rems
Rechts: Das idyllische Städtchen Heubach mit seinem Rosenstein, Ausgangs- und Zielpunkt vieler Wanderungen

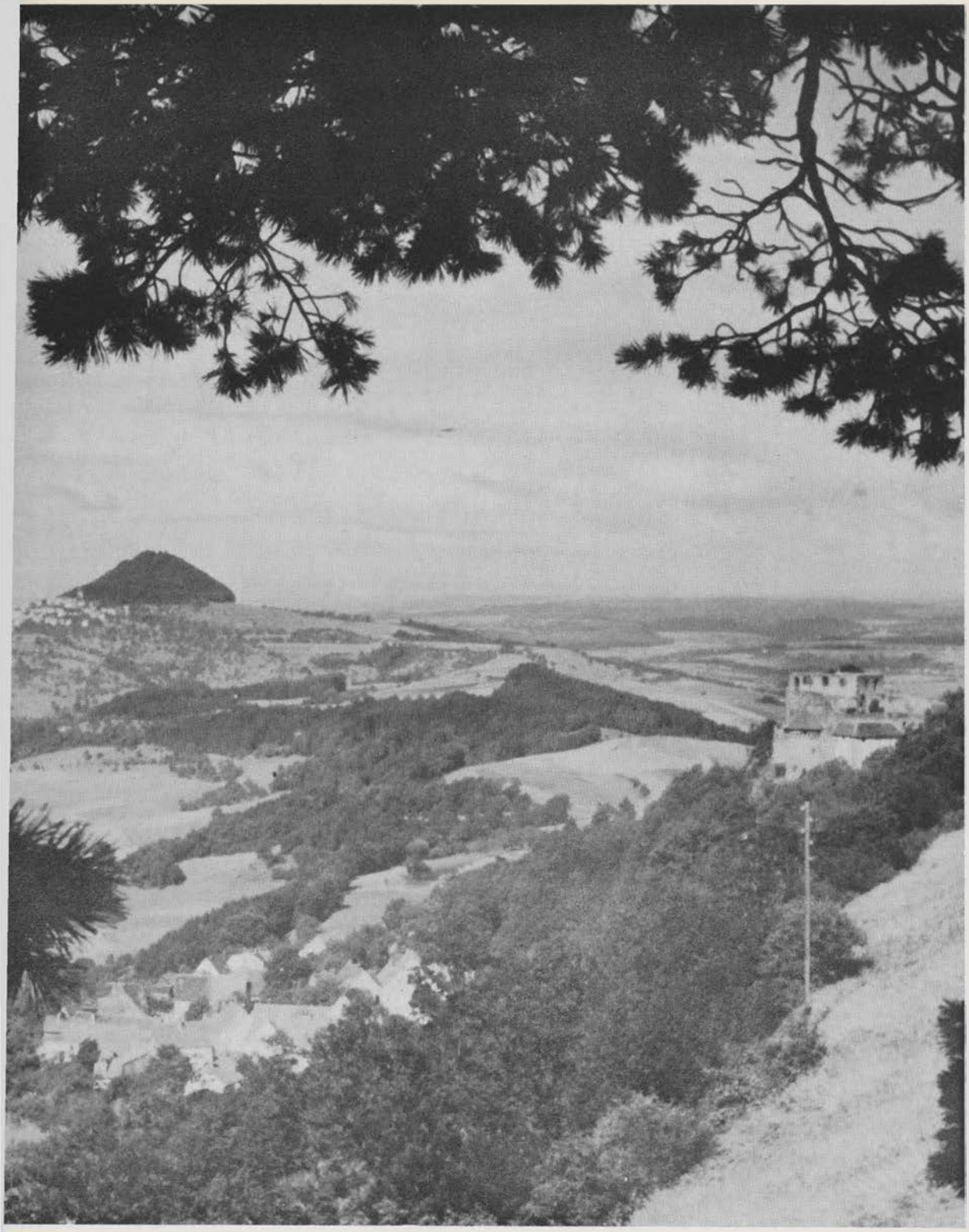




Oben: Die Kirche in Alfdorf wurde, mit Ausnahme des Turmes, von Johann Michael Keller erbaut
Links: Blick von der Alfdorfer Höhe auf Rechberg und Stuifen, die Wahrzeichen des Kreises

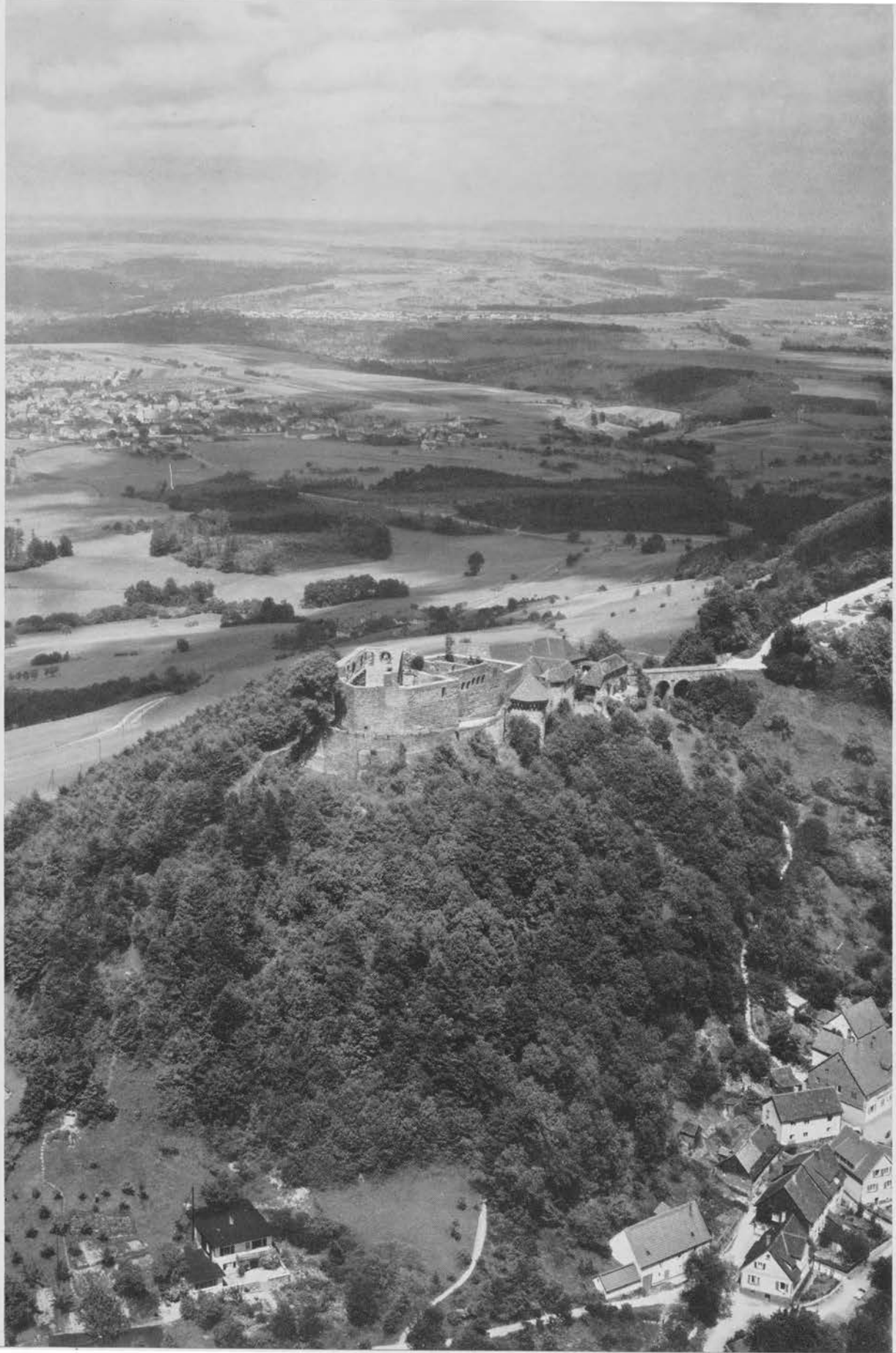
In der spätgotischen Dorfkirche in Eschach befindet sich ein Altarschrein von Barth. Zeitblom (1460–1517)

Im Frühjahr, wenn die Kirschen blühen, hat eine Wanderung auf den Hohenrechberg ihre ganz besonderen Reize



Irgendwo zwischen Rechberg und Hohenstaufen liegt die Kreisgrenze. Der beide Berge verbindende Asrücken bildet die Wasserscheide zwischen Rems und Fils

Einst stand auf dem Hohenstaufen die Burg der Staufer, deren bedeutendster, Barbarossa, Gmünd vor mehr als 800 Jahren zur Stadt erhob



Oben: Partie in Straßdorf mit Blick auf die neue Kirche, rechts das alte Rat- und Schulhaus
Links: Ruine Rechberg, von der Luft aus gesehen. Die Burg wurde 1865 durch einen Blitzschlag eingeäschert

Der Rechberg ist der Hausberg der Gmünder, zu Fuß bequem in zwei Stunden zu erreichen. Ein Stationenweg verbindet Burgruine und Wallfahrtskirche, die weit ins Land hinaus sichtbar sind. Von seiner Höhe aus genießt man einen wundervollen Fernblick nach allen Seiten: Im Norden öffnet sich das Land weit über den Schwäbischen Wald bis zu den Hohenloher Bergen, im Osten begrenzen die Ausläufer der Schwäbischen Alb die Sicht, deren Randberge mit Teck und Neuffen im Süden herübergrüßen, und bei klarer Sicht kann man im Westen den Stuttgarter Fernsehturm noch erkennen.

Von der Eigenheit der Gmünder Landschaft

Albert Deibele

Die Gmünder Landschaft weist keine Prunkstücke auf, wie sie der Durchschnittsreisende sucht, weder himmelhohe Berge, noch sonndurchflutete Meeresküsten, weder tiefe Schluchten, noch größere Seen; doch ist sie ein ungemein liebliches Stücklein Erde mit einem steten Wechsel auf engstem Raume. Überall zeigt sie ein freundliches Gesicht, selbst noch auf den ausgedörrten Wacholderheiden der Alb und in den schattig-kühlen Nadelwäldern der Täler. Unübertrefflich entschleiert sie das Werden und Vergehen einer Landschaft, und wer sie mit offenen Augen durchwandert, fühlt sich mitten in den Gang des Weltgeschehens hineinversetzt. Die Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder beruht vor allem auf den verschiedenen Gesteinen, dann aber auch auf der Arbeit der vielen Bächlein und Bäche, die jahraus, jahrein, Tag und Nacht unsere Heimat umgestalten und umformen. So ändert diese, uns selten erkennbar, ihr Aussehen wie der Mensch, der ebenso unauffällig den Weg vom Kinde zum Greise zurücklegt.

Von den Gesteinen

Zwei große erdgeschichtliche Epochen haben vor Millionen von Jahren die Gesteine unseres Kreises aufgebaut: die K e u p e r z e i t und die J u r a z e i t. Noch vor einigen Jahrzehnten, als bei uns überall Steine gebrochen wurden, war es leicht, den Aufbau einer Landschaft kennen zu lernen. Jeder Steinbruch war ein Fenster, das uns einen Einblick in das Erdinnere gestattete. Heute sind diese Betriebe größtenteils eingestellt und die alten Steinbrüche aufgefüllt und eingeebnet. Nur noch gelegentliche Tiefbauarbeiten, unliebsame Rutschungen und hin und wieder Hochwasser entschleiern uns die heimatliche Erdrinde.

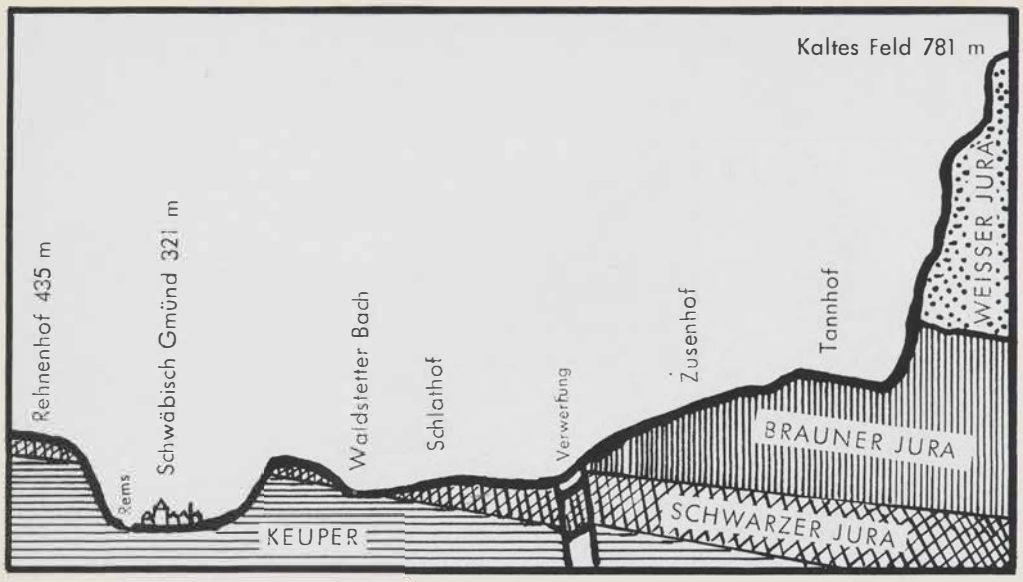
Der Keuper

Die Stadt Gmünd ohne ihre Vororte liegt im Keuper, und zwar im S t u b e n s a n d s t e i n. In diesen schönen, weißen Fels sind die Kapellen des Salvators eingehauen. Er gab die Bausteine für die Johanniskirche, das Münster, die Badeanstalt und das Parlergymnasium. Leider ist er gegen den Kohlenrauch wenig widerstandsfähig, verwittert auch leicht. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde er zu Fegsand zerklopft, der zum Reinigen des Geschirrs unentbehrlich war. Manche Hausfrau bestreute mit ihm auch am Samstagabend den frisch gescheuerten Stubenboden. Der Sand saugte die Feuchtigkeit rasch auf, und der Schmutz von ungereinigten Stiefeln blieb an ihm hängen. Wurde dann am Sonntag früh der Sand wieder hinausgefegt, so war der Boden blitzblank. Von dieser einst allgemeinen Verwendung rührt der Name Stubensandstein her. Häufig liegen zwischen seinen mächtigen Felsen noch weiche Tone, entweder in Nestern oder in dünnen Schichten. Sie halten die Sickerwasser auf, weshalb aus dem Stubensandstein zahlreiche, wenn auch schwache Quellen hervorbrechen (Salvator, Römerbrunnen). Manchmal ist der Stubensandstein stark verkieselt und dann sehr hart. Man sieht solche Schichten im Remsbett bei St. Katha-

Der Mittelpunkt der naturkundlichen Abteilung im Städtischen Sammlungsgebäude ist dieses von Professor Pfeffer entworfene geologische Profil, das übersichtlich die Folge der Keuper- und Jura-Formationen mit ihren Leitfossilien zeigt

rina und bei der Krähe. Die dünnen Platten verwendete man früher viel zur Einfassung von Gartenbeeten; die massigen Lagen gaben guten Schotter, auch Bausteine für Gartenmauern.

Verwittert der Stubensandstein, so entstehen magere Sandböden, die fast überall Wälder tragen. Den Bächen entlang sind oft Wiesenstreifen eingeschnitten (Haselbach, Beutental, Leintal). Heidelbeere und Heidekraut sind hier zu Hause, deren Namen schon verraten, daß sie sich mit trockenen, kargen Böden begnügen. Wo die Böden bebaut werden, tragen sie Roggen und Kartoffeln. Letztere sind von besonderer Güte, brauchen aber viel Dünger.



Schnitt vom Rehnenhof zum Kalten Feld

Gehen wir das Remstal abwärts, so treffen wir bei Waldhausen auf den Schilfsandstein, der dort tief braun gefärbt ist. Er ist das älteste Gestein unseres Kreises, das früher viel zum Hausbau und zu Steinbildhauerarbeiten benützt wurde. Aus ihm ist das Erhardsche Haus an der Robert-von-Ostertag-Straße ausgeführt. Da er aber noch weniger als der Stubensandstein den Industriegasen Widerstand leistet, wird er heute kaum noch verwendet.

Steigen wir von Gmünd aus irgendwo zur Hochfläche empor, etwa zum Bergschlößchen, so kommen wir nach ungefähr 70 m Steigung in den berüchtigten Knollenmergel. Er liegt über dem Stubensandstein und ist bei uns etwa 15 m mächtig. Bei Regenwetter quillt er stark auf, wird seifig und kommt an steilen Hängen ins Rutschen (Klarenberg, Bettringer Straße). Was ihm im Wege steht, nimmt er mit: Straßen, Häuser, Hecken, Bäume. Wer auf ihn baut, kann Unliebes erleben. Zum mindesten macht er das Bauen sehr teuer. In unserem Kreise hat er schon Millionenschäden angerichtet. Seine Böden sind aber sehr kräftig und eignen sich gut für Obstgärten, wenn man es nicht vorzieht, wegen der Rutschgefahr die alte Waldbedeckung zu belassen.

Das Juragestein

Auf den Knollenmergel folgt das Juragestein. Stehen wir auf der Straßdorfer Höhe etwa bei der Kapelle, so überblicken wir den ganzen Aufbau der Schwäbischen Alb. Vor uns liegt eine weite, wellige Ebene voller Obst und Getreide. Es ist der Schwarze Jura, der sich bis zum Fuß des eigentlichen Gebirges erstreckt. Dieses baut sich in zwei mächtigen Hauptstufen auf. Die erste bildet die Höhe des Asrückens, die Hochflächen bei Rechberg und Wißgoldingen, das Költ, das Gelände der Burg Bargau (Schlößle) und den „Sand" bei Heubach. Die Geologie faßt die Schichten dieser ersten Stufe als Braunen Jura zusammen. Über ihnen steigt eine weitere Stufe aus weiß gefärbten Kalksteinen auf: der Weiße Jura. Er bildet die Gipfel unserer Albberge und die Hochflächen der Alb vom Bernhardus bis hinüber zum Albuch und Härdtsfeld.

Doch wenden wir uns wieder zur Straßdorfer Kapelle zurück. Dort stehen wir auf einem schönen gelben Sandstein, der 20 m mächtig ist. Geologisch heißt er Angu-

l a t e n s a n d s t e i n, im Volke aber Mehlstein. Bei uns bildet er überall die Kante des Remstales. Früher benützten ihn die Bauern als Schleifsteine. Wegen seines feinen Kornes war er von Steinmetzen sehr geschätzt. Die meisten Portale unserer Stadt, viele Fensterleibungen und Gesimse, aber auch schöne Bildwerke (Johanniskirche, Münster) sind aus ihm verfertigt. Die Kinder gebrauchten ihn zum Abschleifen ihrer Schiefertafeln. Wenn sie zwei Steine aneinander rieben, gab es feines gelbes Mehl, aus dem sich trefflich „Kuchen" backen ließ. Da der Mehlstein aber sehr weich ist, wird er heute kaum mehr verwendet. Die Peter-und-Paul-Kirche steht auf dem Gelände alter Angulatensteinbrüche. Verwittert er, so entstehen gute Ackerböden, wovon die schönen Felder auf den Talhöhen zeugen.

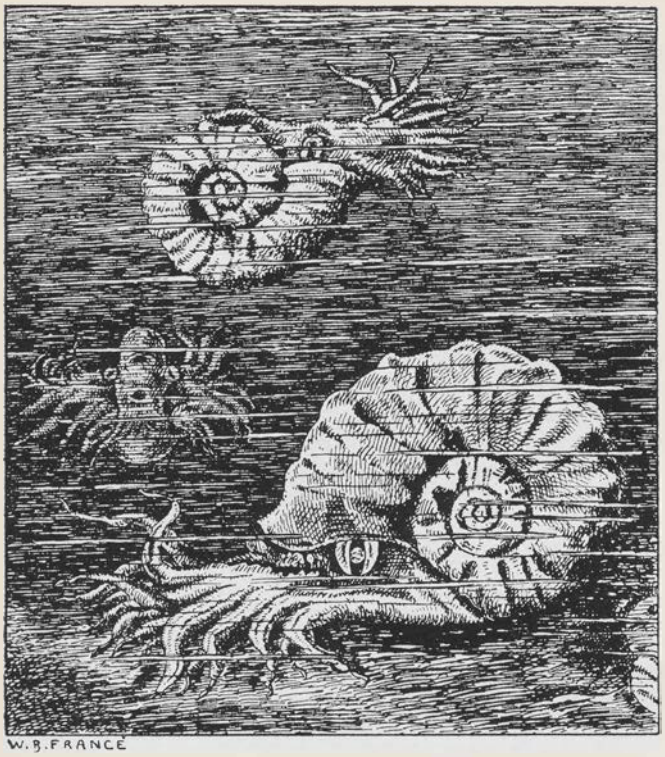
Am Ortseingang von Straßdorf folgen auf die Mehlsteine harte b l a u g r a u e K a l k b ä n k e. Noch vor kurzem wurden sie bei Metlangen, Wetzgau und anderswo abgebaut. Sie lieferten beim Straßenbau die Vorlagesteine und den häufigsten Schotter. Für unsere Autostraßen genügen sie jedoch nicht mehr; außerdem „schmieren" sie bei Regenwetter. Heute werden sie nur noch zum Bau von Nebenstraßen, für Gartenmauern und zur Erstellung von Grundmauern verwendet, wo sie dem Beton beigegeben werden. Diese „blauen Steine" enthalten, wie die anderen Schichten des Jura, eine Menge von finger-, rad- und schneckenhausähnlichen Versteinerungen, von denen einige die Größe von Pflugrädern erreichen können. Es sind nichts anderes als die Gehäuse von längst ausgestorbenen Tieren, die mit den Tintenfischen verwandt sind.

Am Ende des Straßdorfer „Forstes" durchschreiten wir die Ö l s c h i e f e r. Sie ziehen sich als schmales Band den ganzen Albrand entlang. Besonders schön sind sie in Bargau an der Heubacher Straße zu sehen. Der Bauer liebt sie nicht; denn ihre Böden sind mager und naß. Im ersten Weltkrieg wurden diese Schiefer den Kohlen beigemischt, waren aber ein schlechter Brennstoff. Die Versuche, aus ihnen Treiböle zu gewinnen, erwiesen sich nicht als wirtschaftlich.

Bei der großen Straßenkehre nach dem Forst geht es plötzlich steil aufwärts: wir sind in den B r a u n e n J u r a eingetreten. Seine Schichten wechseln mit Tonen und Sandsteinen ab. Zu ihnen gehört auch der E i s e n s a n d s t e i n, der noch vor kurzem bei Wasseralfingen und Geislingen abgebaut wurde. Einstens war auch er ein gesuchter Baustein. Die Schlösser Rechberg und Staufeneck sowie die Kirchen auf dem Hohenrechberg und zu Wißgoldingen sind aus ihm erbaut. Seine Steilhänge sind meist mit Nadelholz bestanden, während die Hochflächen — etwa das Rehgebirge zwischen Rechberg und Staufeneck — landwirtschaftlich stark genützt werden.

Nach der „Häge" führt der obere Pfefferweg (so benannt nach Professor Pfeffer) steil durch den W e i ß e n J u r a hindurch zur Kirche empor. Tonige und felsige Schichten wechseln auch hier regelmäßig ab. Auf dem unteren Felsgestein erhebt sich die Ruine Rechberg, auf dem oberen die Wallfahrtskirche. Beide Schichten werden an vielen Orten der Alb gebrochen und zu Straßenschotter verarbeitet. Auf den Höhen von Bartholomä finden wir noch einen gelblich-weißen Kalkstein, der sich in großen Platten löst. Mit ihnen wurden noch vor einem Menschenalter die Böden der Küchen, Hausflure und Kirchen belegt, wo sie teilweise noch anzutreffen sind. Heute werden diese Plattenkalke kaum mehr verwendet.

Mit 707 m haben wir den Gipfel des Rechbergs erreicht. Fast 400 m sind wir von Schwäbisch Gmünd aus emporgestiegen, und zwar 80 m im Keuper, 50 m im Schwarzen, 140 m im Braunen und 130 m im Weißen Jura. Es lohnt sich, von hier oben unseren Kreis zu überschauen, der sich dem Auge fast restlos enthüllt. Am kräftigsten tritt der Weiße Jura aus der Landschaft heraus. Steil stürzen seine Flanken in immer gleichem Winkel zur Tiefe. Trotzige, hellschimmernde Felsen umsäumen die Gipfel, besonders schön am Rosenstein. Die Hänge sind mit frischgrünen Buchenwäldern bedeckt. So stehen sie in prächtigem Gegensatz zu den dunklen Nadelwäldern des Braunen Jura, die als schmales, aber deutlich erkennbares Band den ganzen Fuß der Alb einfassen. Weiter hinaus folgen die ausgedehnten, stark zerfransten Ebenen



Rekonstruktion von im Jurameer lebenden Ammoniten, die heute ausgestorben sind

des Schwarzen Jura. Mit ihren Ackerfeldern, Wiesen und Obstgärten dehnen sie sich weit nach Norden bis über die Lein hinüber. Unsere Flüßchen haben sich tief in dieses reiche Bauernland eingeschnitten und überall den Keuper bloßgelegt. Dessen sandige Täler lassen sich von der Höhe des Rechbergs leicht durch ihre dichte Bewaldung erkennen, noch besser aber im Frühjahr und Herbst, wenn die grauen Nebel in ihnen kochen. Dann zeichnen sie sich so deutlich wie auf einer Landkarte ab. Gegen Norden breitet sich das Keuperland immer weiter aus. Seine dunklen Wälder engen die Ackerflächen des Schwarzen Jura mehr und mehr zu schmalen Streifen zusammen, bis schließlich an der Kreisgrenze die großen, fast geschlossenen Forsten des Welzheimer Waldes ihre Herrschaft antreten.

Die Alb in ihrer einstigen Ausdehnung und ihre Zerstörung

So wie heute war unsere Landschaft nicht immer. Als oberste Schicht der Alb finden wir bei uns in einer Höhe von 600 bis 700 m massige Kalkfelsen, die sich vor vielen Millionen von Jahren im Meere aus mikroskopisch kleinen Schaltieren, aus Korallen und Schwämmen gebildet haben. Die Alb muß sich also seit jener Zeit aus dem Meere zu ihrer jetzigen Höhe emporgehoben haben. Diese Hebung erfolgte aber nicht plötzlich, sondern sehr langsam im Verlaufe von Millionen Jahren, auch nicht gleichmäßig, sondern im Norden und Westen stärker als im Süden und Osten. Die Alb stellt seither eine riesige nach Süden und Osten geneigte Gesteinstafel dar. Sie fällt gegen die Donau um etwa 250 m, von den Bergen bei Rottweil bis zur Gmünder Gegend um etwa 300 m. Einstens reichte sie über den Schwarzwald hinweg bis nach Frankreich hinein und im Norden bis nach Heidelberg. Ihre höchste Erhebung lag auf der Linie Basel—Mainz, mehrere hundert Meter höher als heute die bedeutendsten Gipfel des Schwarzwalds.

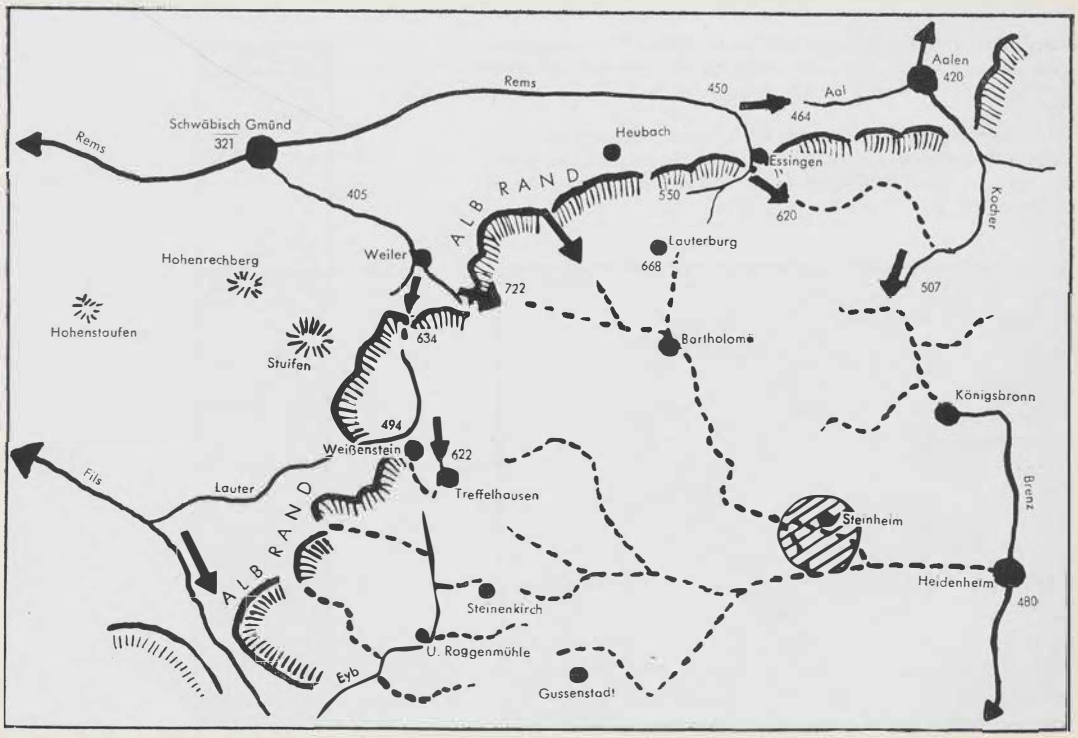
Die Flüsse in Nordwürttemberg hatten damals ihre Quellen etwa auf der Linie

Crailsheim—Besigheim. Von dort flossen die einen nach Norden zum Ur-Rhein, die anderen nach Südosten zur Donau. Diese muß damals ein Riesenstrom gewesen sein; denn sie kam aus der Genfer Gegend, benützte die Täler der Aare und der Wutach und erreichte erst westlich von Donaueschingen ihr heutiges Tal. Woher nun diese Veränderungen?

Die Ursache ist ein großes Naturereignis, das heute noch nicht abgeschlossen ist: der Einbruch des Rheintalgrabens. Der höchste Teil der Alb, die Strecke von Basel bis Mainz, brach nämlich als breiter Graben langsam, Millimeter um Millimeter, ein, was sich in gewaltigen Erdbeben kundgab. Der Einbruch erreichte an seiner tiefsten Stelle 5000 m, im Durchschnitt wohl 1500 m. So entstand im Laufe von vielen Jahrtausenden der Rheintalgraben von Basel bis Mainz. Vom Rande des Grabens stürzten sich die Wasser in raschem Lauf hinunter und rissen tiefe Schluchten in das Gebirge. Dabei verlegten sie ihre Quellen immer weiter nach rückwärts, auf der deutschen Seite nach Osten. Sie stießen nun aber auf die alten Flüsse, die nach wie vor hoch oben sich träge zur Donau schlängelten, und entrissen ihnen Stück um Stück ihres Quellgebietes. Wir erleben einen solchen Vorgang heute bei Tuttlingen, wo die Aach, von Engen kommend, die ganze obere Donau sich aneignen will. Ihre unterirdischen Wasseradern haben längst schon das Donaubett von Immendingen bis Fridingen erreicht und legen es den größten Teil des Jahres trocken. Es bedarf einer geologisch nur noch sehr kurzen Zeit, bis die Höhlen und Gänge der unterirdischen Wasser einstürzen und die Donau hier als offenes Gewässer von Tuttlingen zum Bodensee fließt.

Mit der Ausbildung der neuen Täler ging gleichzeitig die Zerstörung der Gesteinsschichten vor sich. Man darf nur einmal beobachten, welche Menge von Erde, Sand,

Karte des Albrandes zwischen Schwäbisch Gmünd und Aalen. Die Täler auf der Alb (gestrichelt) sind heute Trockentäler ohne jedes Wasser. Die freigestellten Pfeile geben die alten Flußrichtungen an

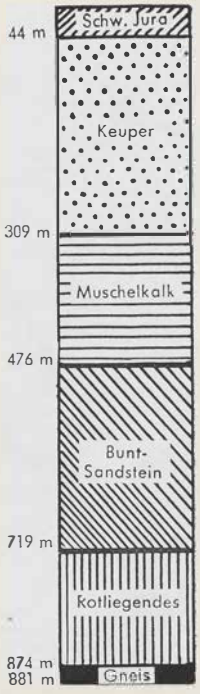


Kies und Geröll selbst ein recht bescheidenes Bächlein bei Hochwasser mit sich reißt. Was alle Wasserläufe unseres Kreises jährlich an festen Stoffen bewegen, würde einem großen Hügel entsprechen. Dazu kommen die Rutschungen, die immer wieder die Hänge in Bewegung bringen, die Arbeit des Windes, der ohne Unterlaß Staub und feinsten Sand fortführt, und die Verwitterung, die ständig an der Zerstörung unserer Landschaft arbeitet. Weit beträchtlicher als all dies zusammengenommen ist aber die Menge der gelösten Stoffe, welche durch unsere Bäche aus dem Kreis hinausgetragen werden. Jede Hausfrau kennt den Wasserstein in ihren Töpfen, der sich im siedenden Wasser ausscheidet. Selbst wenn nur kleine Wassermengen eingedampft werden, beschlagen sich die Wände der Töpfe mit einer hauchfeinen Kalkschicht. In die Töpfe und Dampfkessel kommt aber nur ein verschwindend kleiner Teil unseres Wassers. Allerdings merken wir wenig von diesen Vorgängen, weil sie sich auf den ganzen Kreis verteilen und unser Leben zu kurz ist. Man hat aber berechnet, daß unsere Flüsse die Alb in etwa einer Million Jahre um mehr als 1 km schmäler machen. Im Vergleich zu früher ist sie ja heute nur noch ein schmaler Streifen, und auch dieser wird einmal verschwinden. Nördlich der Alb sind die Gesteine teilweise schon bis auf den Keuper und den Muschelkalk, im Schwarzwald sogar bis auf den Buntsandstein und das Grundgebirge fortgeführt. Jeweils in hundert Jahren wird unser Neckarland um etwa 6 mm niederer. Das sind in 10 Millionen Jahren etwa 600 m, vorausgesetzt, daß die Abtragung so weiter geht wie heute. Was dann von Württemberg übrigbleiben würde, wäre ein tief gelegener, flacher Küstenstreifen. Zehn Millionen Jahre bedeuten aber im Weltgeschehen nicht viel.

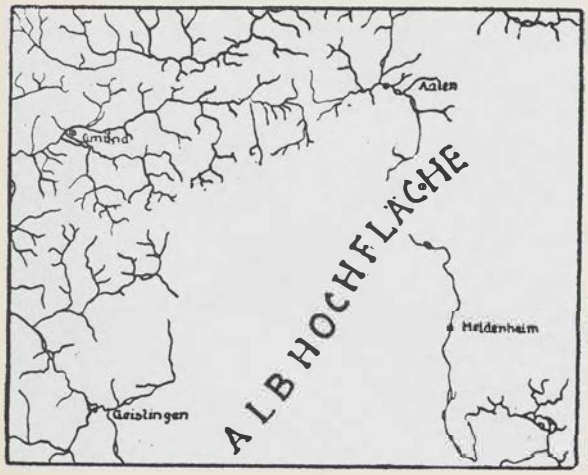
Der Kampf der Flüsse gegen die Alb

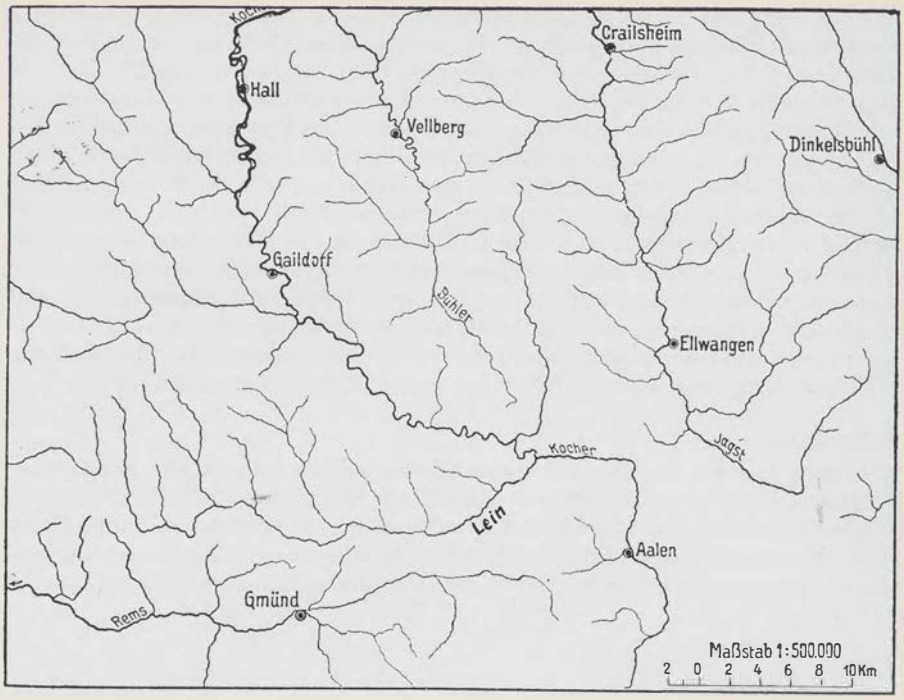
Wir können diesen Kampf in unserer Heimat besonders schön verfolgen. Überall sehen wir, wie die kleinen, aber recht munteren Flüßlein sich tiefe, enge Talschluchten in das Gebirge eingenagt haben, so bei Waldstetten in Richtung Wißgoldingen, in Hertlinsweiler gegen den Hornberg, beim Tannhof gegen das Kalte Feld usw. Der

Rechts: Eine 1961 bei Albershausen (Kreis Göppingen) vorgenommene Bohrung ergab diese Schichtenfolge. Ein Bohrloch auf der Straßdorfer Höhe würde ungefähr dasselbe zeigen



Unten: Karte der oberirdisch fließenden Gewässer im Raume Gmünd–Aalen – Heidenheim – Geislingen. Durch die Verkarstung des Weißen Juras ist die Albhochfläche fast ohne Quellen, während diese im Keuper reichlich entspringen





Die Flußumkehr in unserer Gegend. Nach den Richtungen der Nebenflüsse zu urteilen, müßten die Flüsse – mit Ausnahme der Lein – eigentlich in umgekehrter Richtung fließen

Kampf gegen die Alb wird bei uns vom Neckar und seinen Zuflüssen, also vom Westen her, geführt. Dort ist die Abtragung am stärksten. An der unteren Rems ist der Jura vollständig, ja sogar schon der größte Teil des Keupers fortgeführt. Weiter nach Osten treten die höheren Schichten wieder zutage, bis wir beim Hohenstaufen zum ersten Male auf den Weißen Jura stoßen. Da der Hohenstaufen am längsten den Angriffen von Rems und Fils ausgesetzt ist, ist er auch der kleinste Berg der Gmünder Alb. Gegen Osten werden die Berge immer höher und massiger, so der Rechberg, der Stuifen, der Scheuelberg, der Rosenstein, das Kalte Feld. Sie alle zeugen dafür, daß die Alb einst weiter nach Norden und Westen gereicht hat, und heißen daher Zeugenberge. Scheuelberg und Rosenstein hängen noch durch ein schmales Band mit dem Albkörper zusammen; die übrigen aber sind schon losgelöst und gehen einer raschen Auflösung entgegen. Der Hochberg und der Bernhardus sind eigentlich keine Berge, sondern nur der Abfall des Albuchs. Schon aber versuchen kleine Flüßchen, sie von der Albtafel loszutrennen. Auch sie werden einstens freistehende Berge werden, die zu kleinen Kegeln zugeschliffen und schließlich gänzlich abgetragen werden.

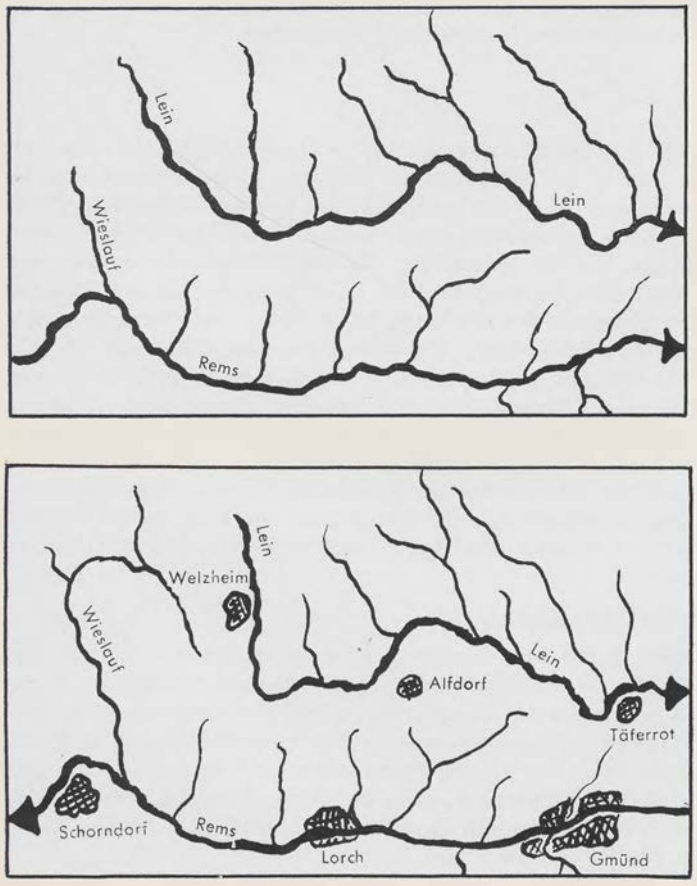
Veränderungen auf der Albhochfläche

Auch die Albhochfläche ändert sich, allerdings ganz anders als der Albrand. Vor allem fehlt hier das fließende Wasser. Haben wir von Heubach aus auf der Straße nach Bartholomä die Hochfläche der Alb erreicht, so liegt eine sanft geneigte, leicht gewellte Ebene vor uns, auf welcher ein flaches, breites Tal gegen den Möhnhof und Bartholomä zum Wental führt. Seit Jahrhunderten hat es sein Wasser verloren, das einstens zur Brenz floß. Nur selten noch, etwa bei Schneeschmelze oder Wolkenbrüchen, fließt hier noch Wasser, das sich dann für einige Stunden als „Wedel" durch Heidenheim ergießt. Wie ist dies gekommen?

Fast alle Gesteine sind dicht mit mikroskopisch kleinen Ritzen und Poren durchzogen, in welche das Regenwasser eindringt. Sandsteine, Granite und Gneise werden dadurch wohl feucht, trocknen aber rasch wieder. Beim Kalkgestein dagegen löst das eingedrungene Wasser den Kalk wie Zucker auf, nur geht dies viel langsamer vor sich. Dadurch werden die feinen Ritzen immer weiter. Das Wasser dringt tiefer in das Gestein ein, bis ihm eine undurchlässige Tonschicht Halt gebietet. Auf dieser fließt es dann weiter und bricht schließlich in einer starken Quelle, manchmal in einem schönen Quelltopf, zutage. Der Regen, welcher bei Bartholomä fällt, kommt zum Beispiel in der Brenzquelle ans Tageslicht. Heute ist das Kalkgestein unserer Alb schon so porös geworden, daß das Regenwasser fast augenblicklich versickert und die Bachbette trocken bleiben. Von Jahr zu Jahr verschlimmert sich dieser Zustand und mit ihm die Wasserarmut der Alb. Die Hausfrauen finden den gelösten Kalk im Leitungswasser, das bei uns bekanntlich sehr hart ist. Den Albgemeinden aber muß das Trink- und Nutzwasser von den Tälern aus durch Pumpwerke zugeführt werden.

Flußumkehr.

Wie schon erwähnt, lag die alte Wasserscheide zwischen den Rhein- und Donauzuflüssen auf der Linie Crailsheim — Schwäbisch Hall — Besigheim. Setzt man ein gleichmäßiges Ansteigen der Alb nach Norden voraus, so kommt man dort auf eine Höhe von etwa 1000 Meter. Nach dem Einbruch des Rheintalgrabens erhielten die rheinischen Flüsse ein viel stärkeres Gefälle. Dadurch erhöhte sich auch ihre zerstörerische



Oben: Früheres Quellgebiet der Lein
Unten: Ihr heutiges Quellgebiet; die Wieslauf hat ihr schon einige Quellbäche entrissen

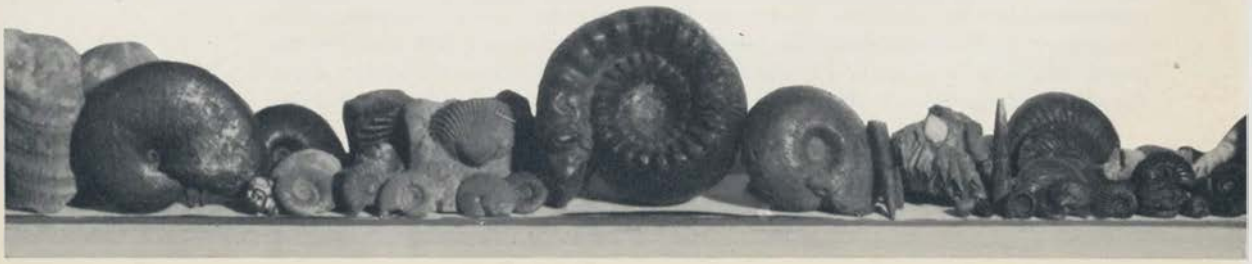
Arbeit. Rasch konnten sie nun im nördlichen Gebiet von Baden-Württemberg Gesteinsschicht um Gesteinsschicht fortführen und die Alb langsam nach Süden zurückdrängen. Ihre Flußbetten wurden tiefer und sie eroberten sich Stück für Stück des alten Einzugsgebietes der Donau. Für unser Gebiet wurde besonders die Urbrenz wichtig. Sie kam von Crailsheim und floß über Ellwangen, Aalen und Heidenheim zur Donau. Ihren größten Zufluß erhielt sie durch den Kocher, der bei Hall entsprang, seine Wasser nach Süden führte, und bei Wasseralfingen sich mit der Urbrenz vereinigte. Beide Flüsse, die Urbrenz wie der Kocher, wurden von zwei Flüssen, die sich vom unteren Neckar her ihren Weg gegen Osten und Süden gebahnt hatten, kräftig angegriffen. Ein Nebenflüßlein um das andere wurde ihnen entrissen. Deren Wasser flossen nun nicht mehr nach Süden zur Donau, sondern nach Norden zum Rhein. Die Urbrenz aber wurde kürzer und kürzer. Eine kleine Hebung bei Goldshöfe hemmte ihren Drang nach Süden. An ihre Stelle trat der Kocher, der mit jugendlichem Ungestüm weiter nach Süden vorstieß. Heute stehen sich Kocher und Brenz zwischen Oberkochen und Königsbronn kampfbereit gegenüber. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kocher in geologisch sehr kurzer Zeit die Brenz noch weiter zurückdrängen wird.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei unserer Rems. Auch diese floß einmal nach Osten in die Brenz, die sie bei Aalen erreichte. Vom Neckar her arbeitete sich nach dem Einbruch des Rheintalgrabens die neue Rems schnell nach Osten vor und eignete sich den Lauf der Ur-Rems mehr und mehr an. Der letzte Rest des alten Remstales, das Stücklein zwischen Essingen und Aalen, wird heute nur noch von einem kleinen Wassergraben durchzogen.

Die alten Täler, die einstens ihre Wasser zur Donau sandten, lassen sich oft noch im Gelände deutlich erkennen. So zeichnet sich heute noch fast das ganze Einzugsgebiet der Ur-Brenz klar ab. Niemand, der unsere Gegend nicht kennt, würde beim Betrachten der Karte auf Seite 63 vermuten, daß Jagst und Kocher nach Norden fließen; denn ihre Nebenflüsse weisen fast alle nach der umgekehrten Richtung. Die „Flußumkehr" ist bei allen diesen Wasserläufen eingetreten, nur bei der Lein noch nicht. Sie fließt noch wie seit Jahrhunderttausenden unentwegt nach Osten und bietet so ein treffliches Beispiel der einstigen Zustände. Doch auch ihr Schicksal ist besiegelt. Schon hat die Wieslauf, von Schorndorf kommend, einen Teil ihres Oberlaufes an sich gerissen. Weitere Seitentäler der Rems, wie der Schweizerbach und der Walkersbach, sind ihr bis auf einige hundert Meter nahe gerückt. Da bei Alfdorf und Pfahlbronn die Lein in 450 m, die Rems genau südlich davon nur in 270 m Höhe fließt, werden auch hier weitere Teile der Lein in die Rems abgeleitet werden. Die Flußumkehr ist also in unserem Kreise noch nicht abgeschlossen.

So sehen wir also unsere heimische Landschaft in voller Umbildung. Was wir als gegeben und dauernd anzusehen gewohnt sind, sind nur Augenblickserscheinungen. Da diese Veränderungen sich meistens sehr langsam, in Jahrtausenden, vollziehen, entgehen sie unserer Aufmerksamkeit. Doch kann jeder von uns sich erinnern, daß hier ein Hang zum Rutschen gekommen und dort ein Uferstück zerstört worden ist. Anderswo hat das Hochwasser tiefe Rinnen eingerissen, und nicht selten sehen wir, wie unsere Bäche Sand, Kies und Geröll verschleppen. Wenn wir schon in unserem kurzen Leben solche Veränderungen wahrnehmen können, so müssen diese im Verlauf von Jahrmillionen zu ungeheurer Größe anschwellen. Mit solchen Zeiträumen aber müssen wir rechnen, wenn wir die Erdgeschichte begreifen wollen.

Das Juragestein ist reich an Versteinerungen. In der Mitte das Gehäuse eines Ammoniten



Die Stadt Schwäbisch Gmünd heute

Eduard Funk

Als Friedrich Schiller in einem Brief den Satz schrieb, die Stadt wachse gleich den Jahresringen eines Baumes, hatte er das Bild Mannheims vor Augen, einer Stadt also, für die sein Vergleich zutreffen mochte. Damals, vor 180 Jahren, kannte man noch nicht die hektische Betriebsamkeit unserer Zeit, das rasche Wachstum der Bevölkerung, das den Wohnungsbau zum vordringlichsten Problem aller Gemeinden machte, und vor allem nicht das rapide Fortschreiten der Industrialisierung, die sämtliche sozialen und wirtschaftlichen Begriffe unserer Ahnen über den Haufen wirft. Von dieser Entwicklung werden — in irgendeiner Weise — alle Menschen erfaßt, die sich nun darum bemühen müssen, mit sich selbst und ihrer Umwelt fertig zu werden.

Bei Städten, denen die Gunst ihrer Lage keine Grenzen setzt, ist in vielen Fällen der Vergleich Schillers gültig geblieben, denn sie dehnten sich rings nach allen Seiten. Wo dies jedoch nicht möglich war, weil der eigene Etter oder natürliche Hindernisse es verboten, mußte wohl oder übel die geschlossene Siedlungsform aufgerissen werden, um oft weit draußen vor dem Stadtkern Lebensraum für die zunehmende Bevölkerung, aber auch Terrain für Betriebe aller Art zu gewinnen. Schwäbisch Gmünd ist dafür ein geradezu typisches Beispiel.

Wenn man einen Plan unserer Stadt zur Hand nimmt und ihn mit einiger Phantasie betrachtet, gewahrt man ein frappierendes Bild: sozusagen den Abdruck einer Hand, und zwar der linken, die ihre Finger nach fünf Richtungen spreizt. Die Handfläche bedeckt ungefähr den Umfang der alten Stadt aus der Zeit vor dreißig Jahren, als sie gerade die Hälfte der heutigen Einwohnerzahl beherbergte. Der kleine Finger deutet zu den Kiesäckern, der Ringfinger die Buchstraße hinaus, am Mittelfinger beginnt die Hardtsiedlung, der Zeigefinger weist die Klarenbergstraße entlang, und der Daumen markiert den ersten Schwerpunkt der Stadterweiterung im Westen, die jenseits der Rektor-Klaus-Straße begann und inzwischen schon längst das Fuggerle erreicht hat. Nur Wetzgau erscheint als unorganisches Anhängsel, obwohl gerade mit diesem Dorf auf dem nördlichen Welland zwischen Rems und Lein die Expansion unserer Stadt eingeleitet wurde.

Vor fünfundzwanzig Jahren war es, als dem damaligen Bürgermeister Konrad — bildlich gesprochen — der erste Sprung über die Stadtmauer hinaus gelang. Wetzgau war zwar nur ein kleiner Bauernort, aber zu ihm gehörten Ländereien, deren Schwäbisch Gmünd dringend bedurfte, um in einer Siedlung vor allem jene Arbeitnehmer unterzubringen, die in den damals neu erstellten oder vergrößerten Betrieben zwischen Becherlehen und Schießtal Beschäftigung gefunden hatten.

Nach dem zweiten Weltkrieg stellte sich dasselbe Problem noch einmal, wenngleich unter verändertem Vorzeichen, denn ein unbarmherziges Schicksal, das zwölf Millionen Menschen im deutschen Osten und Südosten ihrer Heimat beraubte, spülte davon etwa 14000 nach Schwäbisch Gmünd. Für sie wurden seit 1950 zwischen der älteren Rehnenhofsiedlung und Wetzgau Wohnungen geschaffen an Straßen, deren Namen die Herkunft ihrer Bewohner ausweisen: etwa Lausitzer und Prager Weg,

Nicht nur die Innenstadt hat Hochhäuser. Dieses Wohngebäude wird in Bettringen (Lindenfeld) gebaut

Karlsbader und Reichenberger Straße, Brünner-, Altvater- und Rübezahlweg. Wohnblocks auf dem Hardt folgten bald darauf, die man mit den Namen und Wappen der Länder des deutschen Ostens bezeichnete. Nach der Erstellung von weiteren Wohneinheiten auf den Kiesäckern und unterm Klarenberg überschritt der Bautrend das Göppinger Bähnle im Schwerzer. An die dort entstandene Diözesansiedlung gliederten sich mit einigem Zwischenraum, den voraussichtlich die Pädagogische Hochschule ausfüllen wird, die Wohnblocks im Stiftsgut, von wo aus in den letzten Jahren auch das Fuggerle erschlossen wurde. Auch hier halten die Straßennamen die Erinnerung an die Heimat der Vertriebenen fest, insbesondere an die großen Männer, die aus ihr hervorgegangen sind: Gustav Freytag, Adalbert Stifter, Gregor Mendel, Jakob Bleyer, Gerhart Hauptmann, Eichendorff und Lenau.

Weitere umfangreiche Siedlungs- und Bauprojekte stehen an: vor allem in Wetzgau und auf dem Gügling hinter Oberbettringen, nachdem die Stadt 1959 durch die Eingemeindung der Gesamtgemeinde Bettringen ihren Lebensraum enorm vergrößern

konnte. Dieser von Oberbürgermeister Dr. Klaus angebahnten Expansion kommt nicht zuletzt deshalb elementare Bedeutung zu, weil das Markungsgebiet der Stadt, soweit es erschließ- und bebaubar ist, nahezu völlig ausgenutzt ist. Schwäbisch Gmünd dürfte aber nun mit dem Erwerb günstig gelegenen Areals im Südosten der Stadt vorläufig saturiert und in der Lage sein, der Wohnungsnot ein baldiges Ende zu bereiten.

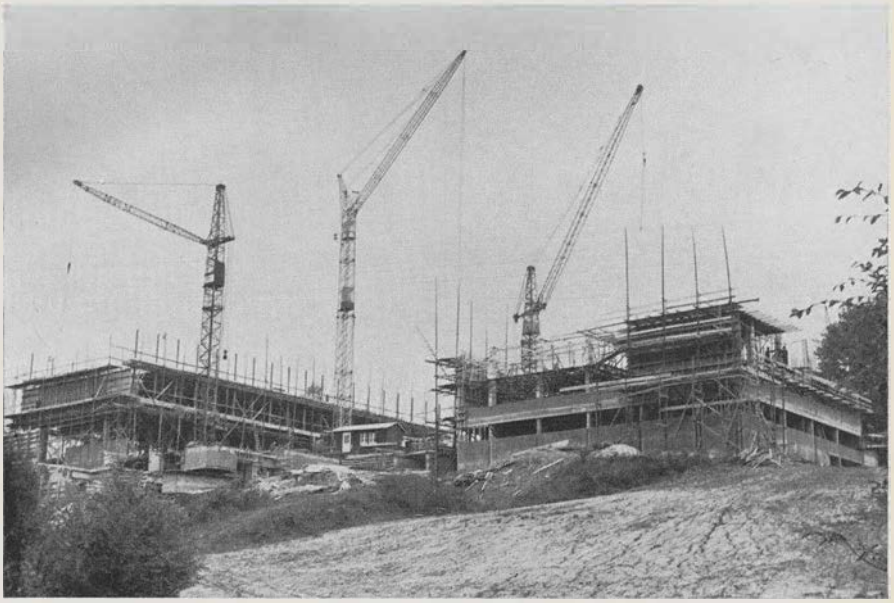
Die topographische Zwangssituation unserer Stadt, welche die Bebauung der Nord- und Südhänge beiderseits des Remstales weitgehend verbot, erwies sich letzten Endes sogar als glücklicher Umstand. Er bewahrte uns vor der Zerstörung eines vertrauten Stadtbildes, dessen anmutige Kulisse immer noch die grünen Hänge und Wäldersäume rahmen. Darum sind die Außenbezirke Schwäbisch Gmünds, das mit schmukken Häusern auch am Vogelhof, am Nepper-, Ziegel-, Klaren- und Siechenberg emporklettert, sogar zu bevorzugten Wohngebieten geworden, weil sie meist schön gelegen sind und ständige Freude an der umgebenden Natur gestatten.

Und noch eine erfreuliche Beobachtung ist in diesem Zusammenhang zu konstatieren. Während zunächst in den neuen Siedlungen die Bewohner gewissermaßen landsmannschaftlich sortiert waren, ist dies heute durchaus nicht mehr der Fall. Die Unterschiede zwischen Alt- und Neubürgern verwischen sich immer mehr; sogar diese beiden Bezeichnungen verschwinden allmählich aus dem Sprachgebrauch. Einheimische und Vertriebene hausen friedlich beieinander, wie sie ja auch an ihren Arbeitsplätzen zusammenfinden mußten. Die Kinder der „Neubürger" schwätzen schon richtiges Schwäbisch.

Der Versorgung der Bevölkerung dienen endlich zahlreiche öffentliche Einrichtungen. Es braucht in diesem Zusammenhang wohl nicht ausdrücklich unterstrichen zu werden, welche kostspieligen Aufwendungen der Stadtverwaltung und ihren steuerzahlenden Bürgern aufgebürdet wurden, um das zusätzliche Gelände zu erschließen, Straßen anzulegen, die Gas-, Wasser- und Stromzufuhr und selbstverständlich auch eine Kanalisation einzurichten und so die wichtigsten Vorbedingungen für die Bauvorhaben zu erfüllen. Man mußte auch darauf bedacht sein, den Kindern weite und möglicherweise gefahrvolle Schulwege zu ersparen. Aus diesem Grunde sind rings um die Stadt neue Volksschulen erstellt worden, die natürlich mit den modernsten Einrichtungen und Sporthallen ausgestattet sind: die Rauchbeinschule unterhalb des Knicks der Oberbettringer Straße, die Friedensschule beim Rehnenhof, die Stauferschule beim Stiftsgut, die Uhlandschule im Tal zwischen Ober- und Unterbettringen. Ähnliche Überlegungen gelten auch für die Kirchen, denen es aufgegeben ist, mitten unter den Gläubigen zu sein. So sind bei der Rehnenhofsiedlung und auf dem Hardt je eine katholische und eine evangelische Kirche erstellt worden. Zwei weitere katholische Gotteshäuser sollen in allernächster Zeit bei den Kiesäckern (hinter Gotteszell am Herlikofer Hang) und unterhalb des Schirenhofes im Westen der Stadt errichtet werden. Außerdem gehören selbstverständlich auch Kindergärten in jede Siedlung.

Doch wenn in dieser Betrachtung von den Veränderungen die Rede ist, die sich im Plan Schwäbisch Gmünds seit dem Ende des zweiten Weltkrieges vollzogen haben, dann darf nicht versäumt werden, darauf hinzuweisen, daß innerhalb des alten Stadtkerns ebenfalls viel Bemerkenswertes entstanden ist, obwohl wir nicht alle eingetretenen Wandlungen hier registrieren können. Wo moderne Neubauten errichtet wurden, mußten in der Regel alte Häuser abgerissen werden, denn freies Gelände war ja so gut wie nirgends mehr vorhanden. Ausnahmen boten lediglich die Haußmann- und die Rektor-Klaus-Straße, wo der Neubau des Forschungsinstituts für Edelmetalle und Metallchemie, das Landrats- und das Arbeitsamt, das Hans-Baldung-Gymnasium für Mädchen und die Kreishandelsschule mit Wirtschaftsoberschule Platz fanden.

In der eigentlichen Innenstadt mußte man sich zumeist mit Um- oder Erweiterungsbauten begnügen. Dennoch sind hier einige Akzente gesetzt worden, die sofort ins Auge fallen, z. B. der mächtige Komplex des Canisiushauses an der Waldstetter Brücke, das Wohnkaufhaus Leicht am Kalten Markt und das Verwaltungsgebäude der



Die zur Zeit größte Baustelle im Gmünder Stadtgebiet, von der unser Bild nur einen kleinen Ausschnitt zeigt, ist am Herlikofer Berg, wo der Neubau des Staatl. Aufbaugymnasiums mit Heim entsteht

Stadtwerke in der Honiggasse. Zahlreiche Geschäftshäuser sind modernisiert worden, neue Läden mit lockenden Schaufenstern taten sich auf. Und es muß zum Lobe der Bauherren wie der behördlichen Instanzen gesagt werden, daß sie es zumeist recht gut verstanden, sich ins Bild der ehrwürdigen Plätze und Gassen einzufügen, wo Altes und Neues harmonisch beieinander stehen.

Noch ist diese Entwicklung nicht abgeschlossen. An sämtlichen Ecken und Enden Schwäbisch Gmünds wird fleißig gebaut. Wenn man etwa vom Lindenfirst auf unsere Stadt herabblickt, mag es ein sonderliches Vergnügen bereiten, die überall über Dächer, Wiesen und Baumgärten aufragenden Baukräne zu zählen. Sie sind bei der großen Ausdehnung Schwäbisch Gmünds gar nicht alle auszumachen. Aber man gewahrt dennoch mit Erstaunen, wieviele größere Projekte in Arbeit sind. Das größte innerhalb des Stadtgebiets ist zur Zeit zweifellos der aus mehreren Gebäuden bestehende Neubaukomplex des Staatlichen Aufbaugymnasiums mit Heim an der Herlikofer Straße (Hirtenbühl).

Auch der Stadt selbst wachsen immer wieder Aufgaben und Verpflichtungen zu. Nachdem ein großes Kreiskrankenhaus auf Mutlanger Markung im Bau begriffen ist, wird in absehbarer Zeit rechts des Strümpfelbachs am Fuße des Hardt noch ein Städtisches Krankenhaus errichtet. Es wird auch von einem großen Hallenbad im Taubental geredet, von neuen Schulen und Kirchen, zusätzlichen Industriebetrieben und manchem anderen, was mit der noch lange nicht begrenzten Ausbreitung der Stadt (insbesondere auf dem Gügling) zur Notwendigkeit wird. Man kann also getrost voraussagen, daß Schwäbisch Gmünd an allgemeiner Bedeutung weiter zunehmen und einer noch vielfältigeren Blüte zustreben wird.

Nun ist es allerdings mit der Erlangung von Wohnraum allein nicht getan. Die in den Außenbezirken lebenden Menschen müssen auch versorgt werden. Mit der verkehrsmäßigen Erschließung dieser Gebiete fiel den Omnibusunternehmen die Verpflichtung zu, ihr Streckennetz zu erweitern und die eingesetzten Busse laufend zu vermehren. Nicht zuletzt ist auch das rapide Anwachsen der privaten Kraftfahrzeuge in Schwäbisch Gmünd mit eine Folge der Ausweitung der Wohngebiete.

Der vielgepriesene Gmünder Marktplatz mit seinen repräsentativen Bürgerhäusern erstrahlt bei festlichen Anlässen, oder so wie hier zur Weihnachtszeit, im Glanze unzähliger Glühbirnen. Mögen auch die Untergeschosse vieler Häuser sich den Erfordernissen eines neuzeitlichen Ladenbaues angepaßt haben, – die Schönheit des weiträumigen Platzes hat darunter nicht gelitten. Auf dem unteren Marktplatz erkennt man in der Bildmitte die Säule des von Professor Fehrle gestalteten Ehrenmals zum Gedächtnis der Toten beider Weltkriege.

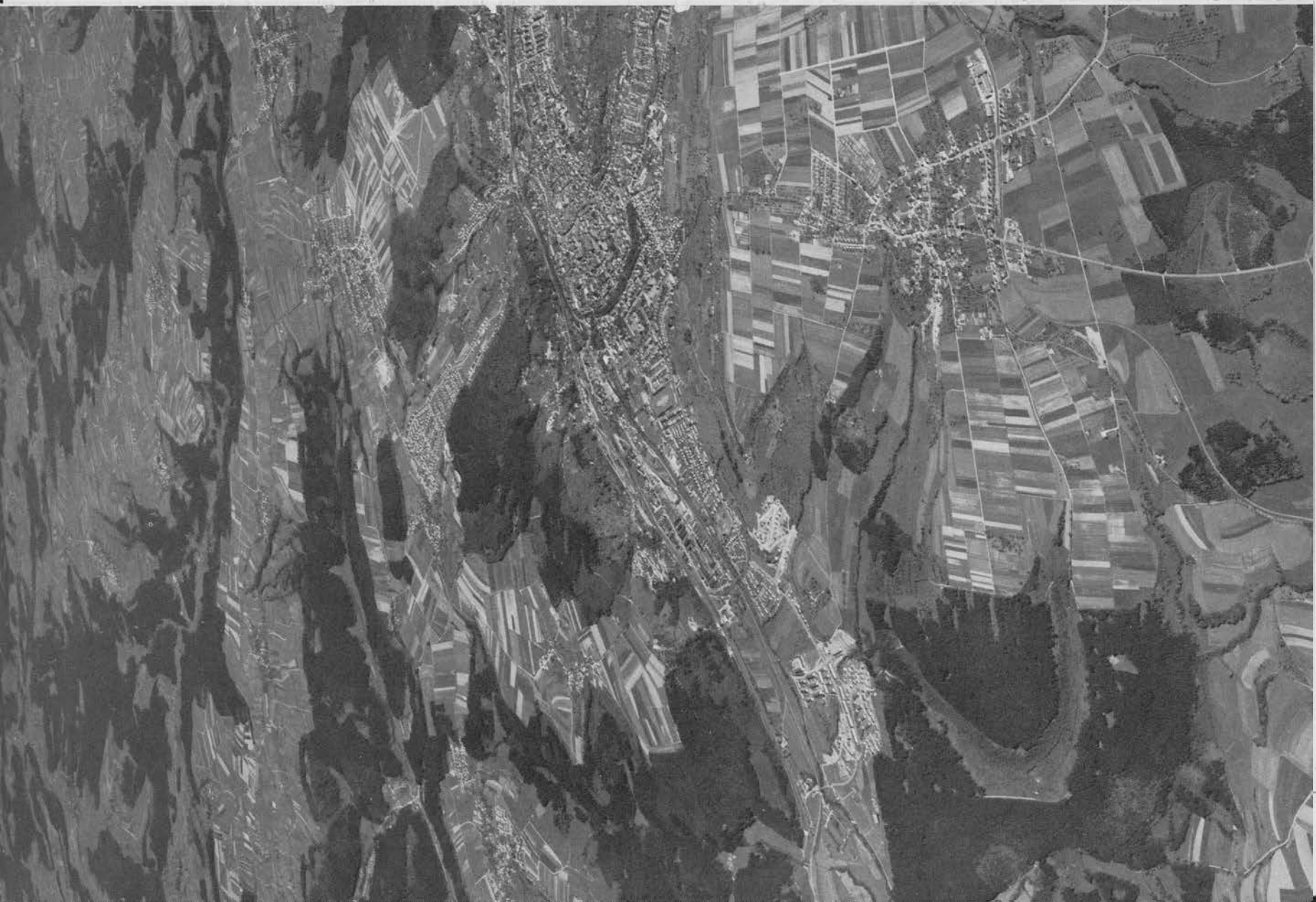
Um die vielfachen Bedürfnisse der Bürger zu befriedigen, entstanden allenthalben Ladengeschäfte, Handwerksbetriebe, Gastwirtschaften, Filialen von Banken und Sparkassen u. a. m. Die „Neusiedler" — wenn man sie einmal so nennen darf — haben es nicht mehr nötig, zu raschen Einkäufen „in die Stadt" zu fahren und dabei kostbare Zeit zu verlieren.

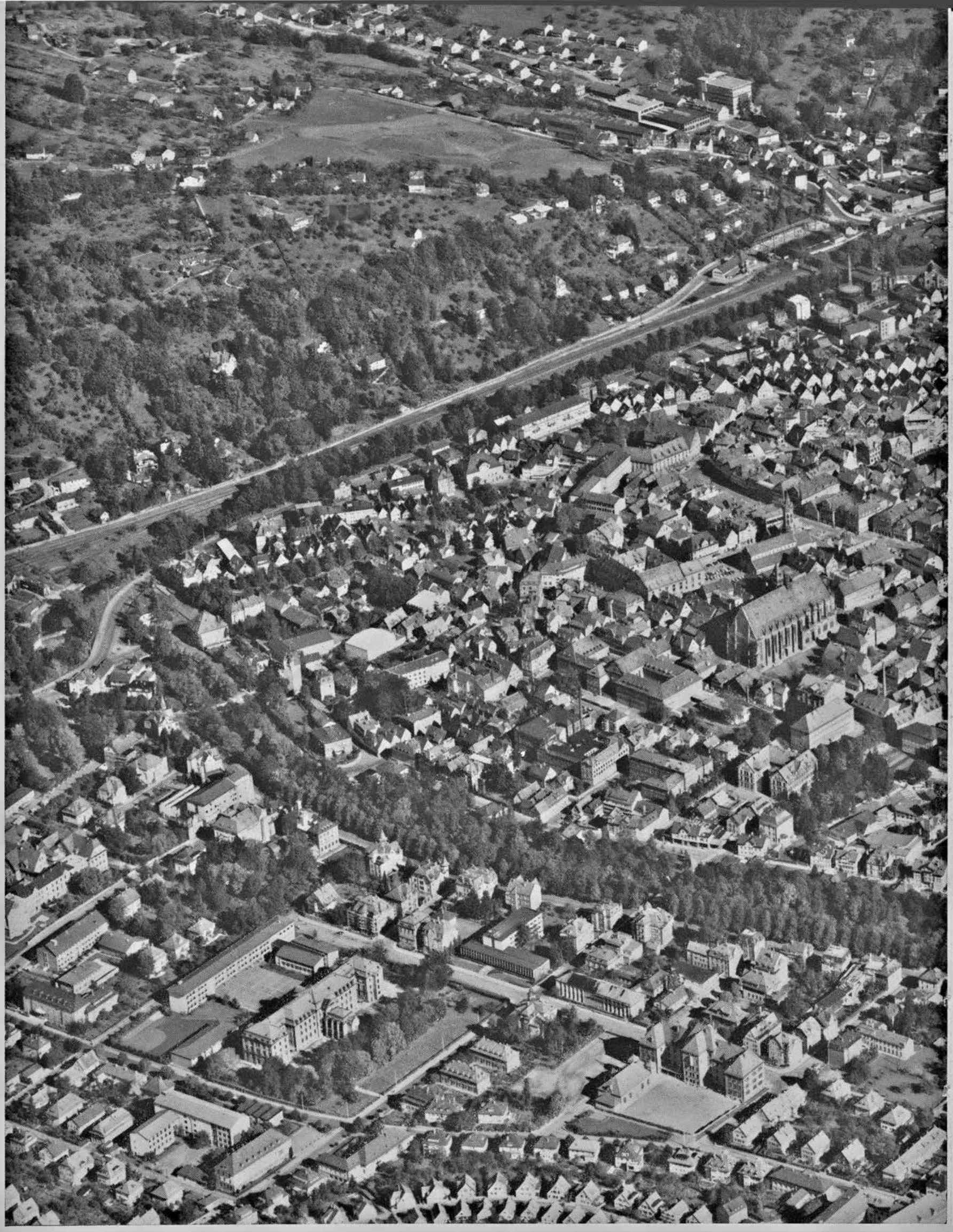
Parallel zu dieser organischen Entwicklung der Wohngebiete verlief die ökonomische, d. h. die industrielle und gewerbliche, in den durch die Stadtplanung vorausbestimmten Bahnen. In manchen Siedlungen, die von vornherein als ausschließliche Wohnbezirke geplant waren — etwa der Rehnenhof oder das Hardt —, fehlen derartige Betriebe fast völlig. Unterm Buch jedoch, wo ausreichendes Gelände zur Verfügung stand, wuchsen zuerst die Industriebetriebe aus dem Boden, ehe ihnen der Wohnungsbau, für den eine Straße, der Schindelackerweg, reserviert blieb, in begrenztem Umfang folgte. Wenn die Stadt der mit Sicherheit zu erwartenden Ausbreitung der Industrie keine unüberwindlichen Hindernisse in den Weg stellen wollte, mußte sie entsprechenden Baugrund bereitstellen, und über solchen verfügte sie nur noch im Osten des Stadtgebiets. So ist der ganze Bezirk zwischen der Bismarckkaserne und dem alten Mühlweg, über den einst die Bettringer Bauern zur Rinderbacher Mühle fuhren, heute ein fast schon geschlossenes Industrieareal, auf dem sich leistungsfähige und nach weiterer Kapazität strebende Firmen etabliert haben.

Im Westen Schwäbisch Gmünds verlief die Überbauung in umgekehrter Reihenfolge. Zuerst suchte die Bürgerschaft dort neuen Lebensraum, indem sie vom Schwerzer (hinter dem Normanniaplatz beginnend) bis zur Saarsiedlung ihre Häuser in den Bogen des Göppinger Bähnle hineinschob. Dann folgten ihnen die Unternehmer, die vor allem an der Südseite der Goethestraße eine Fabrik um die andere entstehen ließen. Auch dies lag im vorbedachten Plan, denn wenn man — nach den warnenden Erfahrungen in anderen Städten — eine industrielle Ballung vermeiden wollte, mußte man für entsprechende Strukturierung in den westlichen Neubaugebieten sorgen. Dabei wurden erfreulicherweise nur solche Betriebe zugelassen, die trotz ihrer zweckbedingten Architektur das Stadtbild nicht beeinträchtigen und auch die Nachbarschaft vor unliebsamen Störungen bewahren. Erst nach der Erschließung des Stiftsguts wanderte das Großgewerbe weiter mit; an der Eutighofer Straße erstellte es mehrere stattliche Betriebe, die bald um weitere vermehrt werden, denn drüben an der Stuttgarter Straße, jenseits der Rems, wachsen gleichfalls Großbauten aus dem Boden.

Um das Bild zu runden, muß schließlich noch hinzugefügt werden, daß sich auch in Bettringen bereits die ersten Ansätze einer industriellen Entwicklung zeigen. Wenn in diesem Stadtteil die umfangreichen Siedlungspläne, an denen gearbeitet wird, verwirklicht werden, wird sicher auch die Industrie hier noch einen weiteren Aufschwung erfahren.

Luftbild Seite 72/73: Zu diesem Bild paßt die Unterschrift „Stadt und Kreis Schwäbisch Gmünd". Deutlich sieht man, wie die Stadt, umgeben von einem Kranz blühender Ortschaften, eingeengt ist durch die Keuper-Hänge mit ihren berüchtigten Knollenmergeln. Da diese Hänge nur mit sehr großen Kosten erschlossen werden können, bleiben sie weitgehend unbebaut und erhalten so der Stadt ihre reizvolle grüne Umrahmung mit Wäldern und Obstgärten. Das Wachstum kann deshalb nur entlang der Täler und auf den Höhen erfolgen.



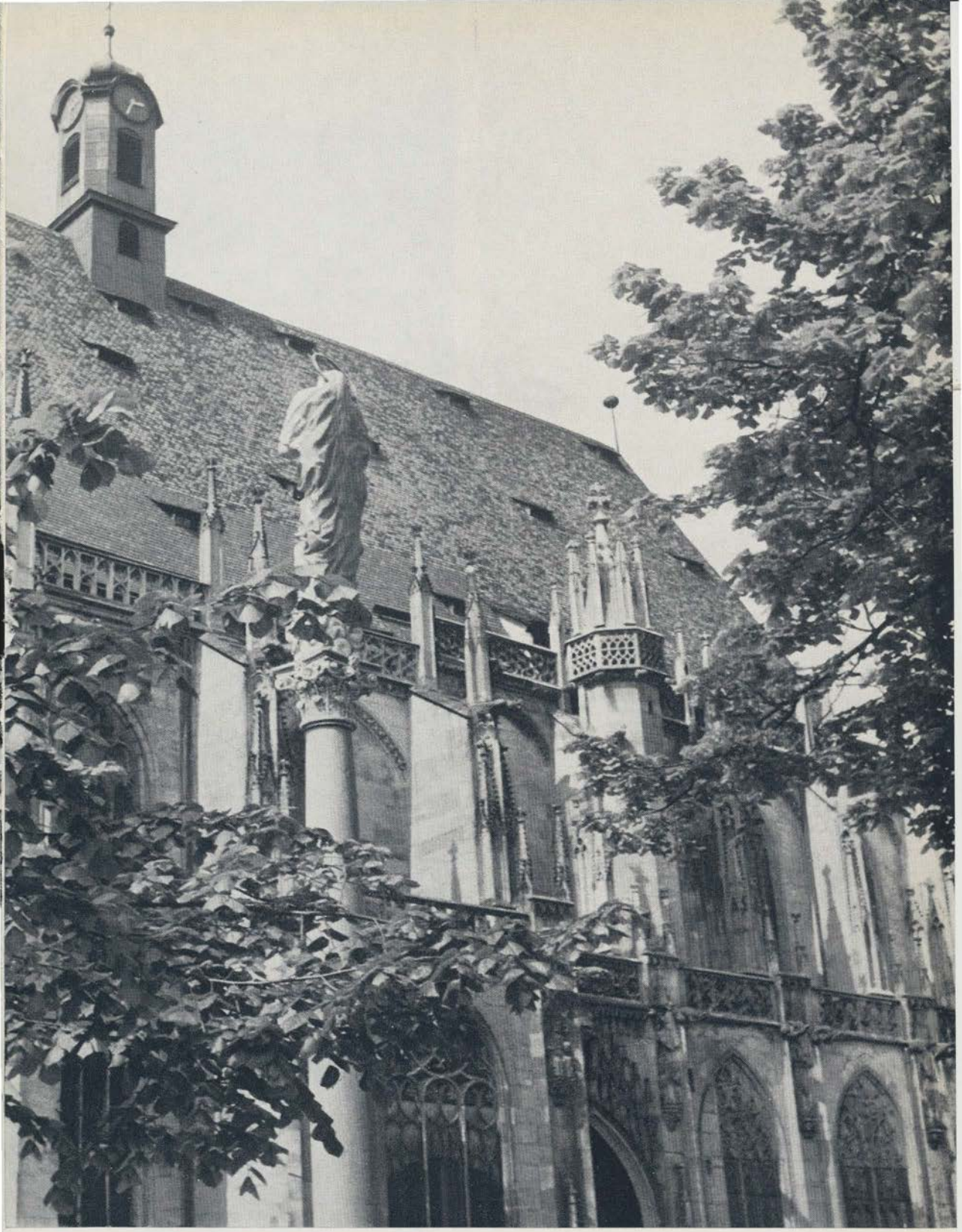


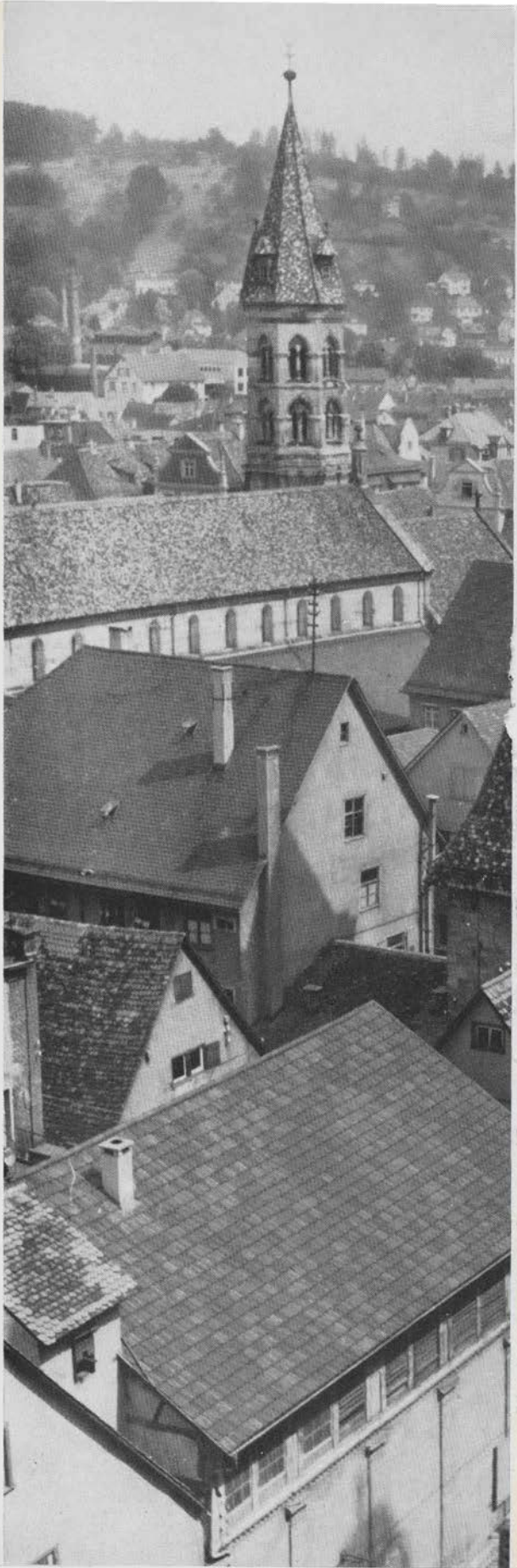
Luftaufnahme von Schwäbisch Gmünd, ohne Außenbezirke

Nächste Seite: Anflug von Südosten

Oben: Peter-und-Paul- und Friedenskirche auf dem Hardt; unten: Maria-Königin-Kirche in der Rehnenhof-Siedlung

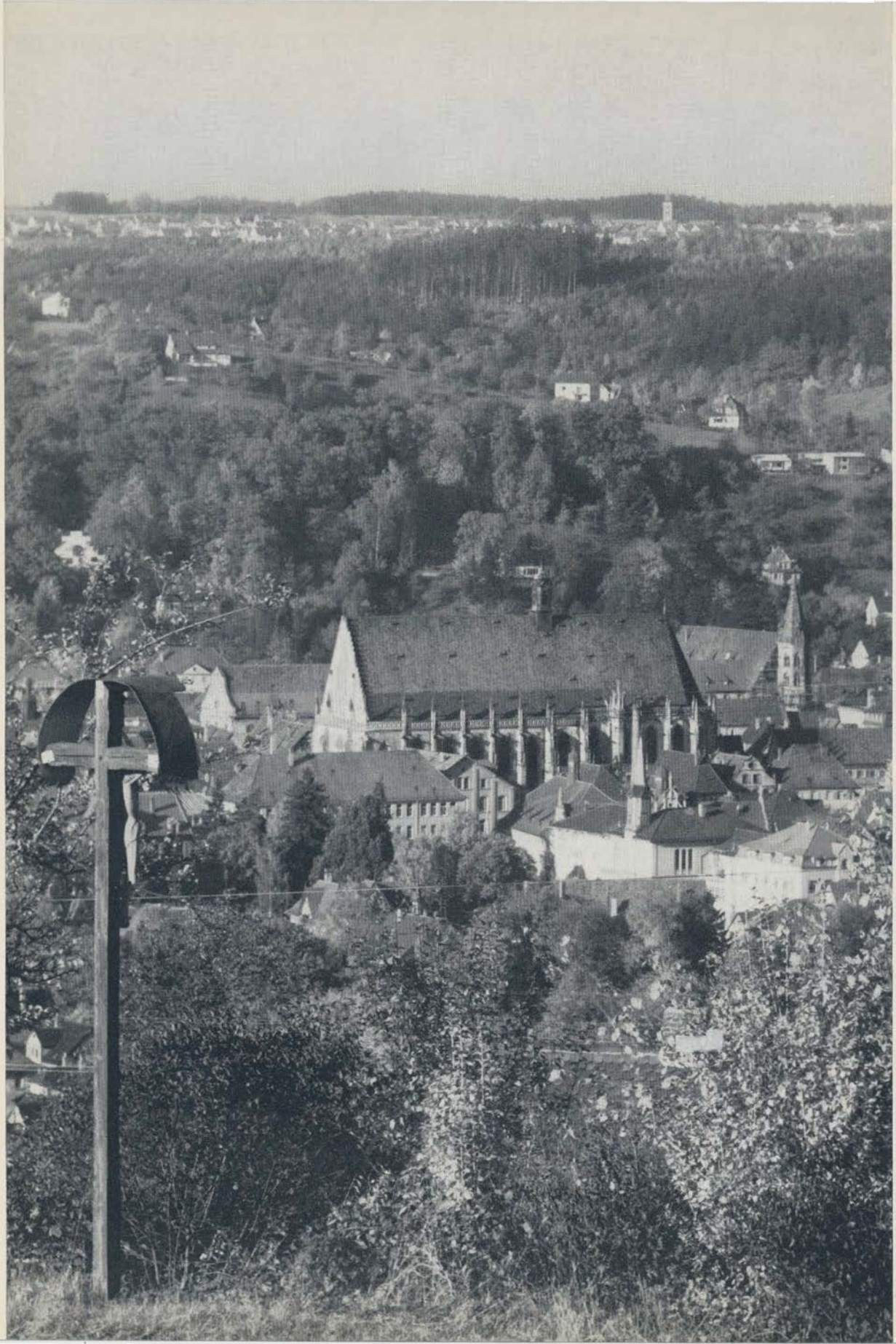
Vorhergehende Seiten: Luftaufnahme des Gmünder Marktplatzes mit Johanniskirche
Rechts: Münsterchor und Mariensäule verschmelzen auf diesem Bild zu einer Einheit

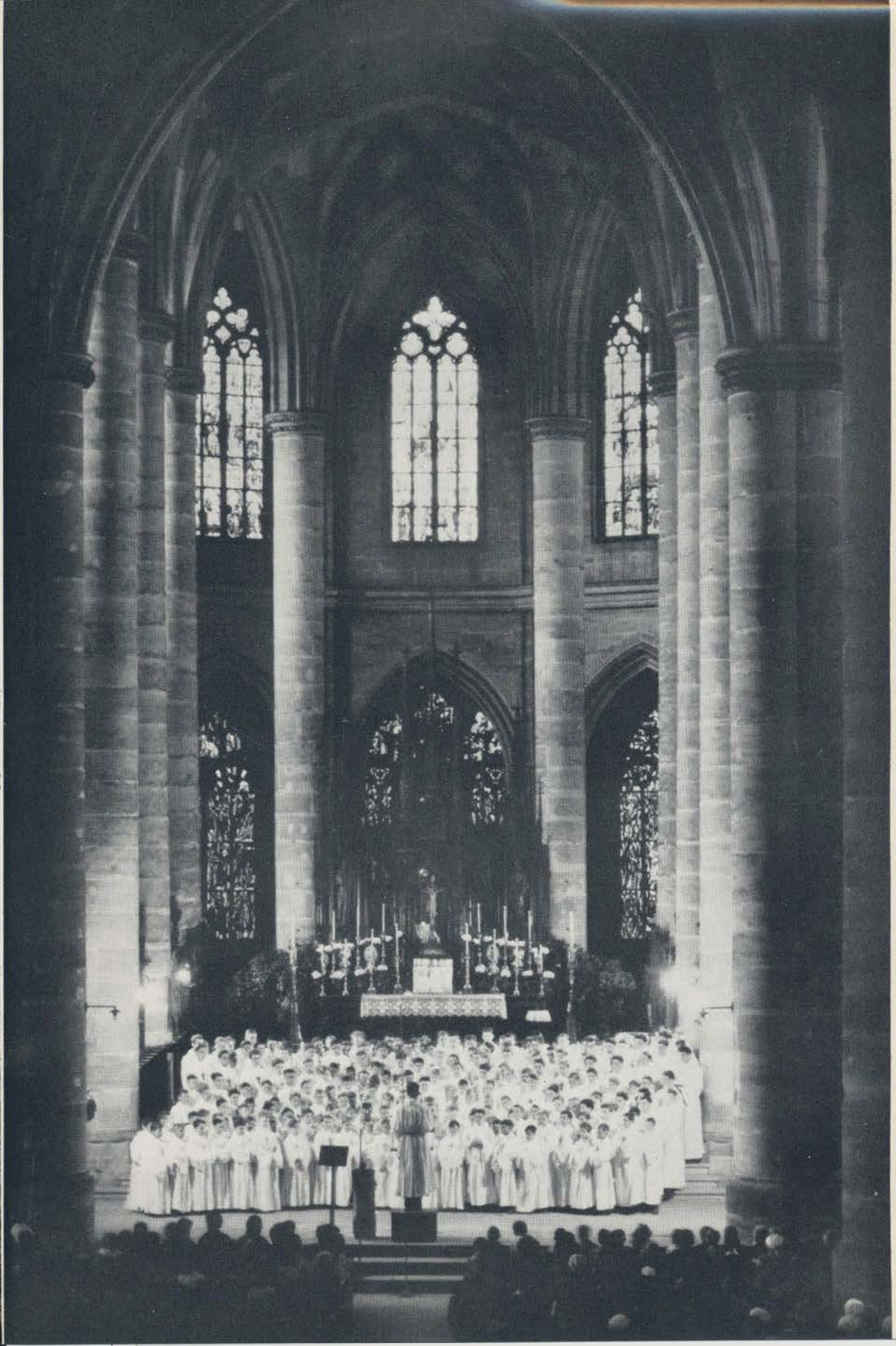




Rechts: Das hochgesteilte Münster, Glockenturm und Johanniskirche beherrschen das Bild der Gmünder Altstadt
Seite 84: Blick vom Straßdorfer Berg auf das Münster
Seite 85: Die Gmünder Michael-Chorknaben im Münster

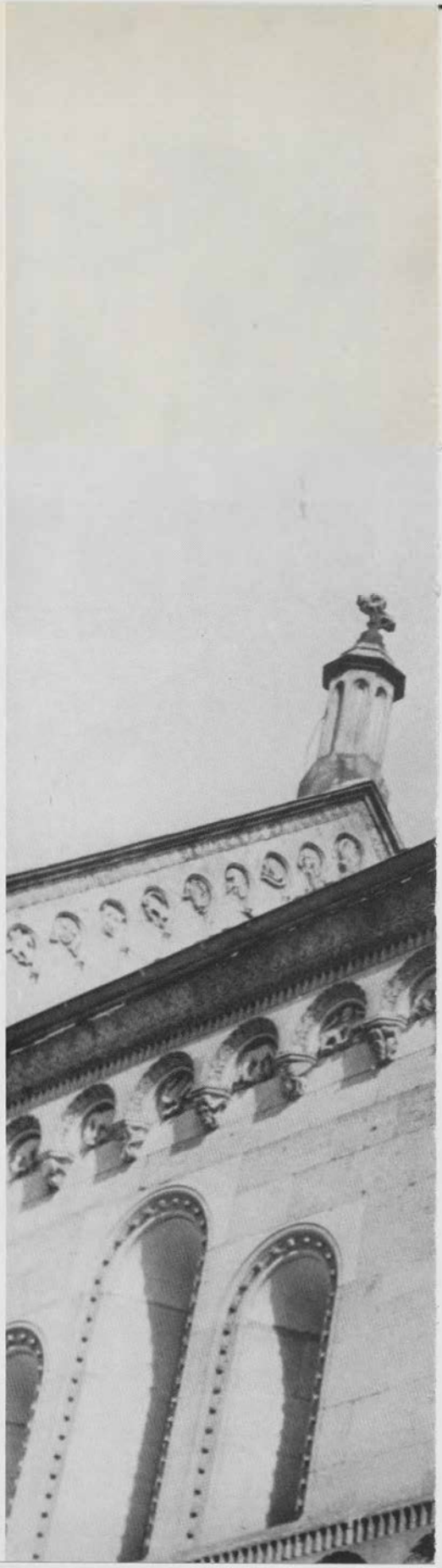
Schlecker
Ehingen Donau





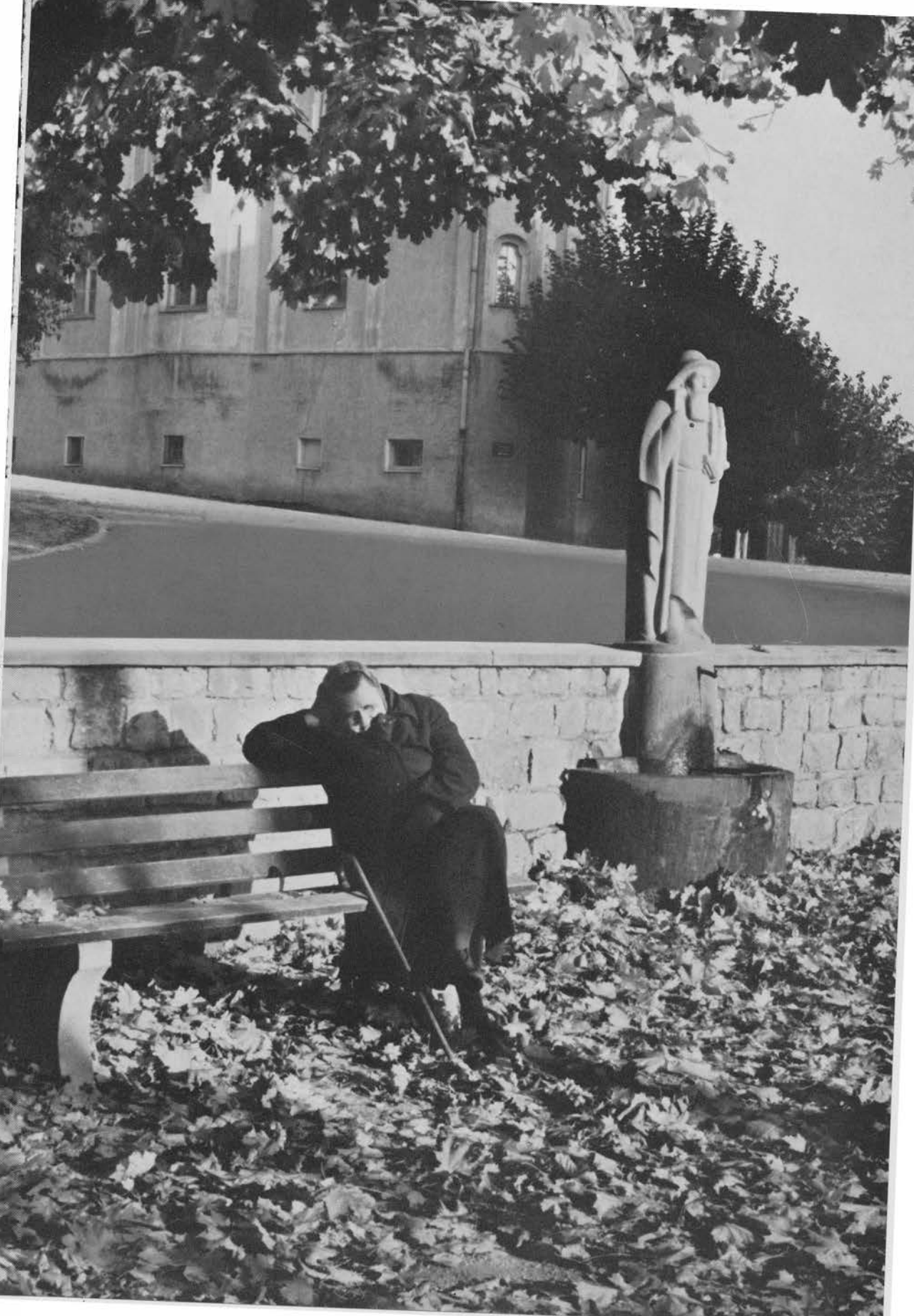
Links: Blick zum Marktbrunnen
Rechts: Münsterchor mit Löwenbrunnen, am Trog die Wappen Gmünder Geschlechter

Oben: Eine besondere Sehenswürdigkeit: die doppelseitige Madonnenfigur (Maria mit Jesuskind und Maria-Königin) auf dem mit Geschlechterwappen schön gezierten Marktbrunnen, dahinter das Rathaus
Rechts: Der Stadtgarten ist eine Oase der Ruhe und Erholung inmitten des brandenden Verkehrs. Im Hintergrund der Fünfknopfturm



Die Fassaden der Johanniskirche sind reich mit mythologischen Figuren versehen, deren Rätsel auch heute noch nicht vollständig gelöst sind

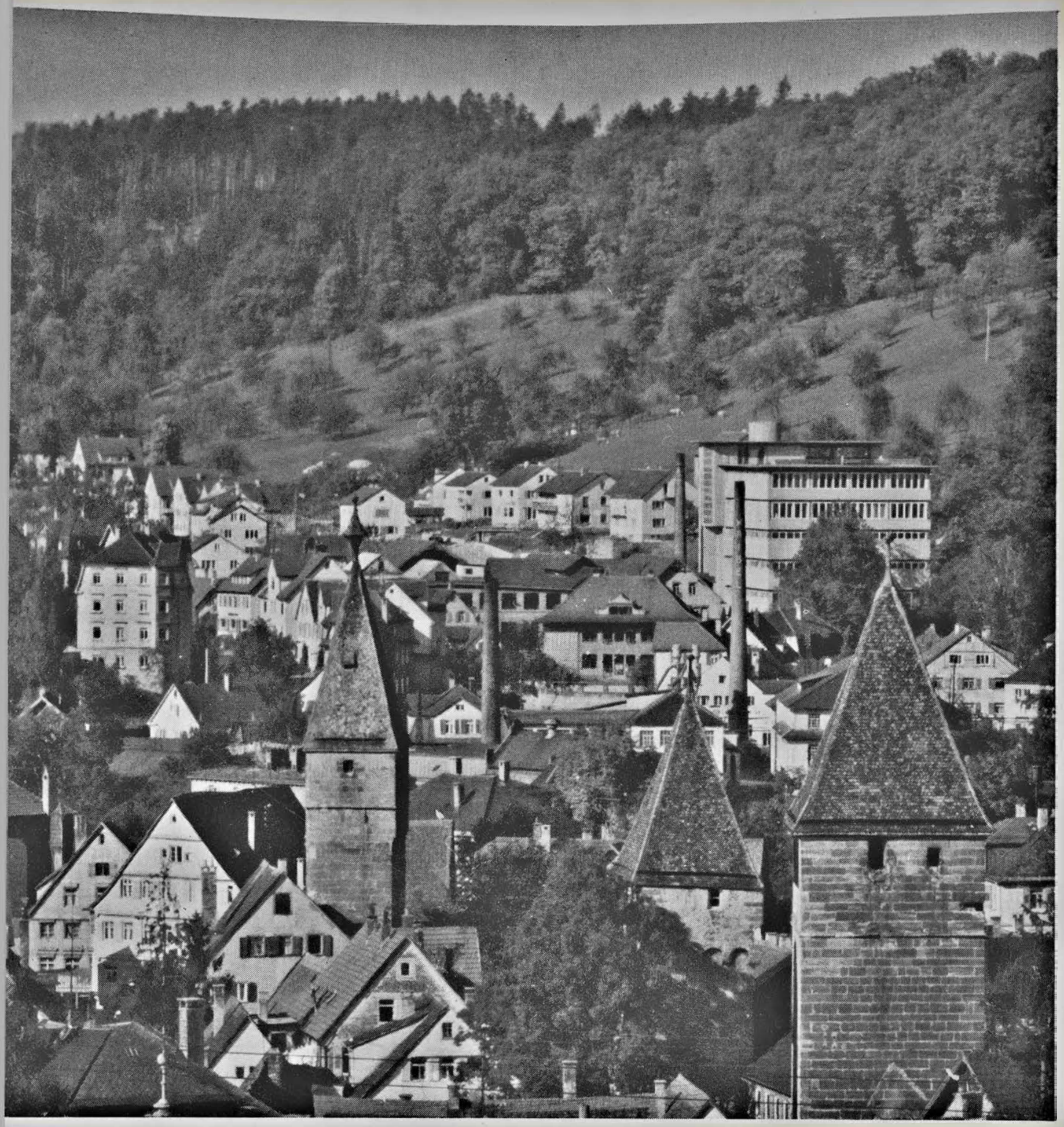
Oben: Das Rokokoschlößchen im Stadtgarten wurde 1780 von Joh. Mich. Keller im Auftrag des Georg Franz von Stahl, Edler von Pfeilhalden, als Lusthaus erbaut und enthält heute einen Gaststättenbetrieb
Rechts: Herbststimmung am Sebaldbrünnele. Die Plastik des Hl. Sebald stammt von Albert Holl



Oben: „Tanzende Mädchen", eine moderne Brunnenplastik von Jak. Wilh. Fehrle vor dem Hans-Baldung-Gymnasium
Links: Bunte Markisen, Säulen und schräg geschnittene Flächen geben der Rauchbeinschule eine besondere Note

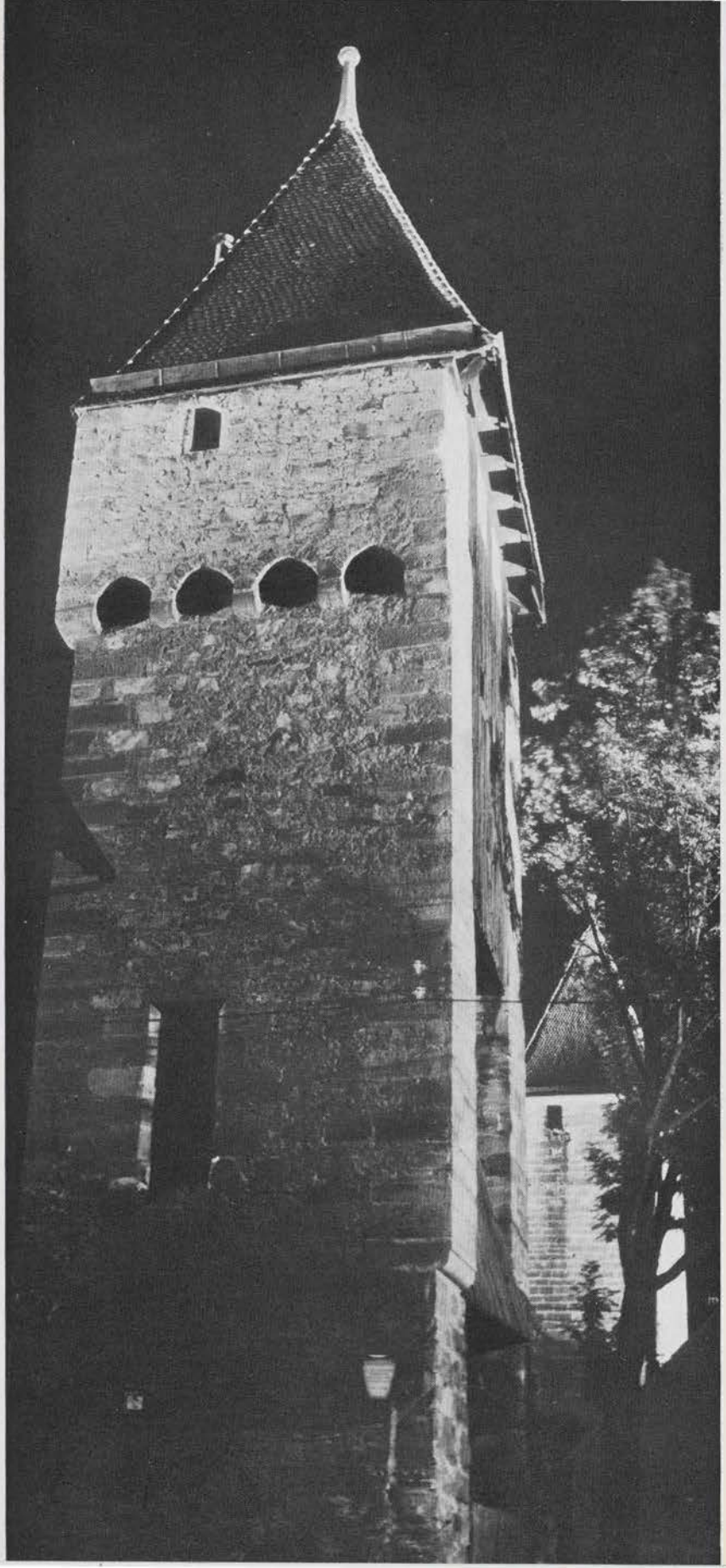
Die Ledergasse, eine der meist begangenen Geschäftsstraßen in Schwäbisch Gmünd

Treppenhaus am Erweiterungsbau der Gewerbeschule in der Waisenhausgasse. Fenstergestaltung Konrad Habermeier



Das Teleobjektiv rafft nicht nur den Raum, es überbrückt auch die Zeit: In guter Nachbarschaft stehen hier die alten Wehrtürme der Stadt, der Rinderbacher-, der Wasser- und der Schmiedturm, neben dem Hochhaus eines Gmünder Betriebs und den modernen Wohngebäuden im Becherlehen

Dieses Bild eines Wohnblocks in einer Gmünder Neubausiedlung im Süden der Stadt möge stellvertretend für die vielen Neubaugebiete stehen, die nach dem Krieg an der Peripherie erschlossen worden sind, um den Zuwachs der Bevölkerung (die Einwohnerzahl hat sich gegenüber 1930 fast verdoppelt) unterzubringen.



Romantisches Alt-Gmünd. Die angestrahlten Wehrtürme – hier der Wasserturm und der Rinderbacherturm, beide aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts – geben dem Stadtbild einen romantischen Akzent

Gmünder Kunstschaffen der Gegenwart

Dr. Hermann Baumhauer

Das Selbstverständnis einer Stadtgemeinde manifestiert sich in ihrem Stadtbild. Die Freie Reichsstadt Schwäbisch Gmünd war ein kunstsinniges Gemeinwesen. Jeder Schritt durch das Erbe von Mittelalter und Neuzeit bezeugt dies, nicht nur durch den Rang der einzelnen Bauwerke, sondern ebenso durch ihre Zueinanderordnung. Da ist nichts Zufall, nichts Willkür, und ebenso wenig Reißbrettkalkül. Was da geschaffen wurde und als individueller Eigenwert aufwuchs, wuchs zugleich in eine städtebauliche Teilhabe hinein und übernahm eine Aufgabe: Atmosphäre, Heimat, Unverwechselbarkeit zu bewirken. So gewann „das Gmündische" anschaulich erlebbare Gestalt in seinem unverwechselbaren und unersetzbaren inneren Koordinatensystem zwischen Johanniskirche, Prediger, Heiligkreuzmünster und Marktplatz.
Vor dieser Kunstleistung mit Namen Gmünd wird die Frage, welcher Prozentsatz der Bürgerschaft einst tatsächlichen aktiven Anteil an der Kunst genommen habe, unerheblich. Das zu sagen, erscheint überlegenswert, weil die Dinge sich grundlegend geändert haben. Gmünd hat heute gewiß mehr künstlerisch tätige Personen als die mittelalterliche Stadt, und diese wirken gewiß auch tatkräftig auf das Leben in der Stadt ein. Aber im Grunde geht seit dem Ende der freien Reichsstädte und der soziologischen Veränderung der Städte der Künstler seinen privaten Weg, und die Stadt geht den ihren. Daß ein Gemeinwesen seine Gesamterscheinung heute noch als soziologisch-künstlerische Gestaltungsaufgabe, als „Kunstwerk", begreife, läßt sich kaum behaupten. Das trifft nicht nur auf Schwäbisch Gmünd zu, wo die für das heimische Kunstleben des 20. Jahrhunderts grundlegend gewordenen Anreger wie Walter Klein, Julius und Hermann Erhard dieses problematische Erbe des 19. Jahrhunderts schon sehr früh gesehen haben, doch liefert Schwäbisch Gmünd ein beredtes Beispiel dafür. Es ist der Prediger, das ständige „Schaufenster" des heutigen Gmünder Kunstschaffens. So viel an künstlerischem Können in ihm auch ein und ausgeht, so wenig hat es erneuernde Macht auf den Bau selbst.

Erbe und Tendenzen

Diese Vorbemerkung war aus zweifachem Grund vorauszuschicken. Einmal, weil im Gmünder Kunstschaffen das künstlerische Erbgut immer noch als Maßstäbe bildende, zur Ebenbürtigkeit und Auseinandersetzung aufrufende Macht gegenwärtig ist. Denn was hier an alten Kunstleistungen den eigenen Lebensraum umsteht, bedeutet selbst für den jüngsten „Revoltierer" weit mehr als einen großartigen musealen Wert. Der zweite Grund hängt eng damit zusammen. Sowohl das geschichtliche wie das gegenwärtige Gmünder Kunstleben haben eine Grundtendenz gemeinsam: ins Leben hineinzuwirken, für das Leben der Zeit, für die Atmosphäre der Stadt etwas bedeuten zu wollen. Eine nur ästhetische Kunsthäkelei im weltabgewandten Elfenbeinturm des l'art pour l'art entspricht ebenso wenig Gmünder Art, wie die ichbesessene Radikalität gegenüber allem, was mit Tradition zu tun hat. Mit andern Worten: Die Gmünder Kunst sucht heute wie je Wirklichkeits- und Lebensbezogenheit. Es drängt sie nach Teilhabe und Öffentlichkeit, nach Durchdringung und Erhöhung des Daseins.

Welche Rolle die Tradition des Gmünder Kunsthandwerks und dessen Zusammenwirken mit den Kirchen für die Ausprägung dieser Grundtendenz gespielt hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden; auf dem kirchlichen Sektor riß ja der Kontakt zwischen Kunst und Leben nie ab. Aber es ist unerläßlich, in diesem Zusammenhang zugleich die Staatliche Höhere Fachschule für das Edelmetallgewerbe zu nennen. Anknüpfend an die Gmünder Haustradition hat sie in den letzten Jahrzehnten Entscheidendes geleistet für die künstlerische Durchdringung auch der profanen Lebensbezirke; selbst die Serienfertigung der Edelmetallindustrie zieht Nutzen aus ihrem Wirken. Außerdem hat sie eine Entwicklung gefördert, die zwar auch anderwärts feststellbar ist, im Schwäbisch Gmünder Kunstschaffen jedoch besonders auffällt: die differenzierte Vielseitigkeit. Da die meisten Gmünder Kunstschaffenden durch die Fachschule mit einer Vielzahl von Materialien und Kunstfeldern vertraut wurden, sind tüchtige Bildhauer oft zugleich auch tüchtige Maler, Graphiker, Kunsthandwerker oder Glasfenstergestalter, eine Beobachtung, in der sich wiederum das „Urbedürfnis" zu erkennen gibt, mitten ins Leben hinein zu wirken. Unleugbar, daß sich dadurch dem Leben der Stadt eine gewisse künstlerische Aura mitgeteilt hat: die Atmosphäre jener freieren und aufgeschlossenen Lebensart, die als Geschenk der Künste auch dem spröden schwäbischen Wesen nicht vorenthalten bleibt. Es ist jene spezifische Atmosphäre, die Schwäbisch Gmünd den Ruf einer Kunststadt eingetragen hat.

Zwei Bildhauerateliers

Jeder Lernende, der die Gmünder Fachschule besucht hat, jeder Fachschullehrer, der wie Prof. Braun-Feldweg Gmünder Erfahrungen auf „Bundesebene" verwertet, jeder bedeutende Preis, der unserem Kunsthandwerk zuteil wird, ist ein Promotor dieses Rufs der Stadt. Vor allem aber sind es die Kunstleistungen selbst. Und darum muß, nicht nur der Würde des Alters wegen, hier an erster Stelle der Name Jakob Wilhelm Fehrle (geb. 1884 in Schwäbisch Gmünd) genannt werden. Seit einem halben Jahrhundert sind Professor Fehrles Groß- und Kleinplastiken, Wand- und Platzgestaltungen weit über unsere Landesgrenzen hinaus Botschafter des Namens Gmünd. Nach handwerklichen Lehrjahren in der Heimatstadt als Ziseleur bei Erhard & Söhne und Studienjahren in Berlin und München war es in Paris das große Beispiel Maillols, das seinen originalen Sinn für das plastische Volumen zu eigenem Weg befreite. Seine große Liebe gehört seitdem der Darstellung der bewegten, beseelten Figur, der weiblichen vor allem, und zugleich der Bildnisplastik. Allen Anregungen von Lehmbrucks „Gotik" und Barlachs Monumentalität bis zu Moore's Hohlraumplastik und gegenstandsfreier Montageplastik aufgeschlossen, erarbeitete sich Fehrle schon früh einen unverwechselbaren Stil, den er vor manieristischem Austrocknen zu bewahren wußte. Dem Ingenium dieser Stadt mit ganzer Seele sich zugehörig fühlend, hat es Fehrle immer wieder dazu gedrängt, dem städtebaulichen Erbgut Gmünds auch die Zeichen unserer Zeit einzuprägen, Beispiele eines ebenso dienenden wie mehrenden Verpflichtungsbewußtseins. Heute hoch in den Siebzigern stehend, überrascht der Altmeister gmündischer Plastik immer aufs neue durch die Vitalität seiner Formkraft, die aus einem unerschöpflichen Reservoir von Formvorstellungen und Formerfahrung schöpfen kann.

Professor Fritz Nuss, 1907 in Göppingen geboren, trat als Lehrer der Fachschule in das Gmünder Kunstleben erst ein, nachdem er als freischaffender Bildhauer längst zu eigener Art gereift war. Auch für ihn bildete die in Gmünd absolvierte handwerkliche Lehre (bei Albert Holbein) den Ausgangspunkt, bevor er die Akademien in München und Stuttgart besuchte. Maillol bedeutete den ersten wichtigen Anreger auch für ihn, und der Einzelfigur und Figurengruppe gehört ebenfalls seine Liebe. Doch welch andere Welt! Fehrles Formenreich, emotional und sensitiv, ist erfüllt von sinnlich blühendem Melos, im Strümpfelbacher Atelier von Fritz Nuss herrscht die kühle Strenge eines bis ins letzte Detail konsequenten Ringens um die Eigengesetzlichkeit jeder Form. In einer oft fast antikisch wirkenden statuarischen Würde und in sich begründeter Ruhe gibt sich der geistige Gehalt seiner Schöpfungen am liebsten zu er-

kennen; viele Städte im Land besitzen öffentlich aufgestellte Werke aus der Hand dieses Künstlers.

Kunst der Medaille

Was in der Malerei die Miniatur, ist in der Reliefplastik die Medaille. Erstere ging verloren, die Kunst der Medaille blüht mehr denn je. Ihre bekanntesten Gmünder Namen sind die Professoren Alfons Feuerle (geb. 1885) und Albert Holl (geb. 1890). Hohen Ruf erwarb sich auch ihr seit langem in Stockholm wirkender Altersgenosse, der gebürtige Gmünder Eugen Erhardt (geb. 1889). Feuerle, gelernter Stahlschneider, war nach seinen Lehr- und Studienjahren in Gmünd, München und Stuttgart mit allen technischen Künsten des Schneidens, Gießens und Prägens wohlvertraut, als er vor rund fünfzig Jahren in der Erneuerung der Medaillenkunst und später auch des Siegelschnitts eine Lebensaufgabe erkannte. Seine Kleinkunstwerke bevorzugen den lyrischen Klang der Figuration, die er ebenso dem Material einzubinden weiß, wie er mit ihrer Hilfe das Material zu besonderer Wirkung zu bringen versteht. Albert Holl, viele Jahrzehnte mit Feuerle an der Fachschule als Lehrer tätig, hatte in Gmünd und Paris als Stahlgraveur begonnen, bis ihn, nach schwerer Verwundung 1917, an der Münchener Akademie die Freude an der Vollplastik ergriff. Doch bald nahm auch ihn die Kunst der Medaille gefangen. Von der Wertschätzung, die er heute genießt, zeugt neben dem von ihm entworfenen Fünfmarkstück eine große Zahl neuer Gedenkmünzen, Medaillen und Plaketten. Auch von den heutigen Fachschullehrern Wilhelm Bauknecht und Otto Vogt wurden feine plastische Kleinkunstwerke bekannt, und von der jungen Generation zeigte der Nuss-Schüler Max Eugen Seiz, ein gelernter Stahlgraveur, im Prediger wiederholt einfallsreiche Miniaturbronzen, so daß man auf eine weitere Belebung dieses intimsten Feldes der Bildnerei hoffen darf.

Magie von Email und Glas

Wer den Verlust der Miniaturmalerei betrauert, den mag ihre älteste, lange vergessene und zu neuen Ehren auferweckte Schwester trösten: die Kunst der Gruben- und Drahtemailschmelze. Noch 1924 bedauerte Walter Klein, daß in Gmünd die Technik des künstlerischen Emails kaum geübt werde. Welcher Wandel seitdem! Professor Walter Lochmüller (geb. 1905 in Leonberg, seit 1947 Leiter der Fachschule) und seine ebenfalls an der Fachschule tätige Frau Charlotte Lochmüller sind beide Meister der Zellenschmelze, beide von erstaunlich breiter anregerischer Wirkung. Walter Lochmüller schrieb einmal: „Email ist eine selbstherrliche Farbe, die kein Erinnern an die Dingfarbe mehr wachruft; sie kann keine Stofflichkeit wiedergeben und ist auf ihre reine, immaterielle Kraft gestellt. Im Feuer schmelzen die Farbkörner ineinander, um dann zwischen der dünnen Konturenzeichnung der Drähte zu einer leuchtenden Kostbarkeit zu erstarren, unter deren Oberfläche es immer zu brodeln scheint". Wieviel magischen Zauber ein solches Email-Kleinkunstwerk in seiner goldschmiedisch gemeisterten Verbindung von grafischen und malerischen Werten in sich bergen kann, läßt jede Arbeit des Ehepaares aufs neue erkennen. Viel Schönes zeigen seit Jahr und Tag auch ihre einstigen, zu Meistern gewordenen Schüler wie Peter May, Hannelore Raschke oder Elsbeth Kugel in den Vitrinen des Predigers.

Der Magie des Glases gehört das Schaffen von Professor Konrad Habermeier (geb. 1907 in Eybach). Ausgebildet in der WMF-Geislingen und an der Kunstgewerbeschule und Akademie in Stuttgart, übernahm Habermeier nach einer Lehrtätigkeit in Stuttgart 1950 die neu geschaffene Abteilung für Glasformung und Glasveredelung an der Gmünder Fachschule. Die Schule nahm damit eine Chance auf, die durch die Ansiedlung der Josephinenhütte und heimatvertriebener Glasmacher aus dem Sudetenland und aus Schlesien der Stadt zugewachsen war. Habermeiers „Plastizieren in Glas", bald überall als beispielgebend und Maßstäbe setzend anerkannt, bildet heute mit Lochmüllers Emailkunst das zweite neuartige Feld, auf dem für den Ruf der Kunststadt Schwäbisch Gmünd seit Kriegsende Entscheidendes geleistet worden ist. Durch talentierte Schüler wie Gerhard Schechinger, Helmut Rotter, Kurt Nusser, Rainer

Model, Josef Welzel und Mathias Strohner, deren Namen man auch als Plastiker oder Glasfenstergestalter begegnen kann, wirkt Habermeiers Kunsterziehung in die Breite. Daß durch ihn auch die industrielle Formgebung bedeutende Anregungen erfahren hat, wie sie in ähnlicher Weise auf dem Gebiet des edlen Silbers von dem ebenfalls an der Fachschule wirkenden Designer Professor Karl Dittert ausgehen, sei nur am Rande vermerkt.

Kunst und Bau

Ins Leben hineinzuwirken, um es zu erhöhen durch die Durchdringung des Notwendigen mit Schönheit, bezeichneten wir als das hervorstechende Merkmal gmündischer Kunsttradition. So mußte die Chance unserer bau- und erneuerungsfreudigen Gegenwart, die Kunst am Bau, vor allem für den Sakralraum und an öffentlichen Gebäuden, zu üben, gerade in Gmünd als Auftrag empfunden werden. Landauf landab begegnen wir heute in Kirchenbauten den Namen von drei Gmünder Gold- und Silberschmieden: Professor Fritz Möhler (geb. 1896 in Gmünd), Emil Eduard Forster (geb. 1904 in Gmünd) und Hermann Stadelmaier (geb. 1918 in Gmünd). Einen guten Namen erwarb sich Paulamaria Walter mit Reliefschmuck, Bauplastik, keramischen Wandgestaltungen und Sgraffito-Arbeiten. An zahlreichen öffentlichen Gebäuden im Land sind Naturstein- und Glasmosaikarbeiten, Sgraffiti und Farbfenster von Otto Eberle (geb. 1909 in Gmünd) zu finden. Sepp Baumhauer (geb. 1930 in Gmünd) machte vor allem durch seine Glasfenster in Wernau, Steinheim, Rot am See und der Rehnenhofkirche in Schwäbisch Gmünd von sich reden, und aus der Werkstatt von Franz Paul Schiller (geb. 1913 in Gmünd) eines gelernten Bildhauers und Metallplastikers, gingen Mosaiken aus Keramik oder Glasmaterial hervor. Gerade auf diesem weitgespannten Feld heutigen Kunstschaffens zeigt sich, wie fließend die Grenzen zwischen Kunst und Handwerk werden müssen, wenn konsequente Kunstgesinnung die Arbeit beherrscht.

Mit Stift und Palette

Als Spiegel und Barometer dieser Kunstgesinnung sind die Ausstellungen des Kunstvereins im Prediger besonders verdienstvoll geworden, nicht minder die Gesamtüberblicke und Querschnitte durch ein einzelnes Oeuvre in den Räumen des Museums. Als „Schaufenster" einer Gruppe junger Künstler hat sich ihnen in jüngster Zeit die Galerie Kloss beigesellt. So ist es möglich geworden, dem Schaffen und Reifen unserer Künstler gewissermaßen von Phase zu Phase auf der Spur zu bleiben.

Zwei Beobachtungen werden dabei immer neu bestätigt: zunächst, daß der schöpferische Kunsthandwerker die ihn weiterführenden Impulse aus einem ständigen Bemühen um die Gesetzlichkeiten der „reinen", zweckfreien Künste empfängt. Es sei hier nur auf die Aquarelle von Walter Lochmüller verwiesen, Gewebe aus verhaltenen Farbtönen, die der inwendigen Melodie eines Naturausschnitts nachsinnen. Oder an die Landschafts- und Architekturbilder von Alfred Lutz, kristallinisch klare, leichthändig erspielte Gebilde, die den Gebrauchsgraphiker und Erzieher zu technisch präziser Gestaltung nur noch von ferne ahnen lassen. Auch Professor Fred Dries, dessen atmosphärische Illustrationen überall im Land bekannt sind, sei hier genannt, mit ihm der Kunsterzieher Hans Kolb, der den Holzschnitt bevorzugt, sowie Max Bader, dessen Palette fruchtbare Anregungen aus seiner Tätigkeit als Restaurator erhält.

Die zweite Beobachtung betrifft vor allem die Jüngeren: die Mehr- oder Vielseitigkeit ihres Talents bewegt sich gern auf mehrerlei Feldern. So kennt man von Paulamaria Walter, Max Seiz und Sepp Baumhauer ebenso tüchtige plastische wie malerische Arbeiten, Kurt Nusser bewährte sich in der Glasfensterkunst ebenso wie mit Palette und Stift, und nähme man die Gebrauchskunst hinzu, so differenzierte sich das Bild noch mehr. Als eindeutige plastische Begabung zog unter den jungen Künstlern Eckardt Dietz Aufmerksamkeit auf sich, und mit überzeugenden Bildleistungen können Anton Mahringer, Josef Wagenblast, Hermann Hörner, Dieter Vieweger und Hans Kloss immer neue Freunde für sich gewinnen. Wenn wir ab-

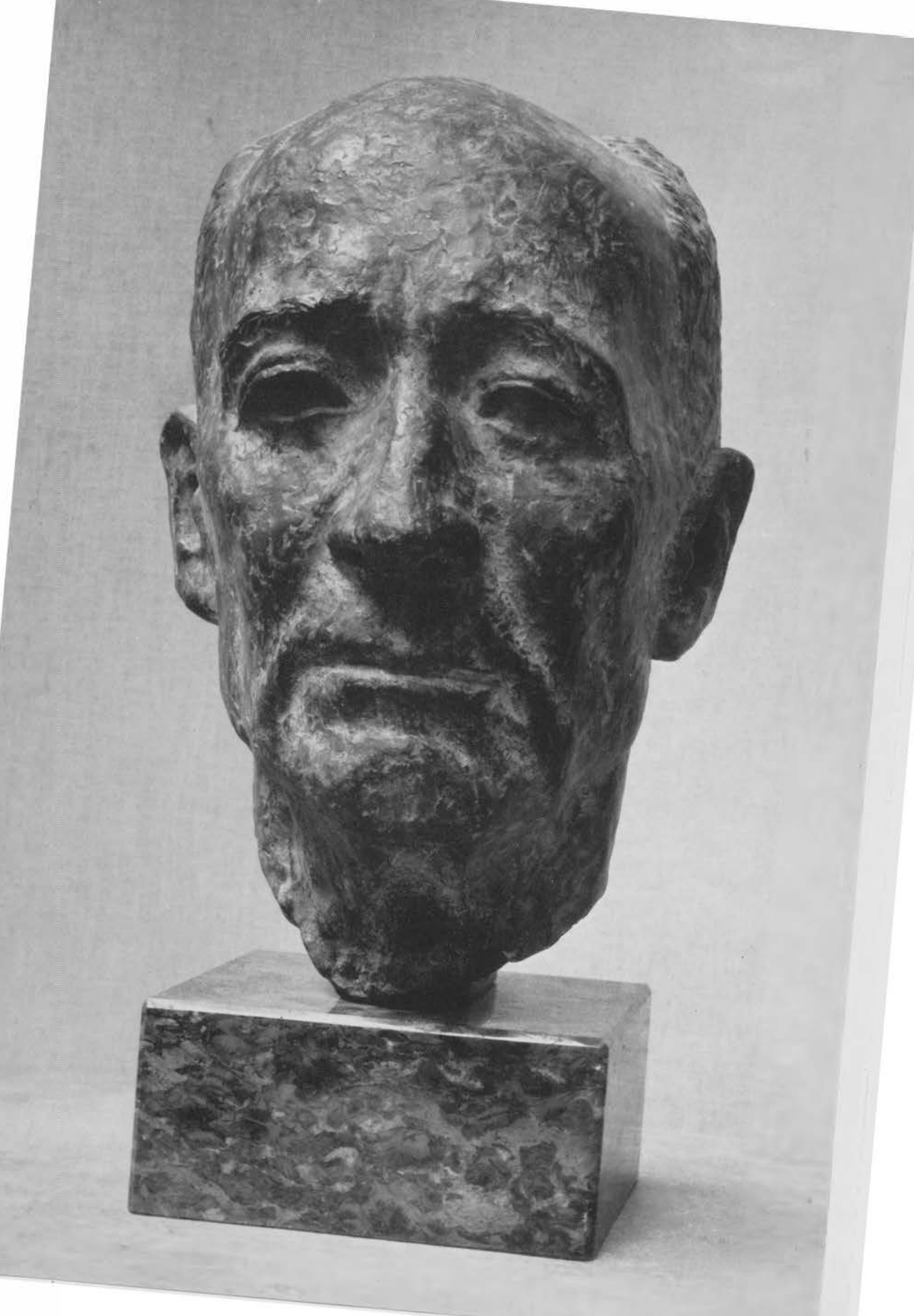
schließend Altmeister Hugo Stadelmaier nennen, so der Eindeutigkeit seines Weges willen. Aquarellist und Radierer durch und durch, beschenkt dieser Kunsterzieher die Freunde impressionistischer Sehweise mit Blättern voll vitaler, sensibler Unmittelbarkeit. Einen Grenzfall köstlicher Art stellt die Puppenkunst von Anna Fehrle dar; feinsinniger Humor und anmutige Poesie zeichnen ihre kleinen Geschöpfe aus.

Gefahren — Möglichkeiten

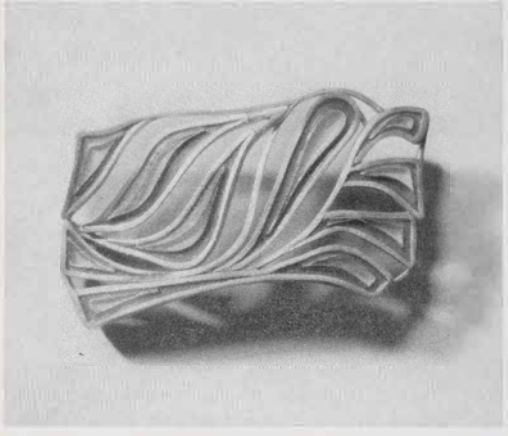
So rundet sich das Bild. Es zeigt ein Kunstbemühen, das auf vielen Wegen den Kontakt mit dem Leben — mit dieser Stadt und dieser Generation — sucht. Ein Kunstbemühen zugleich mit bedeutender, vornehmlich handwerklicher Tradition. Kein Kunstfreund, der sich nicht über beides freute. Aber der Kritiker darf auch das andere sehen: daß seit einem Jahrzehnt die wegweisenden Beispiele auf dem Feld der Gebrauchskunst erarbeitet wurden; daß bei den Jüngeren die gegenstandsfreie Malerei und Plastik oder gar Neuland wagende Experimente nur zaghaft oder gar nicht auftreten; daß der Wunsch, der Öffentlichkeit zu gefallen, hier den Kompromiß, dort das dekorative Glätten und zuweilen auch die Zersplitterung des Talents begünstigt. Gefahren sehen, heißt: dazu ermuntern, ihnen vorzubeugen. Daß dies, vor allem in einer traditionsreichen Stadt, nur durch das Zusammenwirken von Publikum und Künstlern geschehen kann, liegt auf der Hand. Der Mut des Künstlers, Tradition zu mehren und nicht nur zu verwalten, braucht den Mut des Publikums, Neuem ins Gesicht sehen zu wollen und zu können. Und darum wäre es, um von unseren drei Ausstellungsmöglichkeiten als den wichtigsten Kontaktfeldern zu sprechen, vielleicht erwägenswert, ihnen im Sinne der Künstler und des Publikums spezifische Aufgaben zuzuweisen. Die „Galerie Kloss" bleibe der Bezirk der Jungen, des Wagnisses, des Suchens, der Diskussion. Der Prediger, in der historischen Stadtmitte gelegen, erfülle als ständiges „Schaufenster der Kunststadt Schwäbisch Gmünd" alle Wünsche der Information, deretwegen der Fremde und der Bürger ihn aufsuchen. Das Kunstschaffen in Stadt und Kreis sollte darin mit all seiner Vielfalt aufscheinen, von Monat zu Monat mit neuem Gesicht, und der Industrie-Designer sollte dort das gleiche Hausrecht haben wie eine neue Plastik von Fehrle oder ein für auswärts bestimmter Entwurf von Paulamaria Walter. Den Museumsräumen aber, in denen die Tradition am fühlbarsten zugegen ist, könnte es vorbehalten bleiben, alles zu zeigen, was an maßstabfähigen Leistungen geschaffen wird. Sei es in Gesamtausstellungen oder in Oeuvre-Querschnitten gmündischer oder auswärtiger Kunst. Da Verwaltungsbezirksgrenzen keine Kunstgrenzen sind, könnten dort auch immer wieder Partnerschaftsausstellungen mit Künstlern der benachbarten Kreise eingerichtet werden. Denn unter allen Städten Ostwürttembergs konnte sich nur eine den Ruf bewahren, eine Kunststadt zu sein: Schwäbisch Gmünd. Und daher hat Schwäbisch Gmünd wohl auch die legitime Aufgabe, ihnen Mittlerin und Anregerin und vor allem auch ein Beispiel in der Durchdringung städtischen Lebens mit künstlerischem Geist zu sein. Die Gegenwart hält hiefür noch alle Chancen bereit.

Seite 106: J. W. Fehrle, Bildnis von Dr. Hermann Erhard, Bronze. Die groß gesehene, sensibel durchgebildete Form vereinigt den Bürgeradel der florentinischen Renaissance mit der kritischen Subtilität moderner Geistigkeit

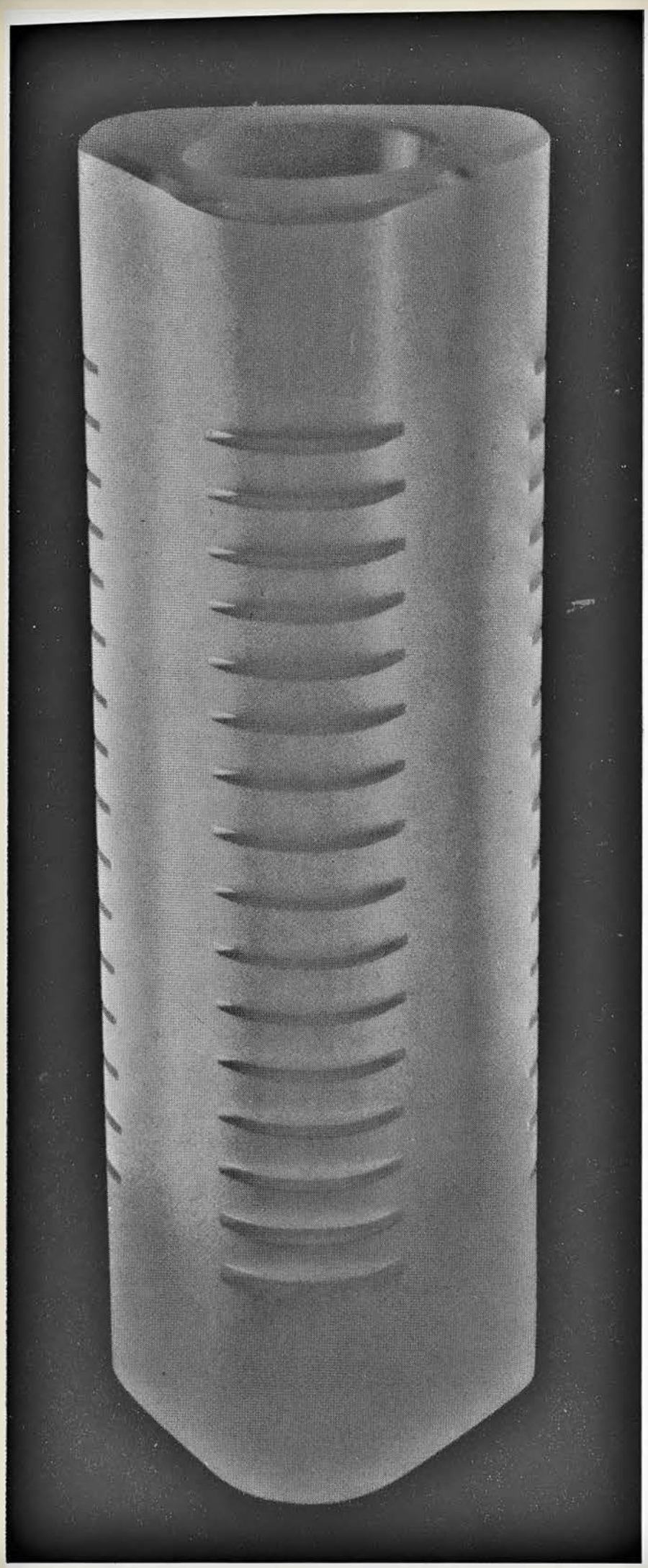
Seite 107: Fritz Nuss, Hirtenknabe, Bronzefigur für einen Brunnen in Aalen. Das kontrapunktisch in Spannung gehaltene Spiel von Konturen und plastischen Massen verleiht dieser Gestalt in gleicher Weise Herbheit und Anmut

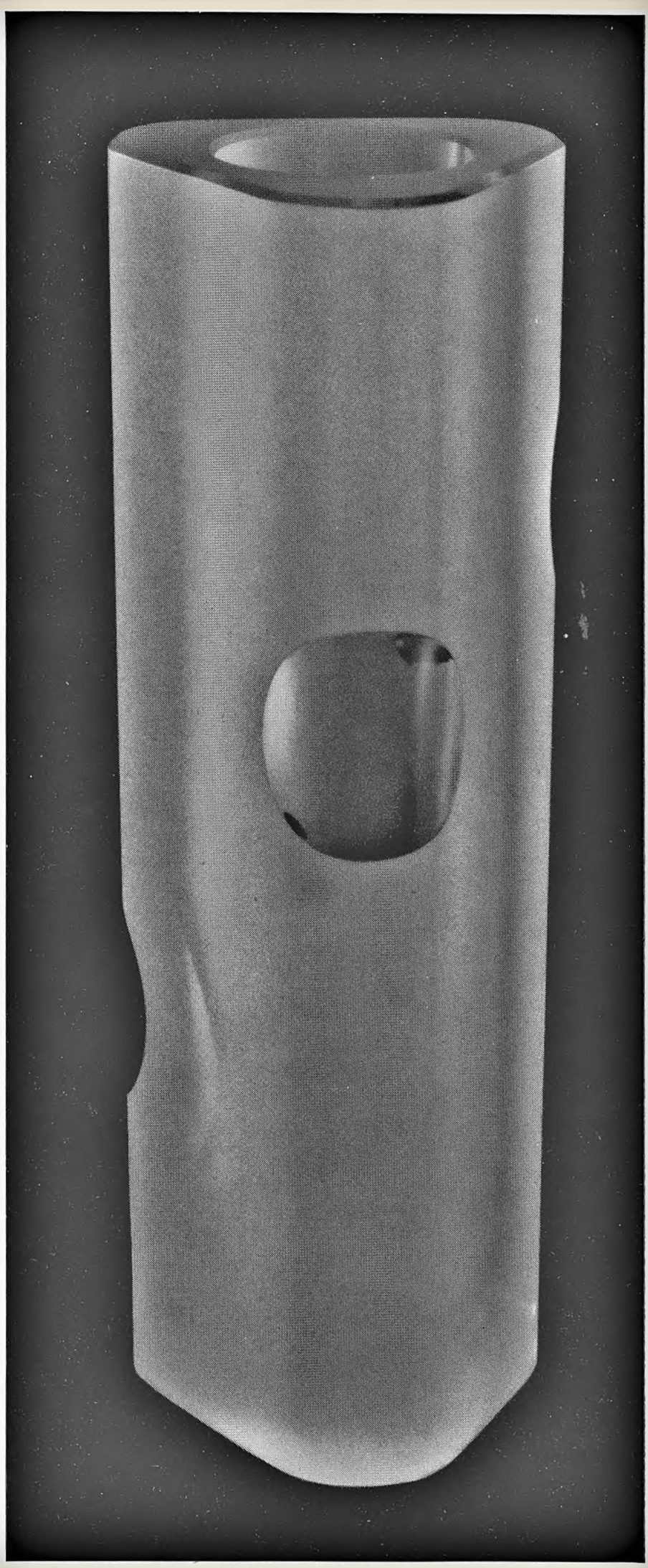


Lyrische Eleganz der Linie: drei Plaketten von Alfons Feuerle (linke Spalte). Sachliche Bestimmtheit bis ins Detail zeigen die drei Plaketten von Albert Holl (rechte Spalte)



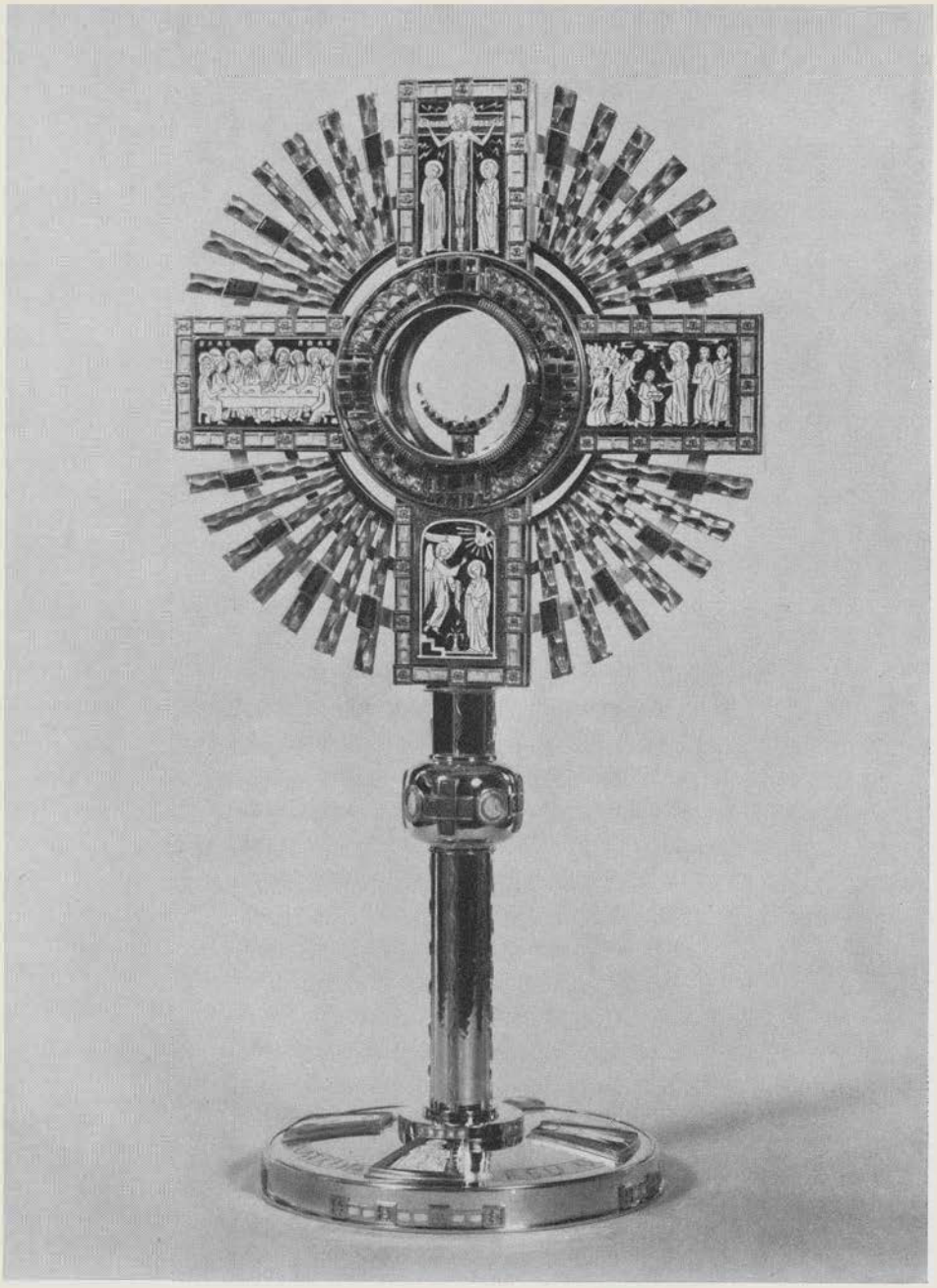
Walter Lochmüller, Emailteller, Zellenschmelz. Um das melodisch in das Tellerrund komponierte antikische Hirtenmotiv glimmen die verhaltenen Tiefenlichter der Schmelze. – Schwingende Eleganz harmonisierter Kontraste: Silberner Ansteckschmuck mit Email von Charlotte Lochmüller



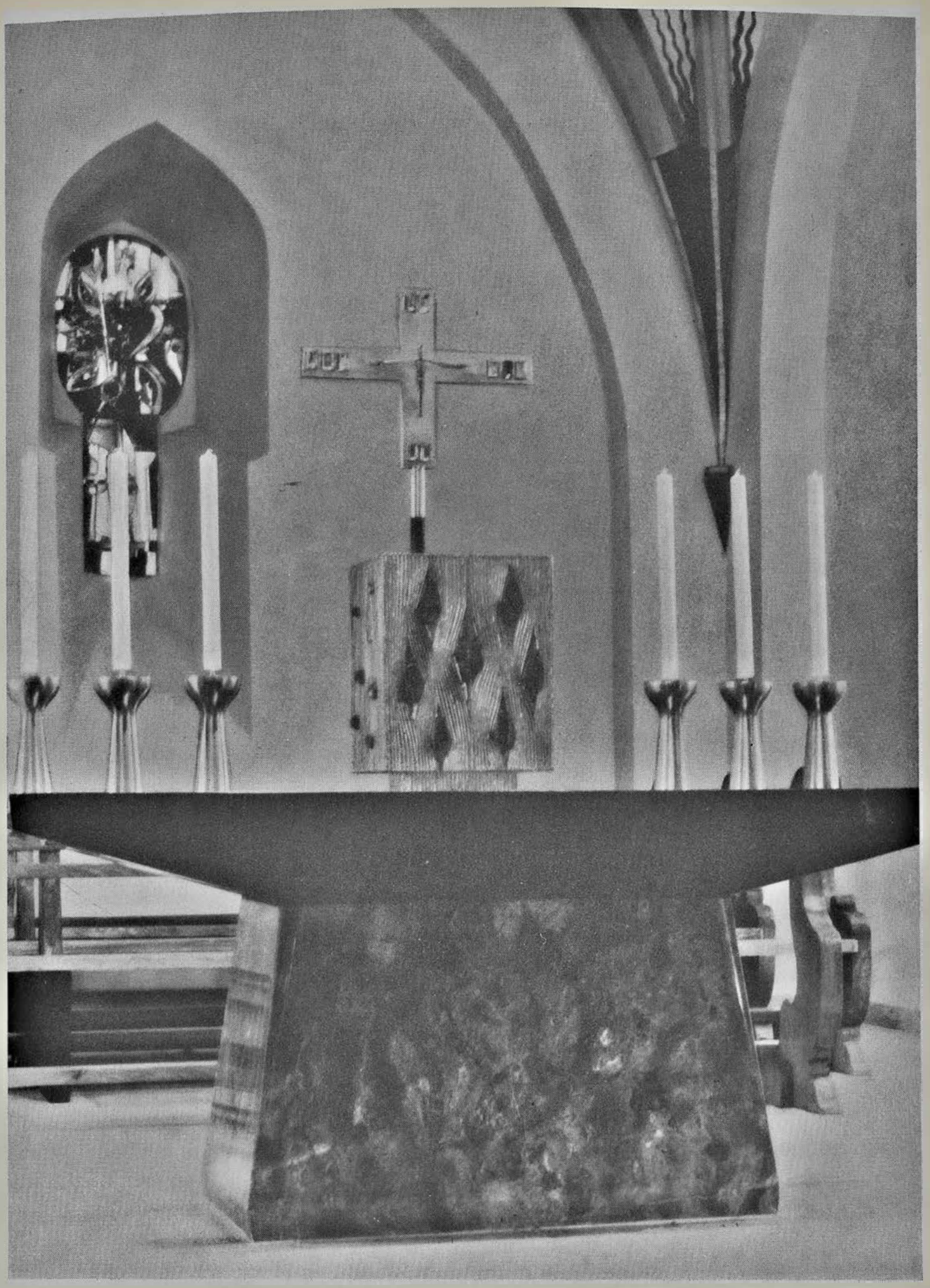


Konrad Habermeier, Vasen, Bleiglas geschliffen. Plastische Strenge, formale Originalität und präzise mit Form und Zweck übereinstimmender Dekor kennzeichnen das „Plastizieren in Glas" des Künstlers

Fritz Möhler, Staufer-Ehrenschrein, Detail. Weißes Gruben- und Zellenschmelzemail, Silbergranulierungen und Meißeltechnik verbinden sich hier mit kostbaren Materialien zu einer repräsentativen Wirkung



Emil Eduard Forster, stark vergoldete silberne Monstranz mit figürlichen Darstellungen in verschieden farbigem Email und Edelsteinen. Graviertes Schriftband und reiche Ziselierung

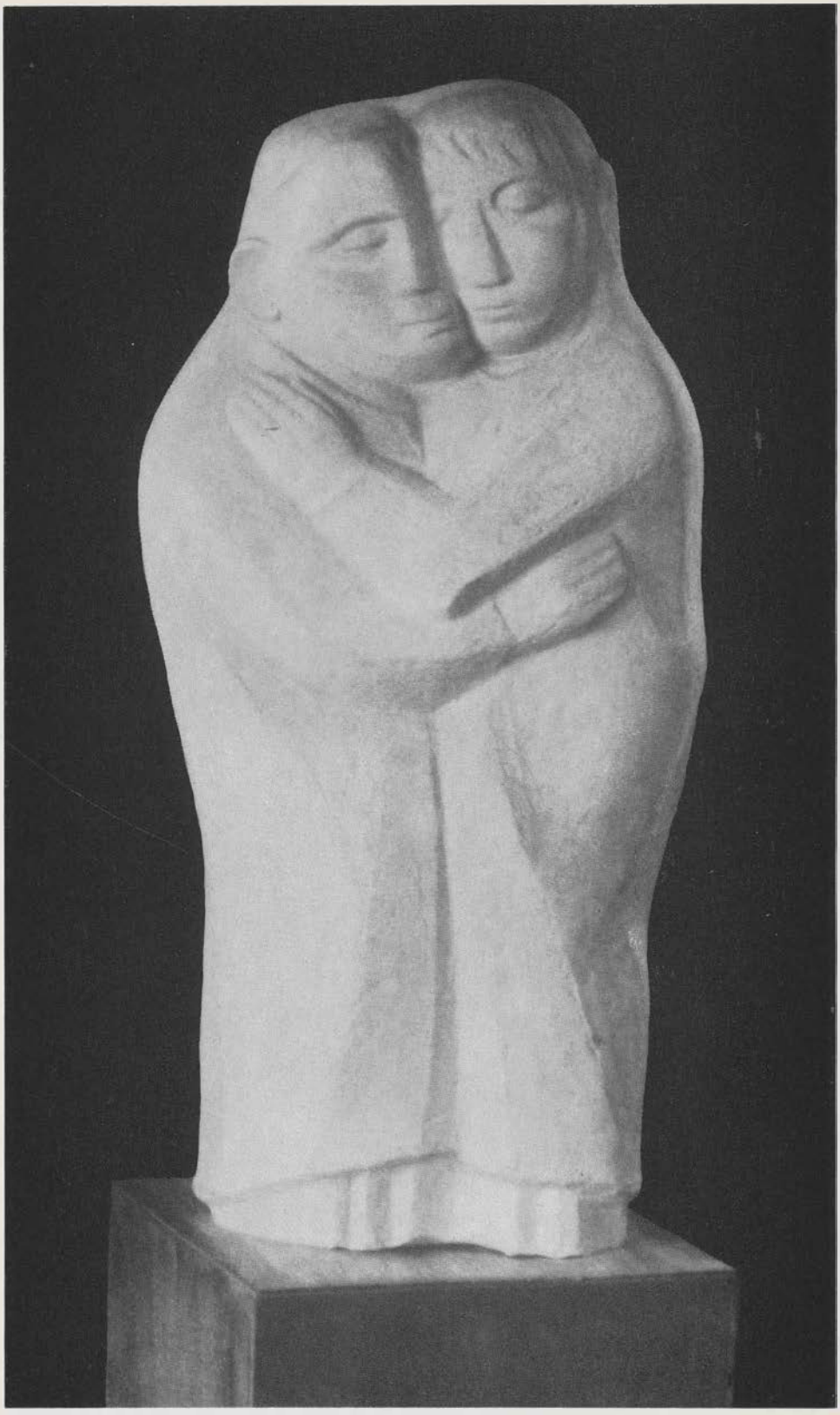


Hermann Stadelmaier, Altar in Leinzell. Tabernakel mit Silber beschlagen, die sieben Symbole vergoldet. Kreuz mit Bergkristallen und Corpus in Bronze. Leuchter versilbert

Paulamaria Walter, Steinplastik in dunklem Material für das Margaritenhospital in Schwäbisch Gmünd, 1.40 m hoch. Aus den Gesten des Bergens und Sichhaltens spricht die Zweckbestimmung des Gebäudes

Sepp Baumhauer, figürliche Komposition, Steindruck. Zwischen Abendmahlsszene und verängstigt gedrängter Gruppe verweist der verklärte Herr auf die befreienden Zeichen des Pfingstwunders

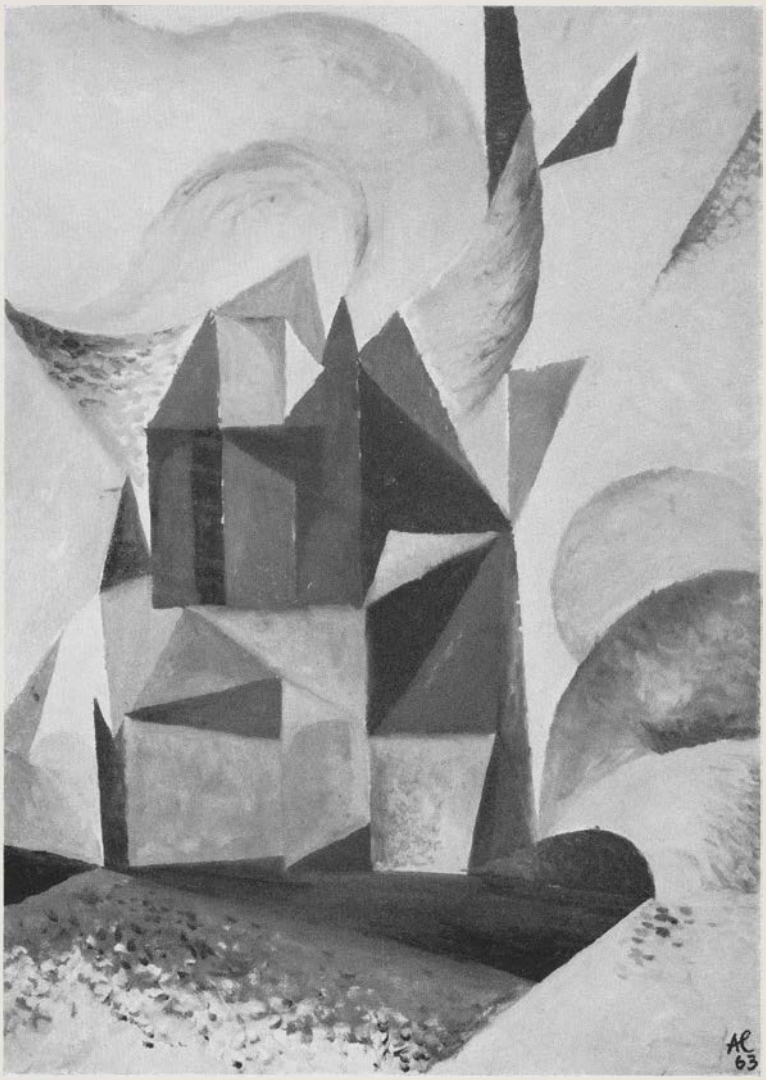
Oben: Otto Eberle, St. Elisabeth und die Werke der Barmherzigkeit, Glasfenster im katholischen Schwesternhaus in Bargau
Rechts: Franz Paul Schiller, Paar, 80 cm hoch. Beide Künstler erstreben monumentale Wirkung durch Beschränkung auf das Wesentliche



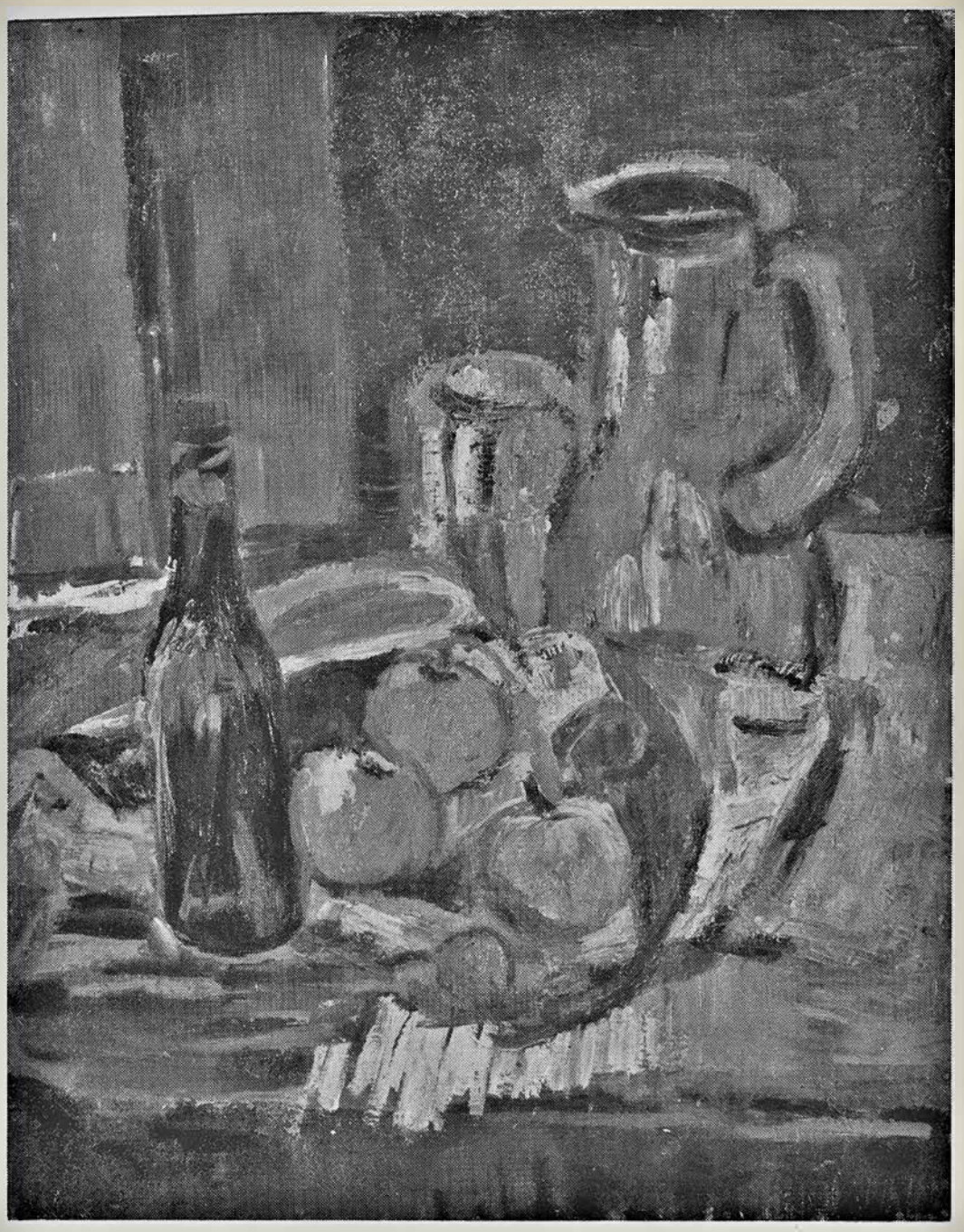
Hans Kolb, Villa mit Agave, Holzschnitt auf Japanbütten, 21×42 cm

Hugo Stadelmaier, Frauenbildnis, Kaltnadelradierung, 28×40 cm

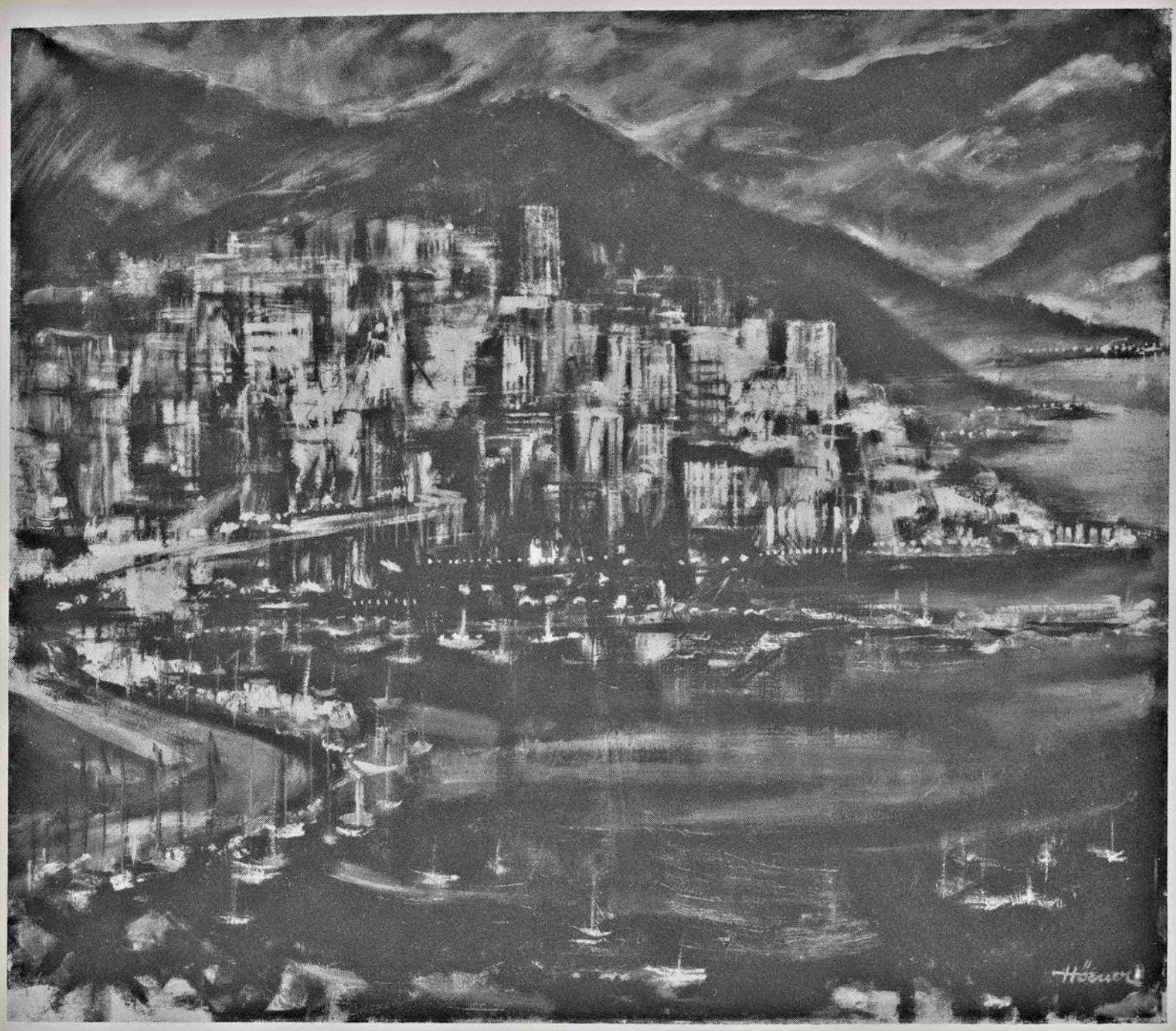
Fred Dries, Münster mit Glockenturm, vom Johannisplatz aus gesehen. Obwohl das Heiligkreuzmünster nur mit wenigen Strichen angedeutet ist und die Liebe des Zeichners vornehmlich dem altstädtisch-Pittoresken zu gehören scheint, gibt sich aus dem Gegensatz der Grau- und Weiß-Partie die Würde des Bauwerks und seine Bedeutung für das Stadtbild als das eigentliche Motiv des Blattes zu erkennen



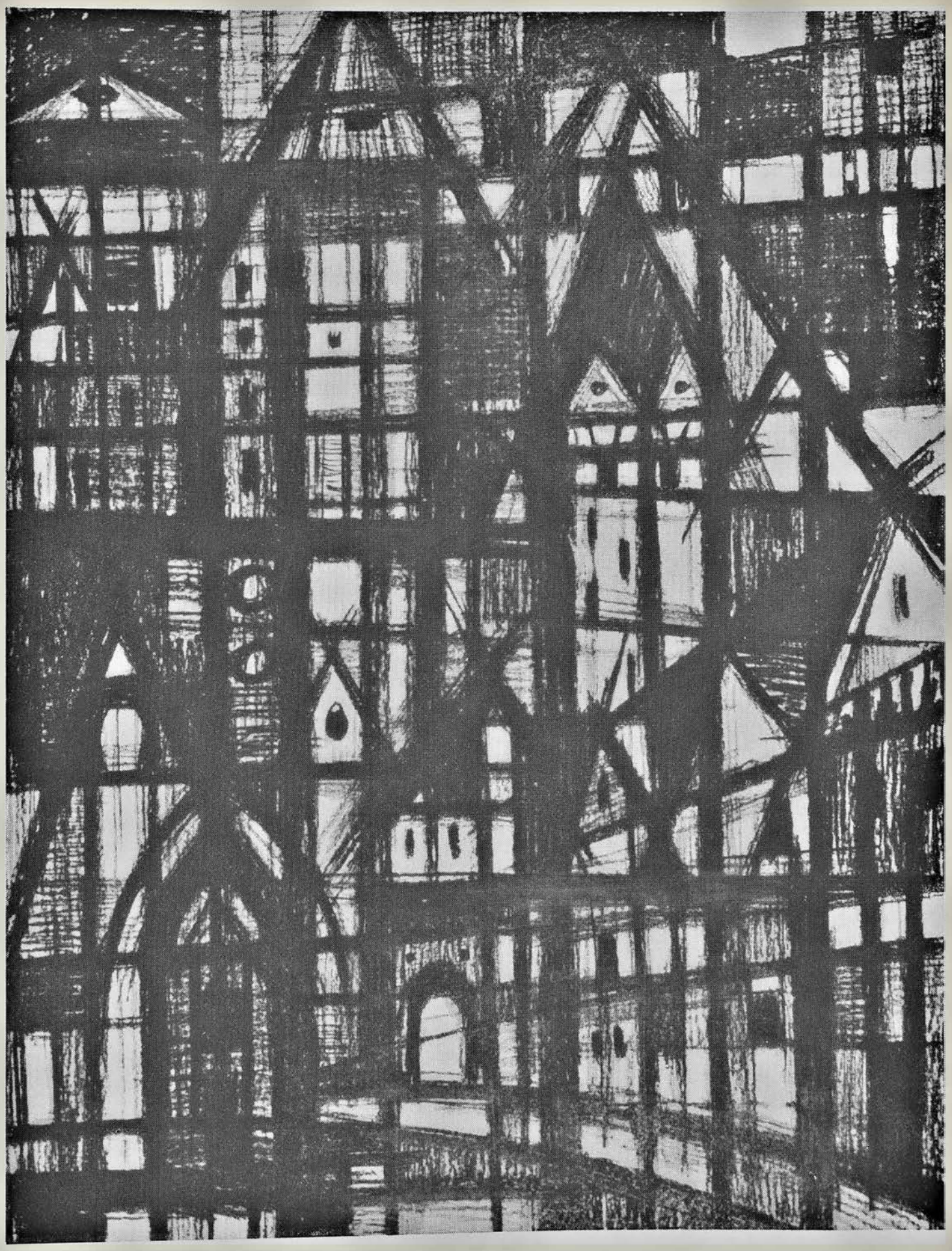
Alfred Lutz, Komposition, Öl, 50×70 cm. Ein kontrastreiches Kristallgebilde, an eine auf Felsgestein geschichtete alte Kirchburg erinnernd, sperrt den wie aus einem Bilderbuchbogen geschnittenen Weg. Es verwandelt sein Drängen zur Bildmitte hin in eine pyramidenförmige Angriffsspitze, der nicht minder angriffslustige Dreieckformen Einhalt gebieten, um die weiche Melodik der Laubhänge zum Klingen zu bringen



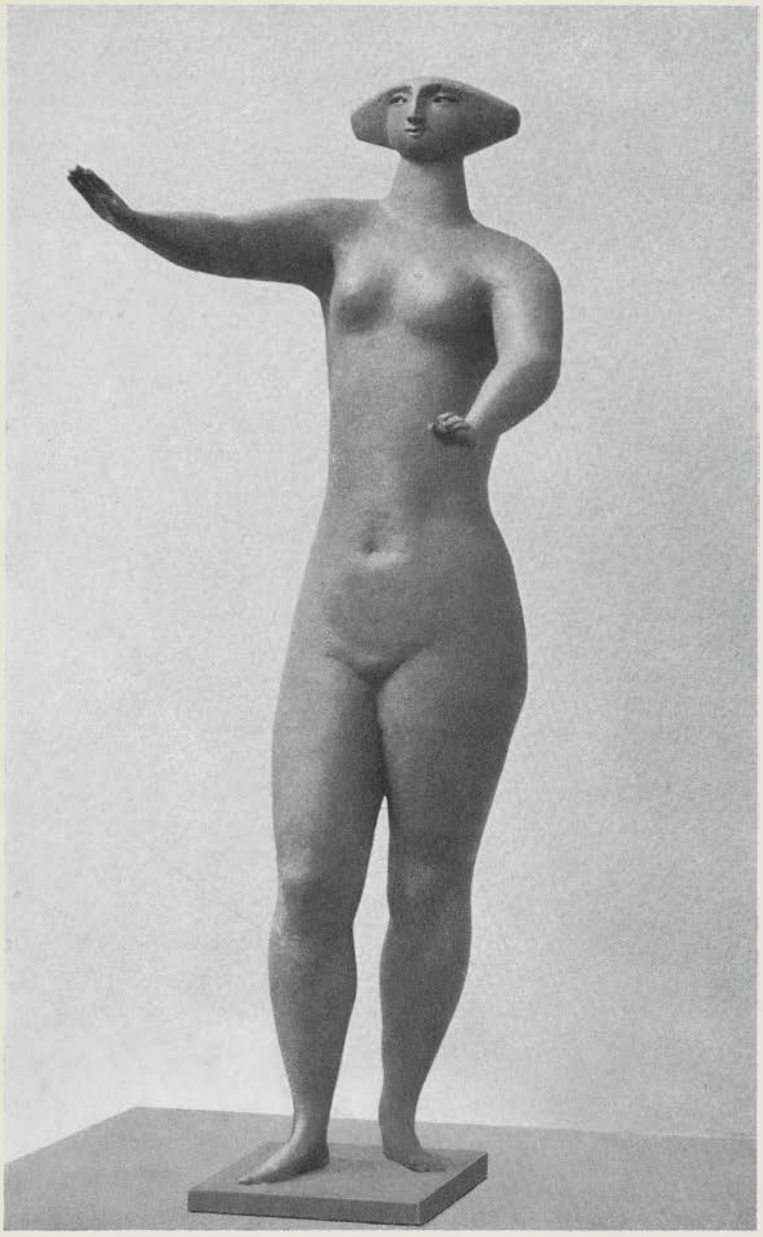
Oben: Josef Wagenblast, Stilleben mit Kanne und Früchten, Öl, 51×63 cm. Die Komposition des auch als Lithograph bekannten Künstlers bezieht ihren Reiz aus starken Warm- und Kalt-Kontrasten und temperamentvoller Maltechnik
Links: Paul Mahringer, Selbstbildnis mit Freund, Zeichnung. Aus dem Gegeneinander von realistisch plastizierender und skizzenhaft abstrahierender Darstellungsweise gibt sich der expressionistische Wille zu erkennen, der geistigen Spannung Ausdruck zu geben



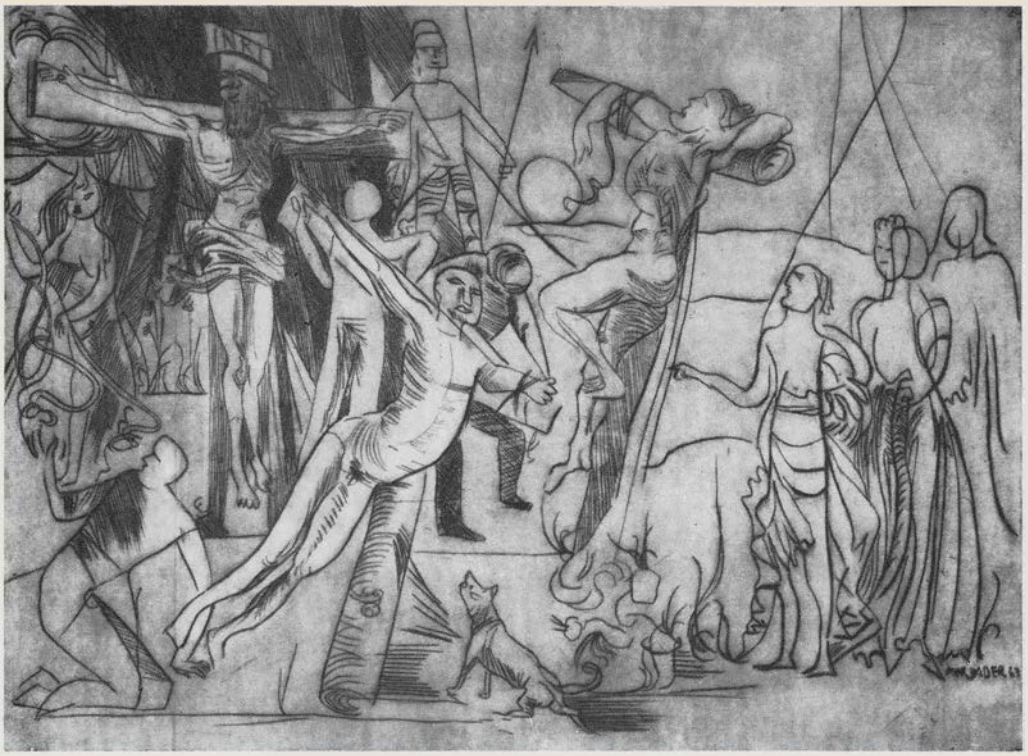
Hermann Hörner, Monte Carlo, Öl, 70×80 cm. Eingespannt zwischen irisierender Seefläche und dunkler Bergkulisse, brilliert das Filigrangebilde einer Stadt, ebenso sehr real wie unwirklich. Reale Gegenständlichkeit hat hier ein magisches Vorzeichen



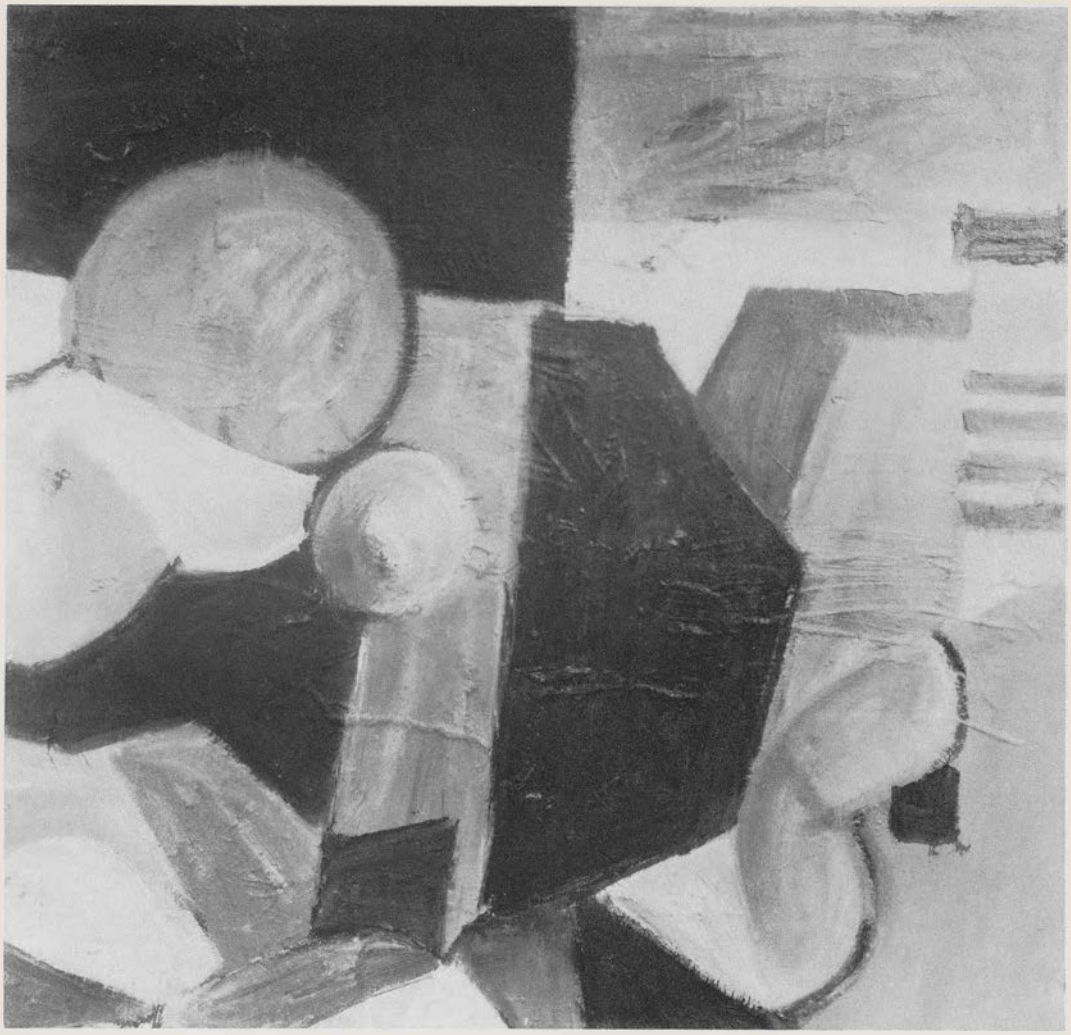
Fritz Nusser, Mittelalterliches, Kohle. Ein straffes Konturgerüst aus Vertikalen wird umspielt von dunklen dreieckigen Flächenformen. Innerhalb und mit Hilfe dieser abstrakten Mittel gewinnt Gegenständliches Gestalt: Altstadtformen, eins geworden mit einem abstrakten Fenstergerippe



Max Seiz, Weiblicher Akt, Bronce, 43 cm. Der frei behandelten physischen Erscheinung durch zeichenhafte Steigerungsmittel und vor allem durch den Spannungsraum der Gesten sinnbildhafte Mitteilungskraft zu geben, kennzeichnet das plastische und malerische Schaffen des jungen Künstlers



Max Bader, Kreuzigung, Radierung, 36×48 cm. Vor der in den Hintergrund abgedrängten Majestät des gekreuzigten Christus vollzieht sich das Richten unter den Menschen wie eine gespenstische Hexennacht: wirr, grausam und von Mitmenschen beobachtet, die in Verständnislosigkeit erstarren



Hans Kloss, Komposition, Öl. Als „Schaufenster junger Gmünder Künstler" hat Hans Kloss 1963 seine Galerie am Kalten Markt eröffnet. Klare Ordnung der Fläche und ein verhaltenes Leuchten der Farbklänge kennzeichnen das Streben des jungen Künstlers, der im Herbst 1963 eine Ausstellung lothringischer Kunst zeigte und dadurch einen Gegenbesuch junger Gmünder Kunst in Nancy ermöglichte

Der Münsterschatz von Schwäbisch Gmünd

Dr. Ludwig Mangold

An kirchlichen Hochfesten werden einige hervorragende Stücke des Kirchenschatzes des Heilig-Kreuz-Münsters beim Gottesdienst verwendet: etwa die prächtige Strahlenmonstranz, ein durch Material und Arbeit gleich kostbarer Kelch mit Lavabogarnitur, in Silber getriebener Altarschmuck oder auch — an Fronleichnam und Mariä Himmelfahrt — die große silberne Immaculatastatue. Weitere Stücke des umfangreichen Schatzes sind der Öffentlichkeit nur aus seltenen Anlässen zugänglich, wie zum Beispiel bei der 600-Jahr-Feier des Münsters im Jahre 1951 oder 1909 bei der Eröffnung der Staatlich Höheren Fachschule für das Edelmetallgewerbe und während der großen Gmünder Kunstausstellung im Jahre 1878. Es ist also nicht einfach, die Gold- und Silberschmiedearbeiten des Münsterschatzes zu sehen, und das ist für die Bewohner und die Besucher einer Stadt, die sich Gold- und Silberstadt nennt, eigentlich schmerzlich, denn Weser* (S. 3) nennt den Kirchenschatz von Schwäbisch Gmünd den bedeutendsten der Diözese Rottenburg. Unter den 102 kirchlichen Geräten und Heiltümern, die er aufführt, gehören 72 zum Münsterschatz, zehn zu St. Franziskus, elf zu St. Salvator und acht zur Spitalkapelle. Da wegen der sehr beschränkten Raumverhältnisse am Aufbewahrungsplatz eine Besichtigung des Münsterschatzes leider nicht möglich ist, soll nachstehend eine Auswahl der besten dieser Stücke gezeigt und beschrieben werden. — Der Verfasser dankt Herrn Münsterpfarrer Lenk für seine freundliche Erlaubnis und Herrn Münstermesner Betz für die große Mühe, die er bei der Untersuchung der einzelnen Stücke und beim Fotografieren hatte. Manche Stunde, einige davon sogar während seines Urlaubs, hat er für diese Arbeiten geopfert.

Die ältesten Stücke stammen aus der Gotik. Es sind drei Reliquiare, eine Monstranz und ein großes Reliquiar mit einem Kreuzpartikel, das wegen seiner Form auch Kalvarienberg genannt wird. Alle glaubt Klein* (S. 6 und 11) als Gmünder Arbeiten ansprechen zu dürfen, obwohl er im Vorwort seines Buches den seinerzeit bedeutendsten Kenner von Gold- und Silberschmiedearbeiten, Marc Rosenberg*, zitiert, der bis zum 18. Jahrhundert kaum Gmünder Arbeiten feststellen konnte. Sicher hat der Bau des mächtigen Münsters im Gefolge der Parler allerlei Handwerker nach Gmünd gebracht und auch das einheimische Schaffen angeregt. Weil an den beiden Hauptstücken das Einhorn erscheint — aber nicht als Meisterzeichen, sondern beim Kreuzreliquiar neben dem Reichsadler in einem der 16 Felder des achteckigen Sockels, bei der Monstranz als schräg liegendes Wappen am Sockel, auf dem die Himmelskönigin steht — kann aber noch lange nicht auf eine Gmünder Arbeit geschlossen werden. Das Nebeneinander von Stadt- und Reichswappen beim Kreuzreliquiar deutet eher darauf hin, daß es als Besitzzeichen des Bestellers oder Stifters gedacht

* Die mit einem * gekennzeichneten Literaturhinweise befinden sich am Schlusse dieses Aufsatzes auf Seite 160

war. Das gleiche gilt für die Monstranz. An dieser wurde die Figur der Muttergottes über dem Baldachin des Ostensoriums[1]) später gegen das ursprünglich vorhandene Kreuz ausgewechselt. Darauf deuten nicht nur die Statuetten der Schmerzensmutter und des Hl. Johannes rechts und links daneben, sondern auch Veränderungen am Maßwerk. Erst dabei wurde das Einhorn-Wappen angebracht, wie Klein schon feststellte. Es wäre auch seltsam, wenn nur diese beiden so hervorragenden Werke aus der Gotik als Gmünder Arbeiten erhalten geblieben wären. Viel wahrscheinlicher ist, daß es in diesen Jahrhunderten und auch später in Gmünd noch keine bedeutendere künstlerische Goldschmiedetätigkeit gab. Als Beweis für diese Annahme möge dienen, daß im Münsterschatz und in allen anderen Gmünder Kirchen erst in der Renaissance eine Arbeit aus Gmünd auftaucht, und zwar auch nur eine sehr einfache; bei den Werken aus der Zeit des Barocks aber ist Augsburg in geradezu erdrückender Zahl vertreten. Die kirchliche Zugehörigkeit Gmünds zu Augsburg kann kaum der einzige Grund sein. Zwar kommen in Gmünder Urkunden und Sterberegistern ab 1427 immer häufiger Goldschmiede vor (Klein* S. 12ff.). Eine größere Bedeutung scheinen sie aber erst vom 18. Jahrhundert an zu haben, aus dem eine Anzahl gesicherter Gmünder Arbeiten stammen. Bei den vor dieser Zeit entstandenen Stücken dürfte es sich in der Hauptsache wohl um Schmuck und einfache Geräte gehandelt haben. Wäre es anders, müßten irgendwelche Zeugnisse doch schließlich davon vorhanden sein, vor allem in Gmünd selbst.

Woher stammen nun aber die beiden Hauptwerke der Gotik im Münsterschatz? Man ist versucht, an den Mittelrhein zu denken, doch ist gerade eine regionale Zuweisung bei Werken der Goldschmiedekunst nicht einfach. Schon manche Objekte haben in der Zuschreibung ihr Herkunftsland so rasch und so oft gewechselt wie ihren Besitzer. Dazu kommt, wie auch Klein* schon schreibt (S. 9), eine auffallende Ähnlichkeit zwischen der Muttergottes sowie dem Jünger unter dem Kreuz des Kalvarienbergs und der Gottesmutter und den Statuen des Aron und Moses an der Monstranz, auffallend um so mehr, als die übrigen Figürchen bei beiden Stücken keineswegs so massig gehalten sind. Wahrscheinlich hat auch das Reliquiar ursprünglich gar nicht so ausgesehen. Gegen die detailreiche Behandlung des Kreuzes samt Fußstück wirkt das dreifache, zinnenbewehrte Achteck des Sockels mit Türmchen und Nischen fast etwas langweilig, noch dazu, weil die 16 Bilder des mittleren Achtecks den Reiz ihrer ausgezeichneten Punzierungstechnik erst bei näherem Betrachten enthüllen. Es könnte daher schon sein, daß ein bereits vorhandenes Kreuz zum Kalvarienberg verwendet wurde, ein Vorgang, der in ähnlicher Art damals durchaus üblich war. Zudem ist das Kreuz aus Silber, der Berg mit seinen Zinnen aus vergoldetem Kupfer.

Dieses Kreuz hat die schon in der Romanik gern gebrauchte Form mit Vierpaßenden und Verstärkung des Schnittpunktes der Kreuzbalken durch ein eingetieftes Quadrat, das in dem Kreuzchen über dem Kopf Christi den Kreuzpartikel enthält. Die Quadrate der Vierpaßenden zeigen auf blauemailliertem Grund im Relief die vier Evangelisten, auf der Rückseite graviert die vier abendländischen Kirchenlehrer Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und Gregor. Den Umriß des Kreuzes betont eine Hohlkehle mit einem Band blauemaillierter Blümchen und vergoldeter Blätter, während die freistehenden, gegossenen Blätter ihn aufzulösen scheinen. Auch die Emailtechnik weist in eine Landschaft, wo diese schon jahrhundertelang heimisch war. Der Cruzifixus, 15 cm hoch, ist hohlgegossen und ziseliert, während die Figuren von Maria und Johannes getrieben sind. In zwei kleinen Baldachinen des verlängerten Kreuzes-

---

1) Ostensorium: Behälter, in dem etwas zur Schau gestellt werden kann; meist Reliquienbehälter in Form einer Monstranz, aber auch der Teil der Monstranz, der die Hostie zeigt

Abb. 1: Kreuzreliquiar, um 1450, 82 cm hoch. Silber und Kupfer, teils gegossen, teils getrieben; Teile vergoldet oder emailliert

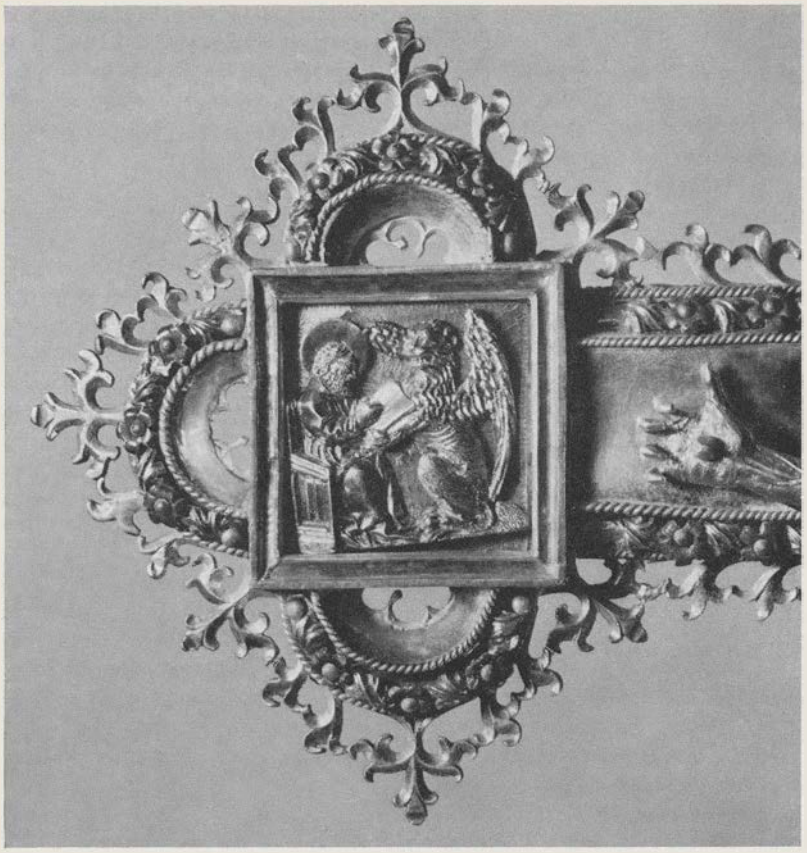


Abb. 2: Kreuzreliquiar, Endstück des rechten Kreuzbalkens, Evangelist Markus. Die blau emaillierten Blümchen und vergoldeten Blättchen in einer Hohlkehle zwischen Kordeldrähten und die gegossenen Blättchen am Rande sind deutlich sichtbar

schaftes auf der Vorder- und Rückseite befinden sich je ein Engel mit Leidenswerkzeugen, im größeren Baldachin darunter, aus dem der Kreuzesstamm herauszuwachsen scheint, auf der Vorderseite Petrus und Paulus, rechts die Hl. Helena, links ein Hl. Bischof, hinten der Hl. Andreas und eine Heilige mit einem Hahn. Der Sockel des Kreuzesstammes trägt in den acht Feldern ziseliertes Blattwerk. Auf dem Kreuzeshügel sind ein Totenschädel, Knochen und vorne in der Mitte ein unechter Amethyst. Die 3x5 cm großen, rechteckigen Täfelchen unter dem 2. Zinnenkranz zeigen jeweils paarweise von links nach rechts: 1. Krieger, die sich mit Lanzen bekämpfen; 2. den Schmerzensmann zwischen Männern mit Kreuz und Lanze und das Schweißtuch der Veronika (die zwei Felder in der Bildmitte); 3. den von Löwen flankierten Reichsadlerschild und den von Greifen gehaltenen Einhornschild; 4. ornamentales Rankenwerk; 5. den reitenden Tod mit Bogen und Pfeil und einen Reiter, der einen Pfeil auffängt; 6. einen Greifen, der den linken Fang, und einen Löwen, der die rechte Pranke erhebt; 7. einen Hirsch und einen Jäger im Anstand auf diesen Hirsch; 8. zwei Affen, die auf Pferden gegeneinander kämpfen.

Weser* vermutet wohl richtig, wenn er in diesen Täfelchen keine willkürlichen Darstellungen, sondern eine beziehungsvolle Kreuzsymbolik sieht. Die Technik der Zeichnung mit feinsten Punzenschlägen ist großartig. In den Nischen, die wie Sockelfüße wirken, stehen von links nach rechts, wie auf der Hauptansicht zu erkennen ist: St. Barbara, St. Ulrich, St. Petrus; nicht mehr sichtbar sind: St. Jacobus, St. Magdalena,

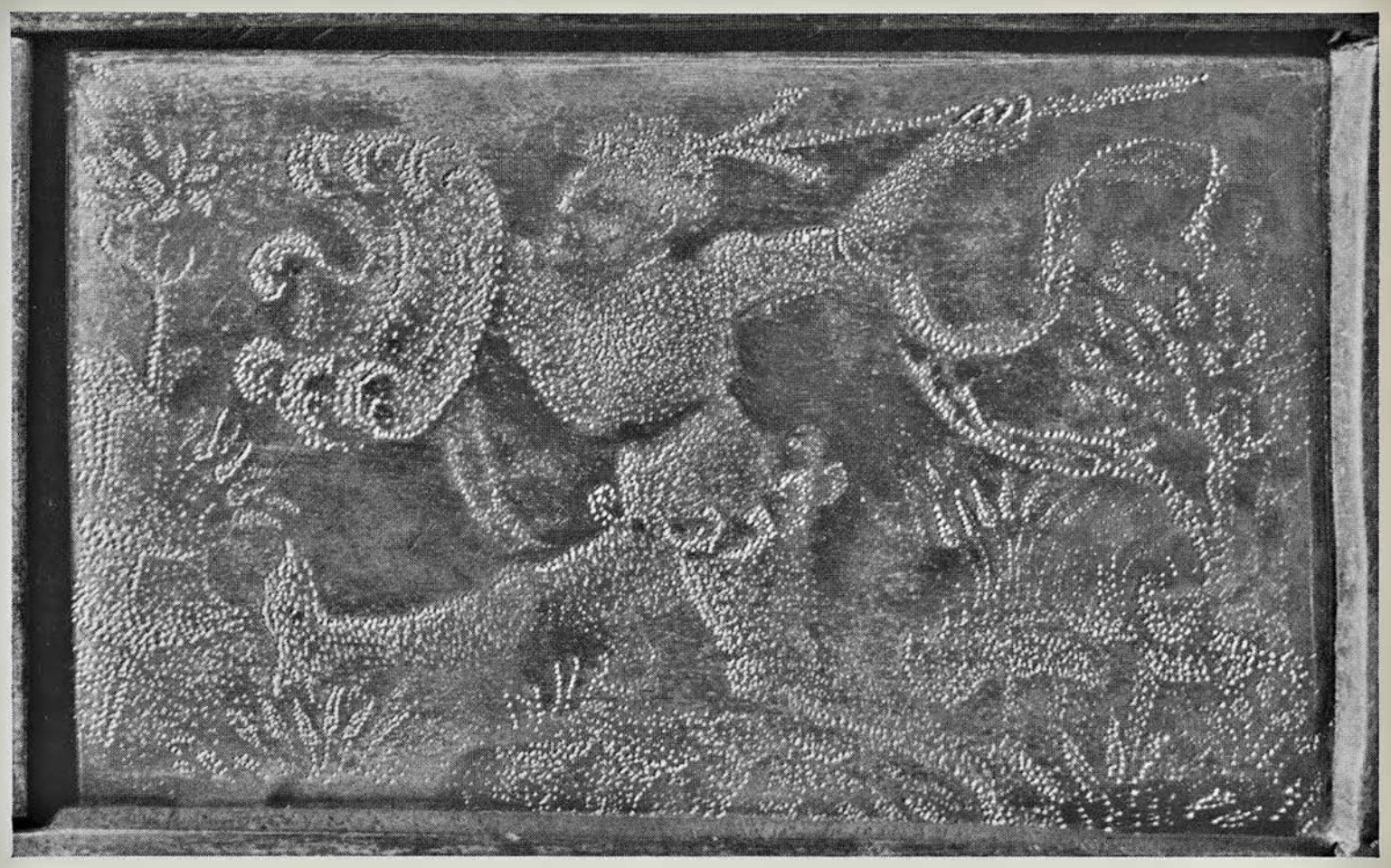


Abb. 3: Kreuzreliquiar, Krieger mit Schild und Lanze, auf der Hauptansicht 2. Feld von links

Abb. 4: Kreuzreliquiar, Einhornwappen von Löwen flankiert, vergoldet, feine Punzierungsarbeit; auf der Hauptansicht 1. Feld von rechts im Sockelteil zwischen unterer und mittlerer Zinne

Abb. 5 (Seite 134, 135): Kreuzreliquiar, links Ausschnitt mit Schmerzensmutter, rechts Ausschnitt mit Johannes

Abb. 6 (links): Gotische Monstranz, 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, 98 cm hoch, Silber, teils gegossen, teils getrieben, einige Topase
Abb. 7 (oben): Gotische Monstranz, Ausschnitt mit Muttergottes. Darüber am Baldachin später erneuertes Maßwerk, deutlich als solches erkennbar; unten, ans Postament der Muttergottes gelehnt, das Einhornwappen; durch eine Kreuzblume des Baldachins am Ostensorium etwas verdeckt. Rechts und links Maria und Johannes, darunter Geigen spielende Engel, ebensolche auf der Rückseite

St. Philippus, St. Andreas und St. Katharina. Einige der Türmchen hinter diesen Nischen fehlen, und manches daran ist späterer, schlechter Ersatz. Das vermag aber den Gesamteindruck dieses ältesten, wertvollsten und bedeutendsten Stücks des Münsterschatzes nicht.zu schmälern. Es war gleichsam die goldschmiedische Komponente zum Bau des Heilig-Kreuz-Münsters, das damit einen Andachtsgegenstand von hohem religiösem und künstlerischem Rang erhielt in einer Zeit, in der Leben und Glauben noch eine ungebrochene Einheit war (Abb. 1–5).

Ähnlich bedeutend ist die große gotische Monstranz. Noch mehr als beim Kalvarienberg fällt hier der enge Zusammenhang zwischen Architektur und Goldschmiedekunst ins Auge. Das Oberteil wirkt wie der Schnitt durch eine gotische Basilika mit hochgezogenem, von einem durchbrochenen Turmhelm mit doppelter Kreuzblume überragten Mittelschiff und niederen Seitenschiffen mit Strebebögen und -pfeilern, Fialen und

Abb. 8: Gotische Monstranz, Ausschnitt mit Löwenkopf

Baldachinen. Selbst der Schaft zeigt bei aller Weichheit der am Fuß und Nodus[2]) halbkugeligen, am Übergang zum Fuß und Oberteil nach Art der Akeleibecher geformten Erhöhungen eine architektonische Straffheit. Diese wurde nur an einigen Stellen durch gotisches Blattwerk überdeckt: über dem Gesimsprofil des Mittelbaldachins und ober- und unterhalb der Profilleiste am unteren Rand des Oberteils. Auch den sternförmigen Fuß schmücken durchbrochene Rebenranken. Die Hängezapfen unterhalb der Seitenschiffe sind spätere Zutat.

Anscheinend war man mit dem waagrechten Abschluß des Oberteils, der durch die montierten Ranken zudem gemildert wird, nicht zufrieden. Die Engelfiguren im V-förmigen Durchbruch dieser Zapfen standen ursprünglich wohl in den Nischen über Schmerzensmutter und Johannes. Ihrer Haltung und Kleidung nach — verehrend erhobene Hände und gekreuzte Stolen — passen sie gut zum ursprünglichen Kreuzbild, das später durch die Muttergottesstatue ersetzt wurde. Wo sie jetzt stehen, sind sie im wahrsten Sinne des Wortes fehl am Platz. Außer dieser Muttergottesstatue und den bereits erwähnten Statuetten von Aron und Moses auf beiden Seiten des Ostenso-

2) Nodus: die oft kugelartige Verdickung in der Mitte des Schaftes eines Kelches oder einer Monstranz

riums stehen rechts von Aron der Hl. Georg, über ihm der Hl. Ulrich, links von Moses der Schmerzensmann, über ihm der Hl. Nikolaus. Vier musizierende Engel, zwei vorne, zwei hinten, befinden sich auf der Kuppel des Mittelbaldachins. Aber wie am Kirchenbau, so ordnen sich auch hier alle Figuren dem Baukörper unter, denn von einem solchen kann man zweifellos sprechen. Was noch besonders ins Auge sticht, ist die starke Höhentendenz, die vom hiesigen Münster nicht abzulesen war. Man vergleiche dagegen die beiden Parlermonstranzen (Klein* S. 4, Abb. 1 und 2), die in ihrem Oberteil ungleich breiter erscheinen. Mit ihren 98 cm Höhe wird sie zwar von der großen barocken Strahlenmonstranz noch um 20 cm übertroffen, aber schließlich bestimmt nicht das Maß, sondern das künstlerische Können den Wert einer Arbeit. Für das gotische Münster ist auch diese herrliche Monstranz kostbarer Besitz (Abb. 6–9).

Außer diesen hervorragenden Werken befinden sich im Münsterschatz noch zwei gotische Reliquiare in Silber aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, beide in Monstranzenform, doch in einfacherer Ausführung. Das Reliquiar der Hl. Anna ist

Abb. 9: Gotische Monstranz, Ausschnitt mit Schmerzensmann

40 cm hoch, hat einen Sechspaßfuß mit kräftigem Nodus, darauf in blauem Email die Buchstaben IESVS. Der Oberteil, wieder wie ein Querschnitt durch eine gotische Kirche, hat ein rundes Ostensorium mit der Reliquie. Darüber unter einem geschlossenen Mitteltürmchen zwischen sechs Pfeilern der Schmerzensmann. Das Reliquiar des Hl. Sebastian ist 35 cm hoch, mit ähnlichem Aufbau und den Figürchen der Hl. Barbara, der Hl. Katharina und des Hl. Petrus. Auf dem rückseitigen Verschlußdeckel des Ostensoriums (die Reliquie selbst ist verloren) ein Agnus Dei. — Ein Reliquiar des Hl. Vitus ist aus vergoldetem Kupfer, 16,5 cm hoch, und wohl aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. In der Mitte ein kleines silbervergoldetes Figürchen des Hl. Vitus im Kessel; auf dem Nodus mit Resten von blauem Email die gotischen Minuskeln a o a. Ob es Gmünder Arbeiten sind, ist nach dem bisher Gesagten zweifelhaft, auch wenn es Klein* angenommen hat (S. 11).

Aus der Renaissance stammen wiederum zwei besonders wertvolle Stücke. Das eine zeichnet sich nicht so sehr durch die künstlerische Arbeit als durch seine historische Bedeutung aus. Es ist ein silbervergoldeter Pokal, ein Geschenk Kaiser Karls V. an den Rat der Stadt Gmünd. Man kann vielleicht sagen, daß er im Vergleich zu anderen Werken der Renaissance, wie sie zum Beispiel in der Schatzkammer der Münchner Residenz zu sehen sind, durch seinen ausgewogenen Umriß und eine sehr zurückhaltende Verzierung für sich einnimmt. Auf dem schwach profilierten Fuß steht in konzentrischen Kreisen: „Calicem hunc a pio Carolo V. Romano imperatore in Festo Epiphaniae anno 1552 Oeniponti oblatum et senatui Gamundiensi constantiae obedientiae et perpetuae memoriae gratia donatum honestissimus vir Johannes Rauchbain Consul impetravit". „Diesen Kelch hat vom frommen römischen Kaiser Karl V. am Fest der Erscheinung 1552 in Innsbruck der sehr ehrenhafte Herr Ratsherr Johannes Rauchbein erhalten als Geschenk für den Rat von Gmünd wegen seiner Standhaftigkeit und seines Gehorsams und zur ewigen Erinnerung". Auf der Innenseite des Deckels ist das Wappen Karls V. eingraviert mit der Umschrift: „Carolus V. me dono dedit 1592". (Karl V. hat mich im Jahre 1552 geschenkt.) Nach Weser* (S. 7) hat der Stadtrat den Pokal der Heiligkreuzkirche gestiftet, wo damit jeden Gründonnerstag die hl. Kommunion ausgeteilt wird. So wurde aus dem ursprünglichen Pokal ein kirchliches Gerät. Das ganz offensichtlich erst deswegen aufgelötete Kreuz wirkt daher auch ziemlich unorganisch. Der Pokal trägt ein Beschauzeichen (abgebildet in Biermann*, Tafel XX), das Marc Rosenberg nicht verzeichnet. Weser denkt an eine österreichische Herkunft. (Abb. 10.)

Das zweite bedeutende Stück der Renaissance ist eine in ihrer Formensprache sehr zurückhaltende Monstranz aus Silber, zum Teil vergoldet, aus gegossenen und getriebenen Teilen montiert, 69 cm hoch. Weser* (S. 7) berichtet, daß sie aus der Schweiz stammt, vielleicht aus Luzern, und Eigentum der Marianischen Kongregation ist, die von den Franziskanern hier gegründet wurde (die wiederum vielseitige Beziehungen zum dortigen Barfüßerkloster hatten); er schreibt auch, daß das Werk eine Ulmer Arbeit von einem Meister M ist. Bei Biermann* (Tafel XIX) sind Meister- und Beschauzeichen abgebildet, das Beschauzeichen aber nicht ganz richtig, denn es sieht aus wie das, das bei Marc Rosenberg*, 1911, unter Nr. 3696 geführt ist. Nun mache man folgendes: Der obere Teil der Monstranz (vom Engelsköpfchen unter dem Ostensorium ab) wird zugedeckt. Ist der Unterteil nun Renaissance oder Barock? Doch wohl Barock! Der untere Teil ist Ende des 17. Jahrhunderts anzusetzen. Man vergleiche nun auch die Engelköpfchen des Ober- und Unterteils. Es dürfte sicher sein, daß Fuß und Oberteil zwei verschiedenen Stilepochen angehören, aber der Unterteil ist meisterhaft ergänzt, der Übergang fließend, wie der von der Renaissance zum Barock ganz allgemein. Solche Zusammensetzungen bzw. Ergänzungen sind beileibe nichts Neues. Der Oberteil erinnert sehr stark an den Aufbau gotischer Monstranzen. Man spürt noch ihre „Dreischiffigkeit" und das Maß- und Strebewerk durch die Renaissanceformen durch. Die Trennung von Ober- und Unterteil erfolgt durch eine profilierte, an den Seiten mehrfach vorgekragte Platte. Auf den Vorkragungen sitzen vier Sockel für die Säulchen, die das zylindrische Ostensorium flankieren, und die bewegten Stützen der Seitenteile mit geflügelten Engelköpfen. Dadurch, daß die Seitenteile etwas

Abb. 10: Karls-Ciborium, ursprünglich ein Pokal, 25 cm hoch, Silber vergoldet, 1552, wohl österreichischer Herkunft. Das Kreuz ist erst später, nach der Stiftung an die Kirche, aufgelötet worden

Abb. 11:
Renaissance-Monstranz, 69 cm hoch, Silber, Teile vergoldet. Fuß barock, Ulmer Arbeit mit Meisterzeichen M

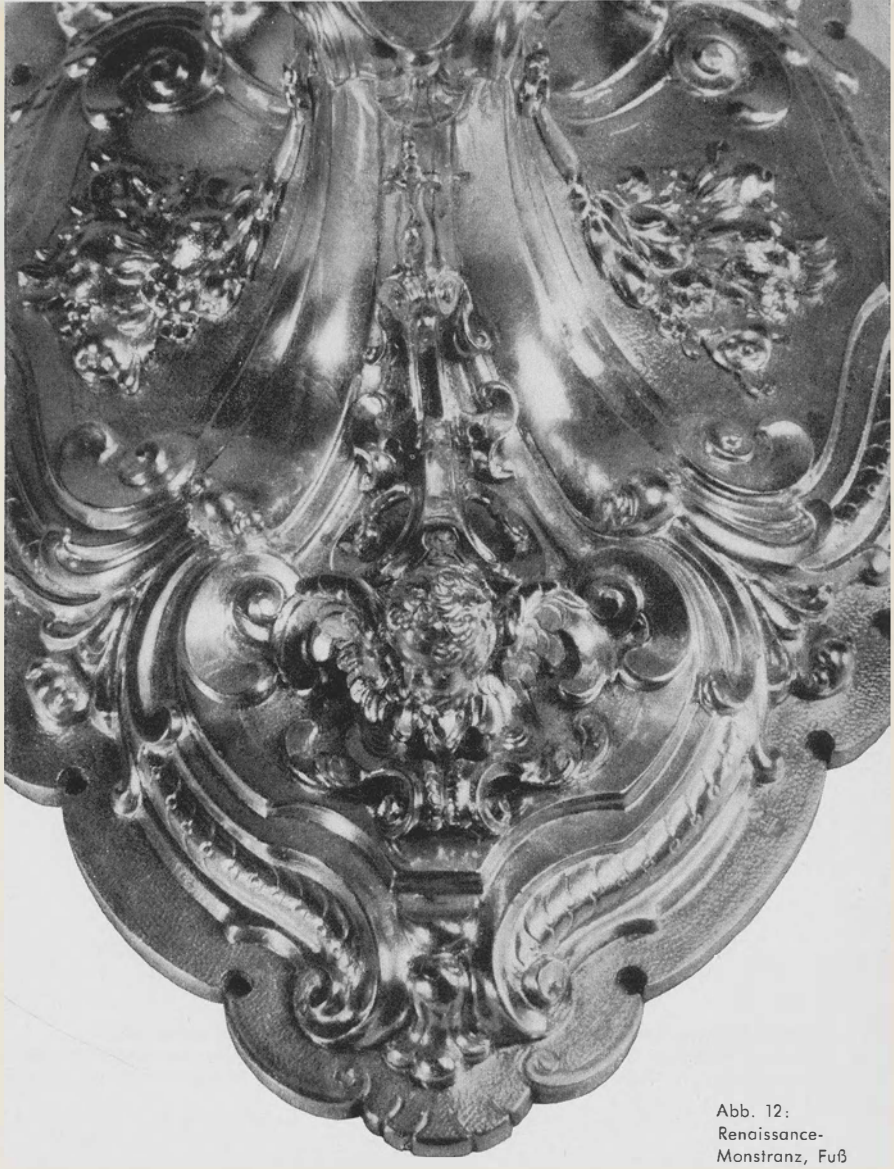


Abb. 12:
Renaissance-
Monstranz, Fuß

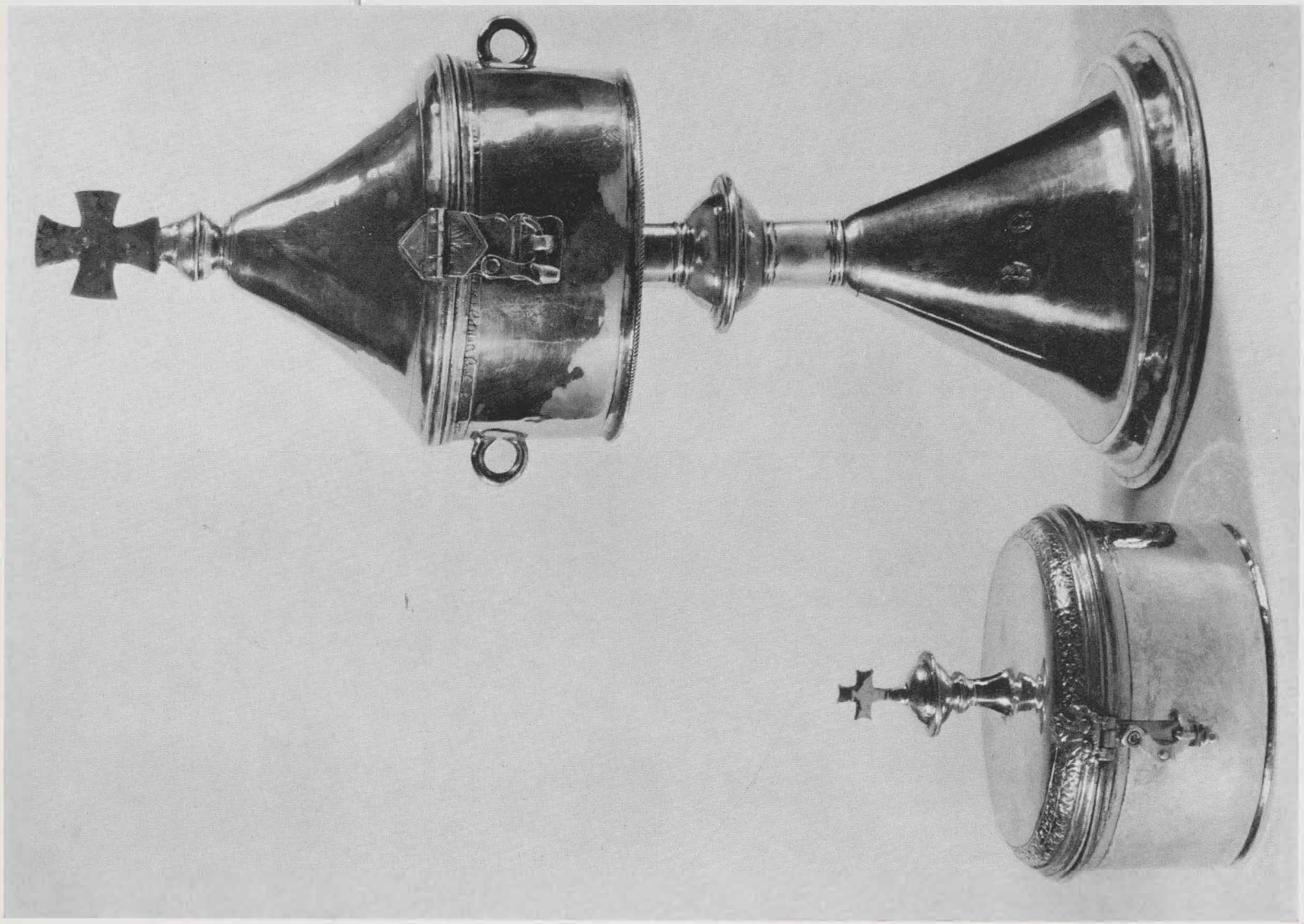
höher sitzen, erhält der Umriß eine weichere und gefälligere Linie. In den Seitenteilen stehen geflügelte Engel mit Leidenswerkzeugen; beide übrigens der gleiche Guß, nur die Arme sind abgeändert. Den baldachinartigen Aufbau des Mittelteils schmückt eine Muttergottes im Strahlenkranz mit Krone, Szepter und Sternennimbus, seitlich etwas unterhalb befinden sich zwei geflügelte Engelchen mit Palmzweigen; das Christuszeichen IHS oben im Strahlenkranz ist ebenfalls eine barocke Ergänzung. Sowohl die Bauteile wie die Figuren sind saubere Arbeit. Besonders liebreizend ist die Muttergottes, eine typische Renaissancearbeit die weich modellierten Englein mit den Palmzweigen. Eine gute Gestaltung zeigt auch die Figur der knieenden Magdalena, die den Schaft der Lunula[3]) umfaßt. Dem Renaissancemeister

3) Lunula: der halbmondförmige Einsatz einer Monstranz, der die Hostie hält

Abb. 13 (oben): Silbernes Schiffchen, Anfang 17. Jahrhundert, Augsburg, Meisterzeichen WD
Abb. 14 (rechts): Ciborium, Silber, zum Teil vergoldet, mit Pyxis, die ins Ciborium eingesetzt werden kann (Versehgarnitur); 1. Viertel des 17. Jahrhunderts, Gmünder Arbeit, im Fuß Einhorn und Meisterzeichen R

steht aber der Ulmer Meister M, auf den die Beschauzeichen im Fuß hinweisen, nicht nach. So darf auch diese Monstranz zu den besonderen Kostbarkeiten des Münsterschatzes gezählt werden (Abb. 11, 12).

Am Ende der Renaissance, im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, sind ein Rauchfaß und ein Schiffchen entstanden. Sie tragen das Augsburger Beschauzeichen und das Meisterzeichen WD; der Name ist nicht bekannt (Marc Rosenberg*, 1922, Nr. 490). Beim Rauchfaß war das Beschau- und das Meisterzeichen, das Weser* erwähnte (S. 7), nicht mehr zu entdecken, weil der Rand der Standfläche allem Anschein nach später erneuert wurde. Das Rauchfaß ist sechseckig. Der eingezogene Fuß ist außer einem mit Ranken verzierten Viertelstab glatt. Der Rauchfaßkörper besteht aus einer bauchigen, mit Fruchtgehängen und Engelköpfen verzierten unteren Hälfte und einem durchbrochenen, sechseckigen Oberteil mit typischer Renaissanceornamentik; an drei Ecken schlanke, quadratische Säulchen, an den drei Ecken dazwischen sind die Ringe für die Ketten des Deckels angebracht. Dieser beginnt wieder mit einem stark bauchigen Teil, darauf ein durchbrochener Teil, an den Ecken mit Ranken verziert, die in Schlangenköpfen enden, oben ein spitzes Dach. Das Schiffchen hat einen vierpaß-



artigen Fuß mit quadratischem Schaft und stark ausladendem Zwischenstück, auf diesem sind an allen vier Seiten Engelköpfchen mit Flügeln. Das Schiffchen selbst ist, wie der Fuß, mit symmetrischem breitem Bandwerk und Früchten geziert. Die beiden Deckel enden in geflügelten Engelköpfchen. Auf dem Zwischenstück befindet sich das Jesuskind mit einem Kreuz auf der Weltkugel (Abb. 13).

Es sei zugegeben, daß diese Geräte künstlerisch nicht von erster Qualität sind. Die einzige Gmünder Arbeit dieser Zeit, vielleicht von Johann Christoph Rauscher, 1595—1655, (Klein* S. 41), nimmt sich dagegen doch noch sehr einfach und fast gotisch aus. Es ist ein Verseh-Ciborium mit einer Pyxis[4]), die ins Ciborium eingesetzt werden kann. Der kegelartige, unten profilierte Fuß besitzt ein zylindrisches Schaftstück mit ausladendem Nodus, auf dem ein zylindrischer Behälter sitzt. Dieser hat ein Kegeldach mit einem Kreuz als Bekrönung. Die zylindrische Pyxis ziert am Deckelrand schön graviertes Rankenwerk. Auf dem Fuß des Ciboriums sind das Gmünder Einhorn und als Meisterzeichen ein R eingeschlagen, dessen Senkrechte in eine Pfeilspitze endet. Am Rand des Ciboriums die Inschrift: „zu Lob diß sakramentalisch gefeß durch Jerg Junkhern und Margret Hieberin in das Gotzhaus verordnet" (Abb. 14).

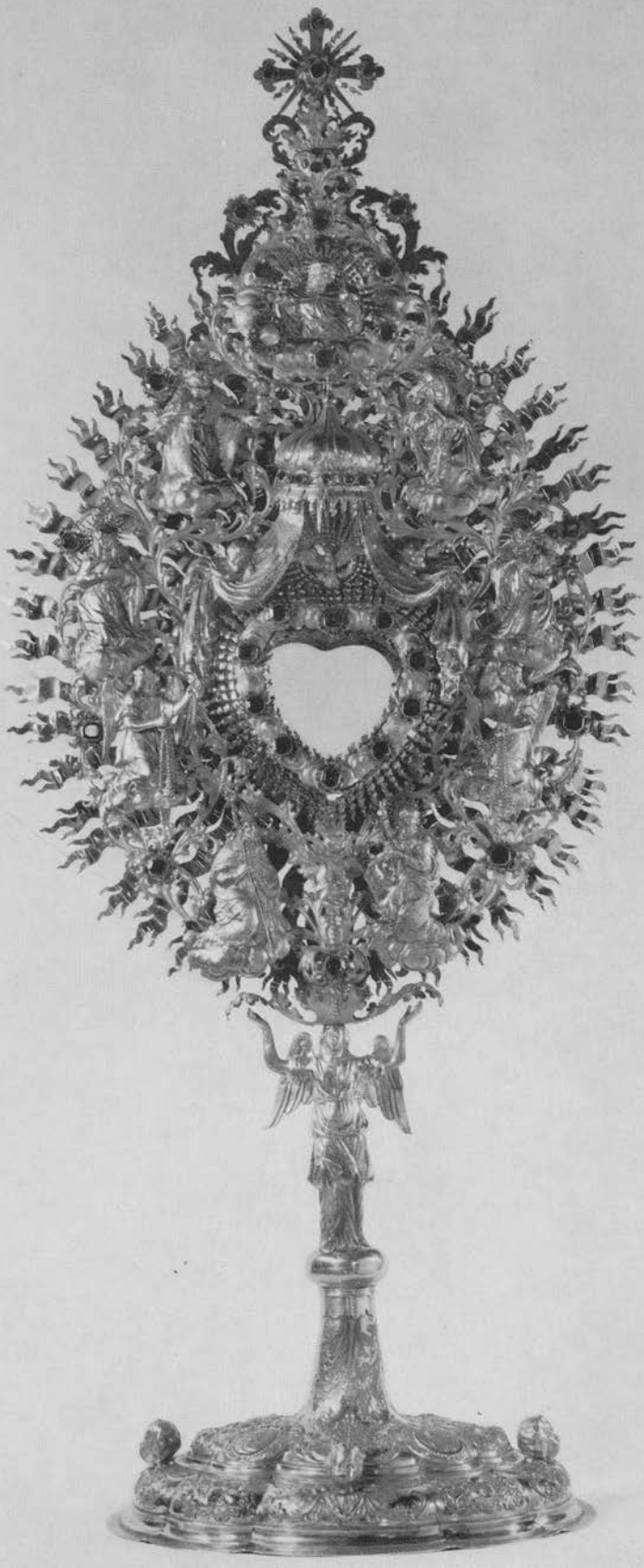
Die künstlerische Fülle der Barockzeit, von der schon allein die Bautätigkeit in Schwäbisch Gmünd ein beredtes Zeugnis ablegt, bedachte auch den Münsterschatz mit dem größten Teil seines heutigen Bestandes. Weser zählt über fünfzig Augsburger Arbeiten auf, unter denen so ziemlich alle kirchlich notwendigen Geräte vertreten sind. Die acht oder neun, die Gmünder Herkunft sind, nehmen sich dagegen recht bescheiden aus. Die besten Stücke tragen das Augsburger Beschauzeichen, den Pinienzapfen.

Jeder Gmünder hat an Fronleichnam schon die große, silberne und zum Teil vergoldete Strahlenmonstranz gesehen, die 118 cm hoch ist. Sie ist ein Werk des Augsburgers Michael Mayr, der 1677 heiratete, 1699 Beschaumeister war und 1714 starb. War bei den beiden älteren Monstranzen das Ostensorium in einen architektonischen Rahmen eingespannt, leiten den Augsburger Meister ganz andere Gedanken. Er gibt ihm die Form eines Herzens und betont diese Form noch durch einen herzförmigen Kranz aus Wolken und Edelsteinen. Daraus brechen nach allen Richtungen Strahlen hervor, zuerst kleine, dann große, die außen wie Feuerzungen enden. Die Symbolik dieser goldenen Strahlenflammen, die alle aus dem Ostensorium entspringen, ist außerordentlich zwingend. Auf diesen goldenen Strahlenkranz setzt er nun ein Gespinst aus akanthusartigen, silbernen Ranken und zwischen diese in einem Oval acht auf Wolken knieende Relieffiguren, von unten nach oben, jeweils einander gegenüber: St. Ulrich und Afra, die Patrone der Diözese Augsburg, zu der Gmünd gehörte, zwei Engel mit Rauchfässern, Maria und Josef und Joachim und Anna. Über dem Ostensorium befinden sich eine Baldachinkuppel mit Vorhängen, die von Engeln zurückgerafft werden, so daß der Hl. Geist in Gestalt der Taube sichtbar wird, über der Kuppel in Wolken Gott Vater mit der Weltkugel. An seiner segnend erhobenen Hand hängt eine große, als Anhänger gefaßte Halbperle. Weser nimmt an, daß dieser Renaissanceschmuck wohl das Geschenk einer Gmünder Patrizierin war. Den oberen Abschluß bildet ein Strahlenkranz. Die Monstranz wird von einem geflügelten Cherub mit erhobenen Händen getragen. Dieser steht auf einem glatten, wulstartigen Nodus. Der ovale Fuß, 37,5×27,5 cm groß, ist kräftig profiliert, einmal abgesetzt und mit Fruchtbündeln und Girlanden verziert; auf dem oberen Teil sind Medaillons mit den vier Evangelisten und in der Mitte der Längs- und Schmalseiten je ein vollplastisches Engelköpfchen. Sowohl in der Idee wie in der Ausführung ist die Monstranz

---

4) Pyxis: Dose zur Aufnahme der Hostie, vor allem bei Versehgängen

Abb. 15 (rechts): Große Strahlenmonstranz, 118 cm hoch, Silber teilvergoldet, Steine unecht; vom Augsburger Goldschmied Michael Mayr, Meisterzeichen MM, um 1700



ein Glanzstück hervorragender Goldschmiedekunst und ein Zeugnis tiefen Glaubens (Abb. 15).
Vom gleichen Meister stammt ein getriebener und ziselierter goldener Kelch, 27 cm hoch, der merkwürdigerweise weder ein Meister- noch ein Beschauzeichen hat. Da aber eine dazugehörige, silbervergoldete Lavabogarnitur, die sein Meisterzeichen und das Augsburger Beschauzeichen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts trägt, so deutlich wie nur möglich die gleiche Hand verrät, ist an seiner Urheberschaft auch für den Kelch nicht zu zweifeln. Die glatte Kuppa[5]) wird etwas mehr als zur Hälfte von einem Korb umfaßt, auf dem zartest zisiliertes Laub- und Bandwerk mit sehr plastisch herausgetriebenen Putten abwechseln, unterbrochen von drei Medaillons, die in miniaturartiger Emailmalerei das letzte Abendmahl, die Kreuzigung und die Verehrung des Hl. Altarsakramentes zeigen. Die Medaillons haben einen durchbrochenen Rahmen aus Akanthusranken und Steinen: Rubinen und Brillantrosen. Auf ein kurzes, glattes, einfach profiliertes Zwischenstückchen folgt der Nodus, der, für sich betrachtet, fast einem Deckelpokal der Renaissance mit starker Einziehung in halber Höhe gleicht. Auch darauf finden sich Laub- und Bandwerk, dazu am dicksten Teil Puttenköpfchen. Leicht konisch geht darunter der Schaft in den breit ausladenden, im Umriß bewegten Fuß über, der wie der Korb der Kuppa gearbeitet ist. Auf seinen Medaillons die Hl. Katharina, ein Heiliger mit Schwert und Palme und die Darstel-

5) Kuppa: Oberteil eines Kelches

Abb. 16 (links): Goldener Kelch, 27 cm hoch, Emailmedaillons, Brillantrosen und Rubine, um 1700, Meisterzeichen MM. Hervorragende Ziselierarbeit
Abb. 17 (unten): Goldener Kelch, Fußteil

Abb. 18 (oben): Lavabogarnitur, Silber vergoldet, Platte 33x25 cm, Emailmedaillons, böhmische und indische Granate, Meisterzeichen MM, um 1700
Abb. 19 (rechts): Weihrauchschiffchen, Silber, Meisterzeichen MM, vor 1700

lung, wie ein Engel Wasser in das Fegfeuer gießt. Der Kelch ist ein einzigartiges Meisterwerk der Ziselierkunst. Der Kontrast von zartestem Laub- und Bandwerk mit teilweise sehr kräftig herausgetriebenem Akanthuslaub und den glatten, lebensvollen Puttenkörpern ist eine Augenweide. Auch die beste Aufnahme kann davon nur eine blasse Ahnung vermitteln. Am Original entdeckt man stets neue Schönheiten; nicht allzu häufig wird man solche Meisterstücke finden (Abb. 16, 17).
Die dazugehörende Lavabogarnitur — der Wasserteller mit den beiden Kännchen für Wein und Wasser — ist aus Silber und vergoldet. Der ovale Teller, 33×25 cm groß, hat einen sehr breiten, außen welligen Rand mit einem schnurartigen Wulst, innen zieren ihn Akanthuslaub und Bandwerk mit dazwischengestreuten Blumen. Davor schweben acht Engel, alle in anmutiger Bewegung, ohne daß sich nur eine davon wiederholt. Je paarweise sind sie vier ovalen Emailmedaillons mit gleicher Umrahmung wie beim Kelch zugeordnet. Diese sitzen genau in der Mitte der Lang- und Schmalseiten: oben die Fußwaschung, unten der Hl. Josef, rechts die Emausszene und links Mariä Himmelfahrt. Die Englein sind alle in eine Richtung orientiert. Ihr Tun bezieht sich auf die Darstellung im Medaillon. So tragen die beiden beim Medaillon der Fußwaschung Wasserkannen mit Becken und ein Linnen, die bei Mariä Himmelfahrt Krone und Szepter, die bei der Emausszene Kelch und Brot und eins beim Hl. Josef einen Lilienzweig, das andere hat die Hände zusammengelegt. Auf dem Tellergrund runde Standflächen für die Kännchen mit Herz Jesu und Herz Mariä, in der übrigen Fläche Laub- und Bandwerk. Solchen Dekor tragen auch die Kännchen, während sie in ihrer Form noch ausgesprochen renaissancemäßig wirken. Trotz der Ähnlichkeit in allen Einzelheiten ist diese Arbeit doch nicht vom gleichen subtilen Reiz wie die des Kelchs. Vom selben Meister stammt noch ein zweiter Lavaboteller in ähnlicher, aber einfacherer Arbeit. Er zeigt nur Akanthusranken ohne Bandwerk, davor vier schwebende Engel und statt der Emailmedaillons ovale Felder mit Perlrahmen und Ziselierungen: oben das Schweißtuch der Veronika, rechts und links Leidenswerkzeuge, unten ein Tuch mit Herz, Händen und Füßen, in den Standflächen der Kännchen das Monogramm Christi und Mariens. Ein silbernes Schiffchen

Abb. 20 (linke Seite): Reliquiar mit Kreuzpartikel, Silber, zum Teil vergoldet, Meisterzeichen FTL, Franz Thaddäus Lang, Augsburg, 1. Viertel des 18. Jahrhunderts

Abb. 21 (oben links): Kelch, Silber vergoldet, an der Kuppa ovale Felder mit Leidenswerkzeugen, Franz Thaddäus Lang, 1. Viertel des 18. Jahrhunderts

Abb. 22 (oben rechts): Festkelch der Johanniskirche, Silber vergoldet, vermutlich ebenfalls von Franz Thaddäus Lang, 1. Viertel des 18. Jahrhunderts, Medaillon im Fuß: Der Auferstandene erscheint Magdalena, in der Kuppa: Gefangennahme Jesu

für Weihrauch mit schön getriebenem Blumen- und Blattornament, das ein Delphin auf seinem Schwanz balanciert, trägt ebenfalls Mayrs Meisterzeichen. Der Griff, ein mächtiges Akanthusblatt, und auch die übrige Ornamentik deuten auf eine frühe Arbeit des Meisters, die wohl gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstanden ist (Abb. 18, 19).
Zeitlich reihen sich den Arbeiten Mayrs die seines Mitbürgers Thaddäus Lang an, der 1732 und 1748 Beschaumeister war und 1773 starb. Weser* (S. 10 f.) zählt nicht weniger als 14 Arbeiten von ihm auf, die sich hier in Gmünd befinden. Im Münster ist es z. B. ein Reliquiar mit einem Kreuzpartikel in Form einer Strahlenmonstranz, dessen Fuß das Laub- und Bandwerk der Regence in ziemlich kräftiger Ausführung zeigt. Der

Nodus hat eine vasenartige Form und ist mit Akanthusranken verziert, die kartuschenartig drei ovale Felder freilassen. Das Ostensorium ist von einem Kranz umrahmt. Vor den Strahlen, die von ihm ausgehen, schweben vier Engel mit Leidenswerkzeugen. Ihm im Unterbau und Nodus außerordentlich ähnlich ist ein Kelch, dessen Kuppa mit Akanthusranken und Früchten und mit Leidenswerkzeugen in ovalen Feldern verziert ist. Der Festkelch der Johanniskirche, an dem kein Meister- und Beschauzeichen mehr zu entdecken ist, hat mit den beiden genannten Stücken in manchen Einzelheiten so große Ähnlichkeit, daß er wohl auch aus seiner Werkstatt stammt. Ebenfalls noch im Gebrauch ist ein Kelch, der am Fuß zwischen Bandwerk Leidenswerkzeuge, am Nodus geflügelte Engelsköpfe und an der Kuppa drei gravierte Medaillons zeigt: Abendmahl, Kreuzigung und Emausszene. Einige Jahre später ist ein Reliquiar des Hl. Florian, ebenfalls nach Art einer Strahlenmonstranz, entstanden. Das Laub- und Bandwerk der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Formenwelt des Rokoko gewichen. Jetzt zieren vielfach variierte Muschelformen Fuß und Nodus und legen sich in breiter Zone vor die Strahlen um das Ostensorium (Abb. 20–24).
Ein prächtiges Zeugnis feinster Rokokoarbeit ist der silbervergoldete Kelch des Meisters Josef Anton Seethaler aus Augsburg, der 1766 heiratet, 1788 Beschaumeister ist und 1813 stirbt. Der mächtige Fuß ist an seinem Rand reich profiliert und dann eingezogen. Vielfältig abgewandeltes Rokokorankenwerk und Trauben zieren den Einzug und greifen ins Fußprofil und auf die Fußoberseite über. Diese ist mit drei emaillierten Medaillons in reichem Rahmen geschmückt, die mit Granaten verziert sind: Abendmahl, Ölberg und Geißelung; am Schaft Ähren. Der Nodus lädt dreimal aus und hat die Form einer Urne mit sehr bewegtem, asymmetrischem Umriß. Am Korb

Abb. 23 (unten): Festkelch der Johanniskirche, Fuß. Deutlich erkennbar Bandwerk und Blumenkörbe
Abb. 24 (rechte Seite): Reliquiar des Hl. Florian, Silber, zum Teil vergoldet, Steine unecht, um 1760, Franz Thaddäus Lang

Abb. 25 (linke Seite): Silberner Kelch, vergoldet, mit je drei Emailmedaillons an Fuß und Kuppa. Die Rahmen dieser Medaillons mit indischen und böhmischen Granaten besetzt, um 1770, Meisterzeichen IAS, Josef Anton Seethaler, Augsburg

Abb. 26 (oben): Silberne Lavabogarnitur, vergoldet, graziöse Rokokoornamentik, um 1775, Meisterzeichen GIB, Georg Ignaz Bauer, Augsburg

der Kuppa wieder drei Medaillons in gleichen Rahmen: Dornenkrönung, Kreuztragung und Kreuzigung, dazwischen Ähren und Trauben und am oberen Rand Muschelformen, die sich wie stark bewegte Wellen gegen die glatte Kuppa abheben. Nach dem goldenen Kelch Mayrs ist dieser Kelch Seethalers wohl einer der besten des Münsterschatzes (Abb. 25).

Ihm in der Eleganz der Arbeit ähnlich ist eine silbervergoldete Lavabogarnitur von Georg Ignaz Bauer aus Augsburg, die nur wenige Jahre später entstand. Die in ihrer Grundform ovale Platte hat einen sehr breiten Rand, der sich besonders nach innen in bewegten C-Formen gegen den Boden absetzt. Boden und Rand überziehen zarte Blumenranken. Bewegt ist auch der Umriß der Kännchen, die außer ähnlichen C-Formen — auch bei den Griffen sind sie verwendet — noch Blumengebinde zieren. Auf dem Deckel des Wasserkännchens sind zwei Äpfel, auf dem des Weinkännchens eine Birne (Abb. 26).

Das dritte Glanzstück des Rokoko ist schließlich eine mit Postament insgesamt 161 cm hohe, silberne Statue der Immaculata, die ebenfalls von der Fronleichnamsprozession her in Gmünd wohl bekannt ist. Kopf, Hände und Füße sind gegossen, die Figur selbst getrieben und ziseliert. Das Holzpostament ist mit Silber und vergoldetem Kupfer in prächtigen Rocailleformen beschlagen. Die Statue steht in königlicher Haltung auf der Weltkugel, um die sich die Schlange windet, die rechte Hand liegt auf der Brust, die linke hält das Lilienszepter, hinter ihr eine ovale Strahlenscheibe. Das Werk trägt das Meisterzeichen IAL und ist nach 1750 in Augsburg entstanden.

Schöne Rokokoarbeiten sind auch die zwei Wandleuchter aus Silber mit der Hl. Theresia und dem Hl. Georg, 87 cm hoch und 57 cm breit. Der Leuchterarm wird unten am Schild eingesteckt. Sie wurden mit zwei kleinen Leuchtern und acht silbernen Blumenkrügen vom Ehepaar Debler 1772 gestiftet, wie eine Inschrift auf der Kartusche über der Hl. Theresia besagt. Meisterzeichen H (Abb. 27, 28).

Abb. 27 (oben links): Silberner Wandleuchter mit Hl. Georg. Die Kartusche oben zeigt das Wappen der Debler. Der Arm mit der Kerzentülle wird über der unteren Kartusche eingesteckt

Abb. 28 (oben rechts): Silberner Wandleuchter mit Hl. Theresia. Die Kartusche oben trägt die Inschrift: „Anno 1772 sind die Wandleuchter nebst noch 2 kleineren sambt 8 silbernen Blumenkrügen gemacht worden und waren die Stifftere der hochedle und weise Herr Johann Georg Debler des Raths und Kassier und die hochedle Frau Maria Deblerin, Kassiererin dahier." Augsburger Arbeit, Meisterzeichen H

Abb. 29 (rechte Seite): Reliquiar des Hl. Nepomuk, Silber vergoldet, Steine unecht, Meisterzeichen AM, Andreas Messerschmidt, Schwäbisch Gmünd, um 1765

Ein auffallend schlanker Kelch mit etwas routinemäßig ziseliertem Rokokoornament ist um 1762 entstanden und die Arbeit eines Augsburger Meisters, dessen Zeichen nicht mehr eindeutig zu lesen ist. Man könnte ICK lesen (Weser* S. 14, Nr. 90), der zweite Buchstabe könnte aber auch ein S, der dritte ein R sein. In der Anordnung entspricht es dem Zeichen Nr. 967 bei Marc Rosenberg*, 1922. Zeitlich würde dies auch stimmen, denn der Meister mit diesem Zeichen, Johann Christian Reinhard, wurde 1750 Meister und starb 1772.

Unter den vielen Augsburger Arbeiten kann auch ein Kelch, der das Beschauzeichen von Villingen, einen Adler (Marc Rosenberg*, 1911, Nr. 3765), und das Meisterzeichen OTO trägt, durchaus bestehen. Das Wiederkehren einer gewissen Symmetrie in der kräftigen, C-förmigen Ornamentik deutet auf die Zeit des Spätrokoko. In den kartuschenähnlichen Feldern sind Blumengebinde, dazwischen am Fuß Trauben, an der Kuppa Ähren.

Schließlich sei auch noch das Reliquiar des Hl. Nepomuk, eine saubere Arbeit des Gmünder Meisters Andreas Messerschmidt um 1765, erwähnt. Der Fuß zeigt schöne Rokokoformen, ebenso der Nodus. Das korbartige Gebilde darüber, aus dem der Schaft des eigentlichen Reliquiars herauswächst, erinnert an eine ähnliche Form beim

Reliquiar des Hl. Florian von Fr. Th. Lang. Den monstranzenartigen Oberteil beherrscht ein fünfstrahliger Stern vor einer Strahlenscheibe, der wie die Umrahmung des Ostensoriums mit vielen unechten Steinen besetzt ist (Abb. 29). Zwei Engel mit Rauchfässern, im Halbrelief aus Silber getrieben und auf Holzpostamente montiert, sollen als Arbeit des Gmünder Meisters Jakob Gündle die Aufzählung beschließen.

Nur die Bilder der schönsten Stücke des Münsterschatzes konnten hier gezeigt werden, einige weitere wurden wenigstens erwähnt. Das ist aber noch nicht die Hälfte des Vorhandenen. Nicht alles davon ist ausgesprochene Qualität, aber es existiert noch eine beachtliche Zahl guter Arbeiten, die praktisch so gut wie magaziniert sind, weil für die tägliche Verwendung im Gottesdienst ein verhältnismäßig kleiner Bestand genügt. Auch in anderen hiesigen Kirchen gibt es eine Reihe schöner Arbeiten, die nur an den Hochfesten oder nie benutzt werden. Was für eine herrliche Dauerausstellung könnte damit aufgebaut werden, vielleicht sogar in einem Haus am Münsterplatz, das bereits in kirchlichem Besitz ist. Wie manche derartige Ausstellungen — so die schon einmal erwähnte, vorbildliche Schatzkammer der Münchner Residenz, die Schatzkammer des Kölner Doms oder in Altötting — zeigen, kann dies auf verhältnismäßig kleinem Raum geschehen. Es müßte dazu freilich einiges Kapital für die Räume, die Vitrinen und die Beleuchtung investiert werden. Die laufenden Unkosten sollten durch Eintrittsgelder zum großen Teil gedeckt werden können, denn Gmünd und sein Münster werden häufig besucht. Sicher würde auch der Münsterschatz viel besichtigt werden, wenn erst einmal bekannt ist, welch schöne Stücke er enthält. Unsere Stadt würde damit um einen Anziehungspunkt reicher. Die hier gezeigten Bilder beweisen auf alle Fälle, daß diese Schätze Anziehungskraft genug besitzen, und es wäre wirklich jammerschade (um ein anfangs gebrauchtes Wort wieder aufzunehmen), wenn sie noch weitere Jahrhunderte verschlossen blieben. Eine solche Ausstellung würde gleichzeitig bedeuten, daß alles schadhafte instand gesetzt werden könnte, denn auch der Nichtgebrauch hinterläßt seine Spuren. Die Forschung könnte und würde sich dann besser mit diesen Arbeiten beschäftigen. Es wäre eine gemeinsame Aufgabe von Kirchen- und Stadtgemeinde, eine solche Schatzkammer einzurichten. Die hiesigen Edelmetallfirmen würden sicher gerne die Instandsetzung dieses oder jenes Gerätes übernehmen. In der Hauptsache handelt es sich dabei um Vergoldungen oder Versilberungen. Die Existenz eines solchen kleinen Museums mit erlesenen Gold- und Silberschmiedearbeiten wäre für unsere Gold- und Silberstadt ein großer Gewinn. Wenn auch viele Besucher nur Glanz und kostbares Material zu sehen vermögen, würde sicher auch mancher vom Können dieser alten Meister verzaubert und vielleicht sogar, von ihrem gläubigen Gemüt angesprochen, besinnlich nach Hause gehen — nicht zuletzt, so darf man hoffen, die Goldschmiede in unserer Stadt.

Literaturhinweise:

A. Biermann, Aus der Gmünder Kunstausstellung 1878, Schwäbisch Gmünd 1882
Walter Klein, Geschichte des Gmünder Goldschmiedegewerbes, Stuttgart 1920
Marc Rosenberg, Der Goldschmiede Merkzeichen, Frankfurt 1911 und 1922
Rudolf Weser, Der Kirchenschatz von Gmünd, Schwäbisch Gmünd 1909

Zeittafel der Gmünder Stadtgeschichte

125 n. Chr.	Die Römer stoßen bis über die Rems vor
260	Die Alemannen besiedeln nach Vertreibung der Römer unsere Gegend
777	Testament des Abtes Fulrad von St. Denis. Im süddeutschen Raum liegen mehrere Klosterzellen als fränkische Stützpunkte, darunter auch Gmünd
782	In einem anderen, 782 datierten Testamente Fulrads wird unsere Stadt zum erstenmal urkundlich genannt
1079	Errichtung des Herzogtums Schwaben durch Heinrich IV. Herzog Friedrich I. und Agnes angeblich Erbauer der ersten Johanniskirche
1162	Gmünd ist im Besitz der Stadtrechte (durch Barbarossa) und damit die älteste Stauferstadt im Reiche
1200/1500	Hauptblütezeit der Stadt. Gründung der Klöster, der Spitäler, Erwerb eines ansehnlichen Stadtgebiets. Blüte des Gewerbes. Bau der Johanniskirche (1220–1250). Wirken der Parler am Münsterbau (Beginn nach 1300). Die Maler Hans Baldung Grien und Jörg Ratgeb in Gmünd geboren
1268	Nach dem Aussterben der Staufer wird Gmünd Freie Reichsstadt. Sie erhält in Berthold Klebzagel (gest. 1284) ihren ersten Bürgermeister
1300/1500	Erbauung des äußeren Stadtringes
1300/1450	Städtekriege, hauptsächlich gegen Württemberg. Schwere Niederlage der Gmünder bei Waldstetten 1449
1433	Die Stadt erhält den Blutbann und darf über Leben und Tod richten
1522/1600	Religionswirren in der Stadt. Sie enden mit dem Sieg der altgläubigen Partei
1525	Bauernkrieg. Viele Burgen der Umgebung werden zerstört, darunter auch die Burg auf dem Staufen
1543/44	Fehden mit Ritter Diemar von Lindach
1546	Gmünd wird im Schmalkaldischen Krieg von den Sachsen und Hessen beschossen und ausgeplündert
1552	Gmünd erhält durch Karl V. eine neue Verfassung, durch welche die Macht der Zünfte eingeschränkt wird
1613/52	Hexenprozesse
1633/34	Die Stadt wird von den Schweden und später von den Franzosen besetzt und geplündert
1617/20	Die Salvatorkapellen werden in ihrer jetzigen Gestalt von Kaspar Vogt erstellt
1634/35	Das große Pestjahr
1701/14	Der Spanische Erbfolgekrieg bringt große Bedrängnis über die Stadt
1730/80	Neue Blüte des Gewerbes. Gmünd erhält sein barockes Gesicht durch den Baumeister Johann Michael Keller und die Freskenmaler Wannenmacher und Anwander
1776	Gründung der Gewerbeschule
1785/86	Auswanderung von Gmünder Goldschmieden nach Wien
1796	Die Franzosen besetzen die Stadt, die nun während der französischen Revolutionskriege große Not zu leiden hat. Das Gmünder Gewerbe kommt zum Erliegen
1802	Gmünd wird württembergisch
1805 u. 1809	Napoleon in Gmünd
1807	Gründung der Staatlichen Gehörlosenschule

Vor rund 150 Jahren bot der Gmünder Marktplatz dieses geruhsame Bild

1825 Gründung des Lehrerseminars, seit 1962 Pädagogische Hochschule
1831 Gründung einer Rettungskompanie als Vorläufer der Freiwilligen Feuerwehr durch Joh. Buhl, den schwäbischen Turnvater
1841 Durch Buhl wird die Gmünder Jugend mit dem Turnen bekannt
1844 Gründung eines Turnvereins (heute Turngemeinde Gmünd)
1861 Eröffnung der Remstalbahn, Inbetriebnahme des Gaswerks
1876 Gründung des Kunstgewerbemuseums mit Vorbildersammlung
1890 Kommerzienrat Erhard schenkt der Stadt seine wertvolle Sammlung Gmünder Altertümer
1896 Inbetriebnahme des Wasserwerks
1898 Gmünd erhält elektrisches Licht
1902 Eröffnung der städt. Badeanstalt mit Schwimmhalle
1905 Erbauung der Staatl. Höheren Fachschule und des Städtischen Sammlungsgebäudes
1911 Eröffnung der Bahnlinie Gmünd—Göppingen
1911 Errichtung der Weckerlinie der Freiwilligen Feuerwehr
1920 Ankauf des Predigers durch die Stadt
1927 Erstellung der Jugendherberge
1933 Einweihung der Normannia-Kampfbahn
1934 Das Lehrerseminar wird aufgehoben und das Gebäude mit dem Landeswaisenhaus belegt
1938 Wetzgau wird eingemeindet. Neueinteilung des Kreises
1945 20. April: Die Stadt wird von den Amerikanern besetzt
1946 Die ersten Flüchtlinge treffen ein. Der Kreis soll 18000 aufnehmen
1947 Erweiterung der Wasserversorgung durch Pflichtarbeit der Bürger
1949 Der Dreifaltigkeitsfriedhof wird eingerichtet
1957 Das Landeswaisenhaus wird nach Eßlingen verlegt
1958 Eröffnung einer Mittelschule in Gmünd
1959 Eingemeindung von Bettringen mit den Ortsteilen Oberbettringen, Unterbettringen und Lindenfeld
1962 Die Stadt begeht ihre 800-Jahr-Feier

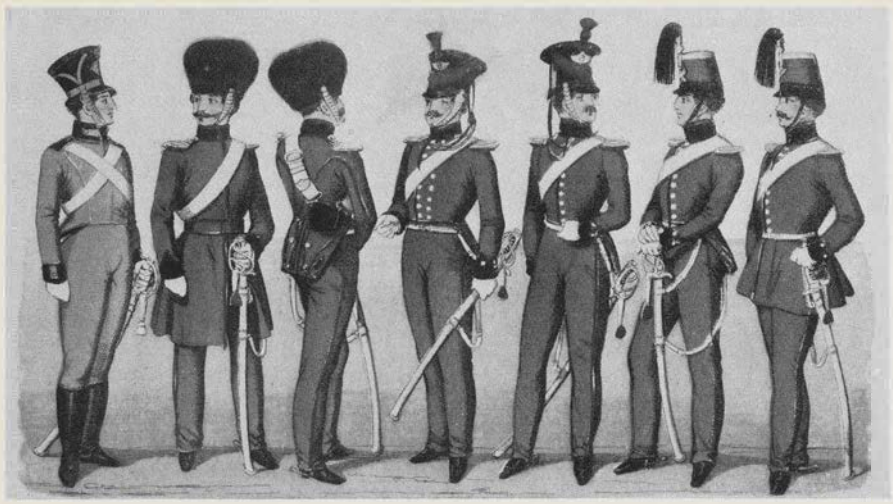
Schwäbisch Gmünd als Soldatenstadt

Albert Deibele

Kriege hat es zu allen Zeiten gegeben, und zum Kriegführen gehören Soldaten. Als Freie Reichsstadt war Gmünd verpflichtet, Rekruten zum Reichsheer zu stellen. Nach der Überlinger Veranlagung von 1683 mußte die Stadt 14 Reiter beim württembergischen Dragonerregiment und 55 Fußsoldaten beim Infanterieregiment Baden-Durlach unterhalten. Außer diesen Reichstruppen lagen in der Stadt noch 12 bis 14 Reiter und 30 bis 40 Mann Fußvolk. Die Soldaten dienten meistens sehr lange. Da es noch keine allgemeine Wehrpflicht gab, mußten die Rekruten geworben werden. Meistens fahndete man nach ungeratenen Bürgersöhnen oder nach umherziehendem Volk. Die Geworbenen bekamen sofort ein Handgeld, dazu jedes Jahr eine bestimmte Summe, die mit der Stadt ausgehandelt wurde. Ferner wurde ihnen in Aussicht gestellt, nach abgelegter ehrenvoller Dienstzeit als Bürger oder Beisaße in die Stadt aufgenommen zu werden. Sofort nach der Besetzung der Stadt 1802 wurde die reichsstädtische Truppe aufgelöst; es gab jetzt nur noch württembergisches Militär.

In den napoleonischen Kriegen reichte die Werbung nicht mehr aus, und so führte man die allgemeine Wehrpflicht ein. Sie war in der Gmünder Gegend sehr verhaßt, stieß auch da und dort auf Widerstand. Schon am 6. September 1802 legte Württemberg 260 Mann in die Stadt. Sie sollten jeden Widerstand gegen deren Besetzung niederdrücken, mußten aber nicht in Tätigkeit treten und wurden deshalb zum größten Teil bald wieder abgezogen. Erst am 28. September 1804 wurde wiederum ein größeres württembergisches Kommando hierhergelegt. Gegenüber früher wurden diesmal die Soldaten nicht mehr bei den Bürgern, sondern in dem aufgehobenen Dominikanerkloster, dem Prediger, einquartiert. 1805 errichtete man dort eine Kasernenverwaltung; doch wechselte die Belegung der Stadt mit Soldaten so stark, daß Gmünd erst seit 1807 als Garnisonstadt angesehen werden kann. In diesem Jahr wurden beim Regiment Herzog Wilhelm vier neue Kompanien aufgestellt, die für Gmünd bestimmt waren. Als II. Bataillon bezogen sie am 1. Januar 1808 das Dominikanerkloster. Die Soldaten trugen einen dunkelblauen frackähnlichen Waffenrock mit zwei Reihen weißer Knöpfe und enganliegende weiße Lederhosen. Das Lederzeug war ebenfalls weiß. Als Kopfbedeckung diente ein ledernes Kaskett mit mächtiger schwarzer „Raupe". Am 17. Mai 1808 fand auf dem Marktplatz die feierliche Fahnenweihe durch den evangelischen Stadt- und Garnisonspfarrer Gräter statt. Diese Truppe rückte im April 1809 gegen Österreich ins Feld, kehrte im Januar 1810 wieder zurück, wurde dann aber nach Stuttgart verlegt.

Dafür erhielt Gmünd noch 1810 Teile des Infanterieregiments von Franquemont, das eben von einem Einsatz gegen Vorarlberg zurückgekehrt war. Die Truppe hatte nebenbei auch den Wachtdienst bei Gotteszell zu übernehmen, wo inzwischen ein Zuchthaus — damals für männliche Gefangene — eingerichtet worden war. 1811 erhielt das Regiment die Bezeichnung „4. Infanterieregiment". Die neuen Fahnen trugen das königliche Wappen und den Namenszug FR = Friedericus Rex. Ende Februar 1812 traten die vier hiesigen Kompanien, zusammen 600 Mann, den unglücklichen Marsch



1813 1817 1821 1838 1844 1845 1849
Die Uniformen der Württ. Reitenden Artillerie, deren Einheiten zum Scharfschießen nach Gmünd kamen

nach Rußland an. Der Weg führte über Heilbronn, Mergentheim, Koburg und Leipzig, das am 28. März 1812 erreicht wurde. Von den 14 Offizieren kehrte nicht ein einziger zurück, von der Mannschaft waren es nur ganz wenige. Die Kompaniefahnen konnten gerettet werden, wenn auch ohne Stangen.

Schon im Februar 1813 wurde das Infanterieregiment Nr. 4 wieder aufgestellt. Nach notdürftigster Ausbildung marschierte das Gmünder Bataillon wiederum als Hilfstruppe Napoleons ins Feld. Mit den alten Fahnen rückte die Truppe über Mergentheim in Sachsen ein. In der unglücklichen Schlacht bei Dennewitz (6. September 1813) wurde die Gmünder Truppe fast vollständig aufgerieben. Noch einmal, am 3. Oktober 1813, hielt das zusammengeschmolzene Häuflein einem überlegenen preußischen Angriff todesmutig stand; dann waren in diesem Feldzug für das Regiment die Kämpfe abgeschlossen. In der Schlacht bei Leipzig wirkte es nicht mehr mit. Ende Oktober 1813 kamen die Reste der württembergischen Truppen wieder in Mergentheim an. Aus sieben Infanterieregimentern konnten noch zwei Bataillone mit 22 Offizieren und tausend Mann zusammengestellt werden. Wer noch irgendwie felddienstfähig war, mußte sofort in die schon wieder im Aufbau begriffenen Regimenter eintreten. So wurde auch das 4. Infanterieregiment in unglaublich kurzer Zeit neu aufgestellt. Noch im Oktober 1813 rückte es ins Feld, diesmal gegen Napoleon. Von Anfang Januar bis Ende März 1814 war es an fast allen Kämpfen gegen die Franzosen beteiligt. Nach Beendigung des Feldzugs kehrte das Regiment im Juni 1814 in die Heimat zurück, wurde aber sofort nach Ulm verlegt.

Im Herbst 1813 war auch das Infanterieregiment Nr. 2 neu aufgestellt worden. Sein II. Bataillon wurde im November 1813 in die hiesige Kaserne gelegt, die seit dem Abmarsch des 4. Regiments leer stand. Doch schon Mitte Dezember 1813 rückte auch dieses Regiment über den Rhein, beteiligte sich im folgenden Jahr an vielen Kämpfen und kehrte dann nach Gmünd zurück, wo es verblieb.

Als Napoleon 1815 wieder auf französischem Boden erschien, rückte das Gmünder Bataillon schon am 23. April 1815 über Bruchsal und Durlach an den Rhein. Es war in die schweren Kämpfe um Straßburg verwickelt und wurde nach Friedensschluß bis 1818 zur Besetzung des Elsaß eingesetzt. Dann erhielt es die Bezeichnung 3. Infanterieregiment und kam nach Stuttgart.

Während bis 1817 in 24 württembergischen Plätzen Militär lag, wurde dieses nun auf acht Plätze, darunter auch Schwäbisch Gmünd, zusammengezogen. Doch erhielt

Gmünd jetzt zunächst keine eigentliche ständige Truppe mehr, sondern nur immer einzelne Abteilungen, besonders Artillerie, denen das Schießtal zum Scharfschießen überlassen wurde. Das erste Scharfschießen der Artillerie fand hier am 12. März 1821 statt.

Über die wechselnde Belegung der hiesigen Kaserne in jener Zeit ist wenig bekannt. Die verschiedenen Einheiten kamen, blieben ein paar Wochen und gingen wieder. Sie dürften sich nicht viel um das Stadtgeschehen gekümmert haben. Um so mehr fällt ein Aufsatz im „Boten vom Remstal" auf, der am 24. Juli 1850 erschien. Er wirft ein bezeichnendes Licht auf die damalige Revolutionsstimmung in Gmünd, die durch alte Demokraten wie Forster und Buhl immer wieder neue Nahrung fand. Der damalige Kommandeur von Grimm hielt an seine Fußartilleristen nach ihrem Einmarsch in Gmünd am 23. Juli 1850 folgende Ansprache: „ . . . Wir sind zunächst berufen, die gesetzliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Wir dürfen daher auf keine Weise irgendeine Veranlassung zur Ruhestörung geben. Sollten wir aber durch frechen Übermut zum Handeln genötigt werden, so sollen die Feinde der gesetzlichen Ordnung uns stets gerüstet finden, jeden Angriff mit Macht zurückzuweisen . . ."

So lange Gmünd keine ständige Truppe besaß, übernahmen auswärtige Infanterieregimenter das Wachkommando bei Gotteszell. Im Jahre 1868 wurde Gmünd auf Grund des württembergischen Kriegsdienstgesetzes wiederum als Garnison bestimmt. Bei Gotteszell wurde nun ein Barackenlager errichtet, das zusammen mit der Kaserne den verschiedenen Infanterie- und Artillerieabteilungen als Unterkunft diente.

Das Gmünder Schießtal um 1850 mit übenden Artillerietruppen

Von 1804 bis 1912 diente das ehemalige Dominikanerkloster (heute Prediger) als Kaserne

Als erste ständige Einheit kam das II. Bataillon des 8. württembergischen Infanterieregiments am 28. Oktober 1868 hierher. Im Juli 1870 rückte es ab, um am Krieg gegen Frankreich teilzunehmen. Nach Beendigung des Feldzuges blieb es als Besatzung in Straßburg zurück.

Während des Krieges 1870/71 lag ein Kommando zur Bewachung gefangener Franzosen hier. Es setzte sich aus einem Offizier und 100 Mann des 2. Infanterieregiments zusammen. Nach dem Friedensschluß wurde das Lager geräumt und beherbergte nun sieben Jahre lang laufend verschiedene Artillerieabteilungen, die in Gmünd ihre Schießübungen abhielten. Der ersten, die am 2. Juli 1871 eintraf, wurde ein festlicher Empfang bereitet. Bei der Thorbäckerei waren ein Triumphbogen und eine Tribüne errichtet worden. Hier stellten sich die bürgerlichen Kollegien mit den Beamten und angesehensten Bürgern auf. Gegenüber sammelte sich der Liederkranz, der Brüßler Gesangverein, die Seminaristen und die Musik. Von der Bocksgasse ab bildeten der Turnerbund, die Turngemeinde, der Gesellenverein, die Schützenvereine, die Feuerwehr und die Schüler Spalier. Die Häuser waren mit Tannengrün und Fahnen geschmückt.

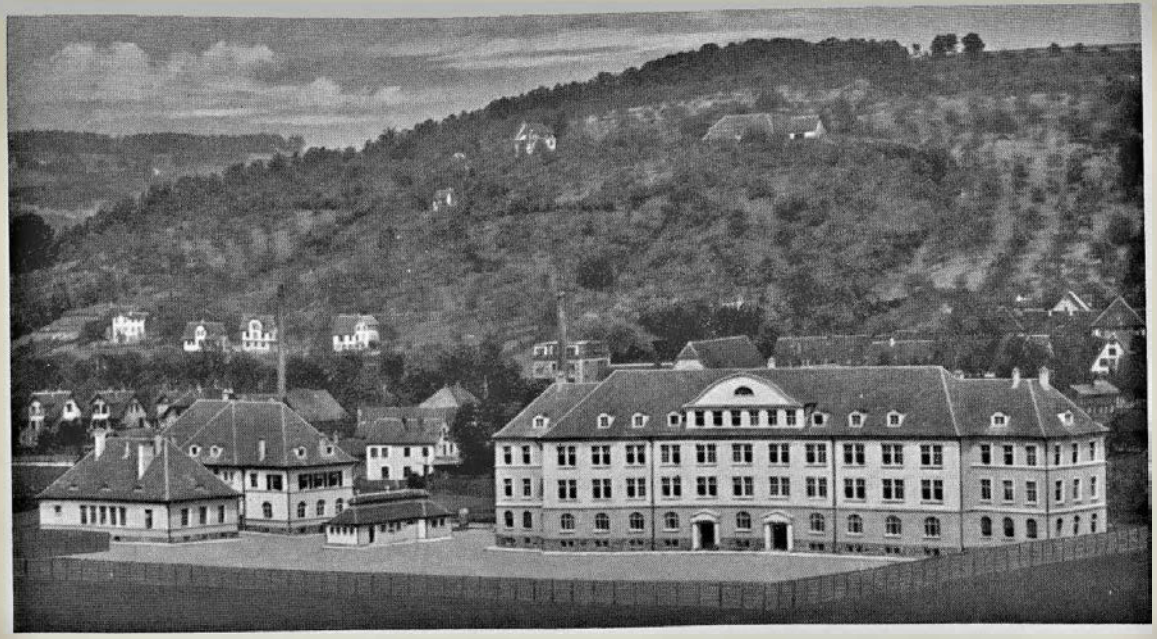
Am 31. Oktober 1872 erhielt das 3. württembergische Infanterieregiment ein Füsilierbataillon, das nach Gmünd gelegt wurde. 1874 bekam es, einheitlich wie im ganzen Reichsgebiet, den Namen „III. Bataillon".

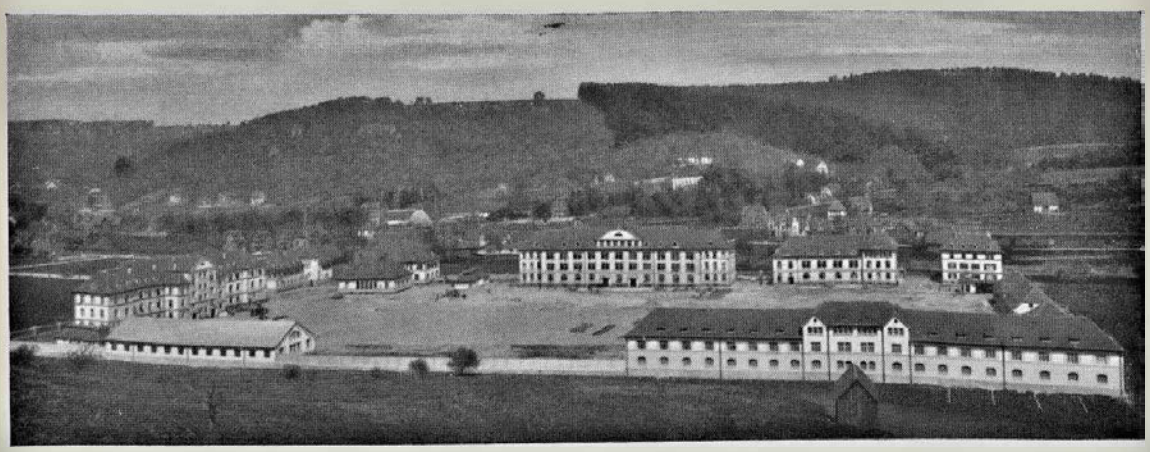
Von 1875 bis 1882 wurden jeden Sommer Reservisten im Barackenlager untergebracht. Seit 1877 hielten die Infanterieregimenter der Garnisonen Tübingen, Stuttgart und Ludwigsburg hier ihre Schießübungen ab. Die einzelnen Abteilungen waren je zwei bis vier Tage anwesend.

1887 wurde das hiesige III. Bataillon I. R. 121 gegen das III. Bataillon I. R. 122 in Ludwigsburg ausgetauscht und blieb bis 1897 hier in Garnison. In diesem Jahre wurde es dann nach Heilbronn verlegt. Nach Schwäbisch Gmünd kam das II. Bataillon des neugebildeten I. R. 180. Dieses Regiment, bei dem viele noch lebende Gmünder gedient haben, ist hier noch in guter Erinnerung. Ursprünglich besaß es nur zwei Bataillone; davon

lag das erste samt dem Stab in Tübingen. 1913 wurde ein weiteres Bataillon samt einer Maschinengewehrkompanie aufgestellt. Diese Truppen bezogen zusammen mit dem II. Bataillon im Oktober 1913 die neu erbaute Bismarckkaserne. Von hier aus rückten die Gmünder Truppen am 6. und 7. Mobilmachungstag (7. und 8. August 1914) in den ersten Weltkrieg. Es ist bekannt, wie gerade unsere Gmünder Bataillone wenige Tage später in den Vogesen ungeheure Verluste erlitten. Auch später wurde das I. R. 180 häufig an den Brennpunkten der Kampfhandlungen eingesetzt. Das Kriegerdenkmal am Prediger spricht eine gar deutliche Sprache: 141 Offiziere und über 3000 Soldaten des Regiments erlitten den Tod. Davon gehörten zum II. Bataillon 31 Offiziere und 965 Mannschaften, zum III. Bataillon 35 Offiziere und 981 Mannschaften.
Während des Krieges wurden hier verschiedene Ersatzbataillone aufgestellt, so das württembergische Reserve-Infanterieregiment Nr. 121, das württembergische Landwehr-Infanterieregiment Nr. 126, das württembergische Infanterieregiment Nr. 475. Vorübergehend lagen hier außerdem das Landsturmbataillon XIII/13 und das Landsturmbataillon XIII/19. Letzteres rückte am 14. März 1917 nach Serbien ab.
Alle diese Truppen unterstanden dem Kommando der 2. stellvertretenden 54. Infanterie-Brigade. Sie wurde 1915 unter General Muff aufgestellt; der Stab hatte im Gmünder Hof seinen Sitz. Die Truppen waren in der alten Kaserne, in der Bismarckkaserne und in folgenden Massenquartieren untergebracht: Seminarturnhalle (auf dem Platz des heutigen Amtsgerichtes), St. Katharina, evangelisches Vereinshaus (heute Stadtarchiv), katholische Mädchenschule (Maria-Kahle-Schule), in den Gasthäusern zum „Bären" (Marktplatz 27), zum „Hasen", „Hopfensitz", „Ritter" (Kornhausstraße 1), „Weißer Ochsen", zur „Stadt" und zur „Wilhelmshöhe" (Charlottenstr. 12).

Die Gmünder Garnison ist zum Appell auf dem „Kasernenplatz" angetreten (um 1915)





Von 1911 bis 1913 wurde für die Gmünder Truppen die „Neue Kaserne" (Bismarck-Kaserne) gebaut. Das obere Bild zeigt den ersten Bauabschnitt, das untere die Kaserne, wie sie bis 1933 war

1916 befanden sich 4294, im Jahre 1917 sogar 4715 Militärpersonen in Schwäbisch Gmünd. Zeitweise zählte die hiesige Garnison über 6000 Mann, so daß in Württemberg damals nur noch die Städte Ulm und Ludwigsburg stärker mit Militär belegt waren.

Von 1918 ab fanden große Umbelegungen statt. So kam das Ersatzbataillon Nr. 126 im Frühjahr 1918 nach Stuttgart, das Ersatzbataillon Nr. 475 nach Ravensburg; dagegen verblieb das Ersatzbataillon Nr. 121 bis zu seiner Auflösung im Winter 1918/19 in Gmünd. Das nach Serbien ausgerückte Landsturmbataillon XIII/19 kam hierher zurück und wurde im Dezember 1918 aufgelöst. Dasselbe geschah mit dem II. Bataillon Infanterieregiment Nr. 180 in Gmünd und dem III. Bataillon in Tübingen. Im November 1918 warteten hier 1200 Mann in Massenquartieren, die in Gasthäusern eingerichtet worden waren, auf ihre Entlassung.

Am 27. Dezember 1918 wurde in der alten Kaserne die Sicherheitskompanie Nr. 7 unter Leutnant Krais gebildet. Aus ihr und den drei Tübinger Sicherheitskompanien Nr. 8, 15 und 26 entstand im April 1919 das Sicherheitsbataillon Gmünd Nr. 3, das in die Bismarckkaserne gelegt wurde. Eine Kompanie dieses Bataillons wirkte bei der Niederwerfung des kommunistischen Aufstandes in München (April 1919) mit. Am 1. August 1919 wurde das Sicherheitsbataillon aufgelöst und aus Teilen desselben und neuen Mannschaften das I. Bataillon des 2. Schützenregiments der Reichswehr-

brigade 13 zusammengestellt. Am 1. April 1920 trat an dessen Stelle das Ergänzungsbataillon des Infanterieregiments Nr. 13. Ferner hatte das I. Bataillon des württembergischen Schützenregiments Nr. 23 hier seit 1920 seinen Standort.

Bei den Unruhen im März 1920 (Kapp-Putsch) mußte auch in Gmünd die Reichswehr gegen kommunistische Unruhestifter eingesetzt werden. Unter Führung des Reichswehrkommandanten Hauptmann Rommel wurde das Rathaus besetzt. Einige Verhaftungen waren nötig, jedoch konnte im übrigen die Revolte durch in Betrieb gesetzte Feuerwehrschläuche niedergeschlagen werden.

Am 1. Januar 1921 bezogen die Ausbildungskompanien des I. R. 13 die Gmünder Kasernen. In den nachfolgenden Jahren bekam die Stadt verschiedene Einquartierungen von längerer und kürzerer Dauer und von allen möglichen Truppenteilen. So war hier neben der ständigen Belegung noch ein lebhafter Truppendurchgangsverkehr festzustellen. Gleich zu Beginn des Dritten Reiches wurden die beiden Gmünder Ausbildungskompanien aufgelöst und die Rekruten nun bei ihren Regimentern ausgebildet. Am 25. April 1933 traf die 9. Kompanie des 3. Jägerbataillons hier ein.

Die allgemeine Aufrüstung brachte es mit sich, daß man auch in Gmünd die Truppenunterkünfte stark vermehrte. Die Bismarckkaserne wurde wesentlich erweitert. Neu gebaut wurde die Adolf-Hitler-Kaserne (heute Hardtkaserne). Sie wurde vom 12. Oktober 1937 an nach und nach durch Einheiten der II. Abteilung des Artillerieregiments Nr. 77 belegt. Schon im Oktober 1938 traf für sie die II. Abteilung A. R. 61 ein, die von hier aus in den 2. Weltkrieg zog.

In die Bismarckkaserne war inzwischen das II. Bataillon I. R. 119 eingezogen. Auch diese Truppe zog von hier aus in den Krieg.

Was sich im 2. Weltkrieg in den hiesigen Kasernen abgespielt hat, ist mir nicht bekannt; doch kann im 4. „Gmünder Heft" nachgelesen werden, was sich dort kurz vor und nach dem Einmarsch der Amerikaner 1945 zugetragen hat.

Die Marschkolonne der 180er in der Vorderen Schmiedgasse (um 1913)

Seit 1945 dient die Bismarck-Kaserne amerikanischen Panzereinheiten als Truppenunterkunft

Militärische Übungsplätze

Im Jahre 1872 zog die Artillerie von Gmünd ab. Die Schmalzgrube und das Werkhaus in der Sebaldstraße (heute Florian), welche bis dahin als Ställe gedient hatten, wurden der Stadt zurückgegeben. Erhalten hat sich nur der Name Reitplatz, den man noch bei alten Gmündern statt Sebaldstraße häufig hört. Er erinnert an die Zeit, als in der Sebaldstraße die Artilleristen ihre Pferde zuritten.
Die starke Belegung der Stadt mit Infanterie verlangte einen geräumigen Übungsplatz. Ein solcher fand sich auf der Mutlanger Heide, deren südlicher Teil zum Klosterhof und damit dem Staat gehörte. 1875 umfaßte der Übungsplatz etwa 14 ha. Er wurde aber ständig bis auf 52 ha vergrößert und greift heute auch auf die Markung Mutlangen über. Während des zweiten Weltkriegs wurde er zu einem Hilfsflugplatz eingerichtet, den die Amerikaner heute für ihre Zwecke verwenden und ausgebaut haben.
Ein zweiter großer Übungsplatz wurde nötig, als 1937 Artillerie nach Gmünd verlegt wurde. Damals konnte von der Stadt Stuttgart das Lindenfeld erworben werden, das nun den Artilleristen zur Verfügung gestellt wurde.
Nach dem Zusammenbruch 1945 trug man sich einige Zeit mit dem Gedanken, die Kasernen für Wohnzwecke und Schulen freizugeben. Doch mußte man diese Pläne wieder aufgeben, da die Amerikaner beide Kasernen mit Artillerie und Panzereinheiten belegten und zusätzlich noch Wohnungen für ihre Wehrmachtsangehörigen verlangten. Durch die Erstellung einer amerikanischen Wohnsiedlung auf dem Hardt konnte bald der größte Teil der beschlagnahmten Privathäuser wieder zurückgegeben werden.
Die alten Übungsplätze im Schießtal, auf der Heide und auf dem Lindenfeld werden heute auch von den Amerikanern benützt, die in nächster Zeit wieder von Bundeswehreinheiten abgelöst werden sollen.

Quellen: Unger, Standortchronik, 1941 – Egid Fleck, Schwäbisch Gmünd als Garnison, 1941 – Otto Graf, Ergänzungen zu den Arbeiten von Unger und Fleck, 1941 – Treuter, Schwäbisch Gmünd als Garnisonsstadt. Alle diese Arbeiten befinden sich handschriftlich im Stadtarchiv.

Für die Familien der US-Soldaten wurden bei der Hardt-Kaserne mehrere große Wohnblocks gebaut

Einige Zeitangaben als Ergänzung

1868 Im Buchhölzle wird ein Schießplatz gebaut
1869 Das Barackenlager wird bezogen
1871 6. August: Das Kriegerdenkmal auf dem Friedhof wird geweiht
1874 Für die neu eingeführten Geschütze wird das Schießtal zu kurz. Die Geschütze werden vorübergehend von der Straßdorfer Höhe aus abgefeuert. Seit 1875 findet das Scharfschießen in Griesheim bei Darmstadt statt.
1879 bis 1880: Das Garnisonslazarett wird gebaut (heute Landwirtschaftsschule)
1888 Auf dem Schwörzer wird von der Stadt ein Exerzierplatz gepachtet (heute ein Teil des Sportplatzes)
1894 Erbauung von Schulschießständen im Schießtal
1897 Erbauung des Wehrbezirkskommandos (Josef-Bidlingmaier-Straße 4)
1903 Bau des Unteroffiziersgebäudes Herlikofer Straße 7
1911 bis 1913: Bau der Bismarck-Kaserne
1916 Verkauf der alten Baracken auf Abbruch
1916 bis 1917: Neubau des Barackenlagers für Kriegsgefangene
1917 Errichtung der Verwundetenabteilung in der Gewerbeschule
1917 Die Grät erhält die erste Sirene in unserer Stadt
1919 Im Barackenlager wird eine Polizeischule untergebracht
1920 Die alte Kaserne wird von der Stadt gekauft
1921 Einbau von Notwohnungen in den Baracken
1927 Die Heeresstandortverwaltung übernimmt das neue Gebäude Bismarckstraße 4
1927 Weihe des Kriegerdenkmals am Prediger
1928 Die Stadt kauft das Barackenlager
1934 bis 1938: Erwerb des Lindenfelds als Truppenübungsplatz
1935 Die erweiterte Bismarckkaserne wird bezogen
1935 Weihe des Kriegerdenkmals (von Professor Fehrle) auf dem Marktplatz
1935 30. Dezember: Erste Verdunklungsübung
1936 bis 1937: Bau der Hardtkaserne
1936 Erweiterung der Schießstände im Schießtal
1938 Der Nahkampfübungsplatz östlich der Bismarckkaserne wird von der Stadt erworben

Von der Diatom-Hypothese zum theozentrischen Weltbild

Eduard Dietenberger mit einem Vorwort von Dr. Rudolf Drautz

Als ich vom Herausgeber des „einhorn" erfuhr, daß er die Grundzüge seiner Diatom-Hypothese in dieser Jubiläumsausgabe veröffentlichen wolle, war ich zuerst etwas überrascht. Ist es angebracht, eine wissenschaftliche Hypothese, die wohl in einigen Grundgedanken von Fachgelehrten überprüft und positiv beurteilt, aber noch nicht veröffentlicht ist, in dieser Weise zu publizieren?

Den Ausschlag für meine Zustimmung gaben drei Gesichtspunkte. Einmal kann die Diatom-Hypothese, die in ihren Konsequenzen weit über das rein Wissenschaftliche hinaus in alle Bezirke des menschlichen Lebens reicht und deren Urheber ja ein Gmünder ist, sehr wohl als ein Beitrag zum kulturellen Schaffen dieser Stadt angesehen werden. Seit 1945, als in einem Internierungslager die Grundzüge zu dieser Hypothese gelegt wurden, bis heute hat Eduard Dietenberger sich ihrer Entwicklung gewidmet, und es ist nur Freunden bekannt, wie sehr die Diatom-Hypothese seine Arbeit am „einhorn" befruchtet, ja vielleicht sogar die Entstehung der Zeitschrift beeinflußt hat. Allein schon dieser Umstand würde eine Veröffentlichung in diesem Jubiläumsband rechtfertigen.

Der zweite Gesichtspunkt ist, daß wir ruhig versuchen sollten, eine Hypothese mit einem derartigen Anspruch auf Allgemeingültigkeit für alle Gebiete auch Laien zugänglich zu machen und sie nicht, wie es bei uns häufig üblich ist, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu vergraben. Die Amerikaner gehen uns hier mit gutem Beispiel voran.

Einen dritten Gesichtspunkt halte ich persönlich noch für besonders wesentlich. Unser heutiges naturwissenschaftliches Weltbild scheint wohl immer großartiger und vollständiger zu werden. Vom Kleinsten, den Elementarteilchen, bis zum Größten, dem Weltenraum mit seinen Nebeln, werden täglich neue Erkenntnisse gewonnen, so daß man den Eindruck bekommt, eines Tages könnten wir die Welträtsel gelöst haben. Und doch steckt in diesem Weltbild ein seltsamer Widerspruch, wie Nobelpreisträger Schrödinger in seinem Buch „Geist und Materie" klar herausstellt: In diesem Weltbild gibt es keinen Geist. „Die materielle Welt konnte bloß konstruiert werden um den Preis, daß das Selbst, der Geist, daraus entfernt wurde" und „Es ist eine entsetzliche Antinomie (Widerspruch). Ich behaupte, sie läßt sich nicht lösen auf dem Boden der heutigen Naturwissenschaft, welche noch ganz und gar auf jenes Ausschließungsprinzip eingeschworen ist — und es nicht weiß —, daher die Antinomie". In der Diatom-Hypothese wird nun der Versuch gemacht, diesen Widerspruch zu überwinden und zu einer Synthese von Geist und Materie zu kommen. Schon dieser Versuch allein verdient Anerkennung, da er auf jeden Fall ein wichtiges Problem aufgreift und zur Diskussion stellt.

Dieser Anfang der Überwindung eines mehr oder weniger materialistischen Weltbildes geht aber noch weiter. Wie der Titel dieses Aufsatzes sagt, führt die Diatom-Hypothese zu einem „theozentrischen Weltbild". Es vereinigt so naturwissenschaftliche und religiöse Anschauungen. Das scheint heute in unserer so „aufgeklärten"

Zeit wie ein Rückfall in die Denkweise des „finsteren" Mittelalters. In Wirklichkeit muß man aber auch für diesen Versuch dankbar sein. Denn ist es nicht für jeden gläubigen Menschen immer wieder ein gewisses Dilemma, wenn er einerseits viele Probleme nur rein materialistisch behandelt sieht und andererseits dabei doch Gott nicht ausschalten kann? Die Diatom-Hypothese gibt sogar die Möglichkeit, auch Materialismus und Atheismus zu verstehen, wie überhaupt in diesem Weltbild alle solche „irrtümlichen" Anschauungen nur unvollkommen erkannte Wahrheiten sind, die zusammengenommen die „absolute Wahrheit" ergeben.

Es wird bewußt von einer Hypothese gesprochen, einer Annahme, einem Erklärungsversuch, da eine exakte wissenschaftliche Nachprüfung noch aussteht. Doch darf angenommen werden, daß daraus eines Tages, vielleicht noch nach Erweiterungen und Ergänzungen, eine Theorie wird. Eine Hypothese kann als richtig angesehen werden, wenn sie drei Bedingungen erfüllt: Erstens muß sie in Übereinstimmung mit den bisherigen Erkenntnissen sein, zweitens muß sie seither unerklärbare Erfahrungen sinnvoll erklären können und drittens muß sie Voraussagen von bis jetzt unbekannten Tatsachen ermöglichen. In mancher Hinsicht hat die Diatom-Hypothese diese drei Bedingungen schon erfüllt. Als sie aufgestellt wurde, glaubte man zum Beispiel noch an die Existenz einiger weniger Elementarteilchen der Materie. Schon damals wurde auf Grund dieser Hypothese vorausgesagt, daß es noch eine Menge anderer solcher Teilchen geben muß und daß die bekannten Elementarteilchen wie Proton und Neutron noch selbst aus kleineren Einheiten zusammengesetzt sind. Tatsächlich ist die Zahl der festgestellten Teilchen immer größer geworden, und immer wieder kommen Berichte von der Entdeckung weiterer Teilchen. Ferner haben besonders die Untersuchungen von Professor Hofstadter (Stanford-Universität Kalifornien) und anderen gezeigt, daß die beiden wichtigsten und stabilsten Elementarteilchen, das Proton und das Neutron, tatsächlich noch eine bestimmte Struktur haben, nämlich einen Zentralkern, der von einer Ladungswolke umgeben ist, Resultate, „die man vor wenigen Jahren wohl noch für Phantasterei gehalten hätte", wie Professor Braunbek, Tübingen, in einer Besprechung schreibt.*

Für eine Menge anderer Tatsachen, die mit den seitherigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und Anschauungen nicht oder nur unvollkommen erklärt werden können, ergeben sich durch die Diatom-Hypothese neue Lösungsmöglichkeiten. Es seien nur folgende Probleme genannt: Die Wirkung homöopathischer Potenzen, Strahlungen und ihre Fortpflanzung im Raum, das Wesen des Lebens, Fragen des Übersinnlichen oder der sogenannten Grenzgebiete.

Die Diatom-Hypothese ist bis jetzt vor allem deshalb unveröffentlicht geblieben, weil sowohl ihr Begründer als auch der Unterzeichner wegen starker anderweitiger beruflicher Inanspruchnahme einfach nicht die Zeit fanden, sie in der notwendigen wissenschaftlichen Form mit entsprechender mathematischer Fassung niederzuschreiben. Durch diese Veröffentlichung, die natürlich nur ein kurzer Abriß sein kann, wird sie nun zum ersten Mal in ihren Grundzügen weiteren Kreisen zur Kenntnis gebracht. Der Unterzeichner, der das Werden der Diatom-Hypothese von ihren ersten Anfängen an miterlebt hat und ihrem Begründer als wissenschaftlicher Berater zur Seite steht, wünscht dieser Veröffentlichung einen vollen Erfolg. Möge durch sie eine fruchtbare Diskussion über die angeschnittenen Probleme ausgelöst werden.

Dr. Rudolf Drautz, Heilbronn

---

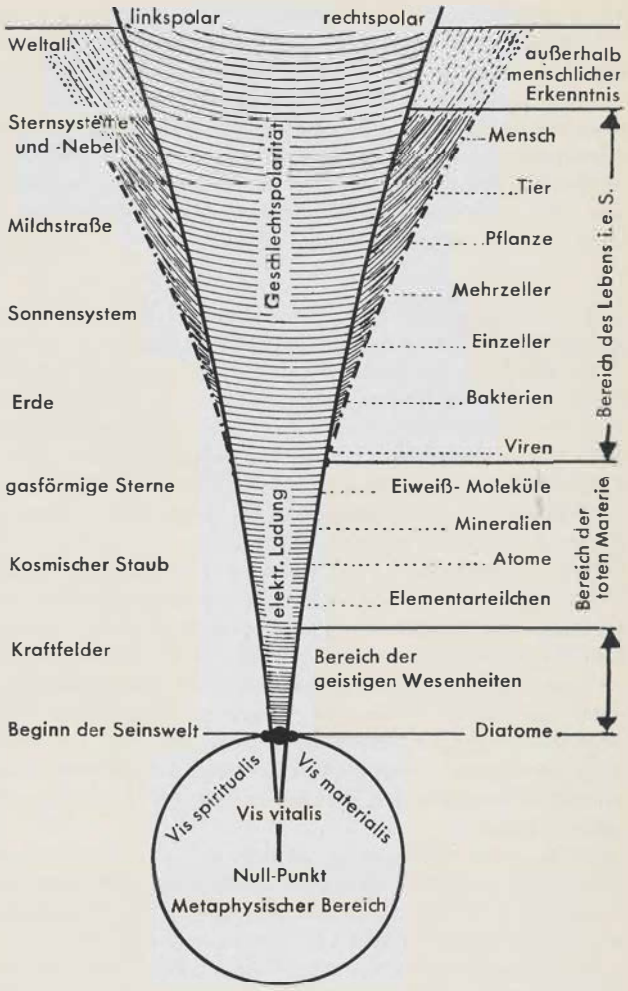
* Wie auf der deutschen Physiker-Tagung in Hamburg im September 1963 aus dem Kernforschungszentrum CERN in Genf berichtet wurde, ist dort der Nachweis gelungen, daß auch das Neutrino, das nur einen Bruchteil der Masse eines Elektrons hat, schon eine wolkenartige Struktur besitzt, also offenbar noch aus kleineren Teilchen zusammengesetzt ist

Die Diatom-Hypothese nimmt die Existenz eines absolut kleinsten Elementarteilchens mit bestimmten Eigenschaften an, wie im folgenden noch näher ausgeführt wird. Dieses Teilchen, dem ein paariger Charakter zugeschrieben wird (di, griech. = doppelt), wird Diatom genannt. Sein exakt-experimenteller Nachweis dürfte vielleicht nie gelingen. Wenn die Hypothese aber mit den bisherigen Erfahrungen übereinstimmt, wenn sie zu neuen Erkenntnissen führt und solche Tatsachen, die bis jetzt unerklärbar waren, sinnvoll zu deuten vermag, wenn sie ferner wissenschaftliche Voraussagen ermöglicht, dann kann dies als Beweis für die Existenz des Diatoms und somit für die Richtigkeit der Diatom-Hypothese angesehen werden.
Der Ausdruck „theozentrisches Weltbild" ist eindeutig. Nach Kröners Philosophischem Wörterbuch versteht man unter „Weltbild" die Summe des anschaulichen Wissens von der Welt. Das Wort „theozentrisch" soll besagen, daß Gott im Mittelpunkt dieser Welt steht, so wie im geozentrischen Weltbild die Erde und im heliozentrischen die Sonne in ihrem Mittelpunkt standen. Die meisten Gelehrten werden ein solches Weltbild als unwissenschaftlich verwerfen und es in das Gebiet der Weltanschauung verweisen. Sie werden darauf hinweisen, daß die Naturwissenschaften ihre größten Fortschritte und Entdeckungen erst dann gemacht haben, als zwischen Natur und Religion eine klare und saubere Trennung erfolgt war. Wenn jedoch durch die Diatom-Hypothese der Nachweis gelänge, daß alles Geschehen im Geistig-Seelischen den gleichen Gesetzen unterliegt wie in den chemisch-physikalischen Bereichen, so wäre damit die verlorene Einheit zwischen Geist und Materie wiederhergestellt. Das theozentrische Weltbild wäre dann kein Rückfall in mittelalterliche Denkweise, sondern eine Weiterentwicklung in der Geistesgeschichte der Menschheit.
Professor Dr. Pfeffer, der Senior der Gmünder Naturwissenschaftler, der seit vielen Jahren schon von der Existenz der Diatom-Hypothese weiß, die ja jetzt bald zwanzig Jahre alt ist und sich in dieser Zeit geläutert und gefestigt hat, bezeichnet sie und das aus ihr abgeleitete Weltbild als den gelungenen Versuch, aus einem Axiom (= Voraussetzung einer unbeweisbaren Annahme) durch logische Folgerungen eine Reihe weiterer Axiome abzuleiten und diese dann zu einem großartigen, allumfassenden und anscheinend widerspruchsfreien axiomatischen Weltbild zu vereinen. Ob dieses theoretisch abgeleitete theozentrische Weltbild richtig ist, d. h. ob es mit den in der Natur vorhandenen Gegebenheiten in allen Einzelheiten übereinstimmt, darüber können nur exakte wissenschaftliche Experimente Aufschluß geben.
Wenn in den folgenden Kapiteln die Diatom-Hypothese entwickelt wird, so kann im Rahmen dieses Jubiläumsbuches nur das Wesentlichste gebracht werden. Es wurde bewußt darauf verzichtet, hier auf die sich bei der allumfassenden Gültigkeit dieser Hypothese wie von selbst aufdrängenden Anwendungsbeispiele in den verschiedensten Wissensgebieten, die die Richtigkeit der Diatom-Hypothese zu bestätigen scheinen, näher einzugehen. Ebenso mußten manche zusätzliche Ableitungen, die noch auf anderen Wegen zu den angegebenen Axiomen und Postulaten (= unbeweisbare, aber logisch notwendige Annahmen) führen, aus Raumgründen weggelassen werden.

Das Diatom und seine Struktur

Unser Wissen über die kleinsten Elementarteilchen ist abhängig von der Größe des zu erforschenden Objektes, von der geistigen Entwicklungsstufe des forschenden Subjektes und, dadurch bedingt, von der Präzision der zur Verfügung stehenden Instrumente. Damit sind die so gewonnenen Erkenntnisse sehr relativ: Jede Forschergeneration hat gewissermaßen „ihre" kleinsten Teilchen. Und nichts spricht dafür, daß die heutigen Forscher schon die letztmögliche Erkenntnis erreicht haben. Wahrscheinlich ist, daß die Wissenschaftler späterer Geschlechter noch kleinere als die heute bekannten Elementarteilchen finden werden*. Nehmen wir all diese zukünftigen Entdeckungen geistig vorweg, so kommen wir zu der Annahme (Postulat) eines letzten und absolut kleinsten Teilchens, das Diatom genannt sei. Dieses absolut kleinste Elementarteilchen

* Diese Sätze wurden im Jahre 1946 geschrieben



Entwicklungsschema eines Stufenbaus der Wesenheiten von niederer zu höherer Organisation; links physikalische Systeme, rechts die Entwicklung zum Lebendigen
Der untere Teil (Kreis) soll den metaphysischen, außerhalb jeglicher Erkenntnis liegenden Bereich symbolisieren, der oberste Teil die Bezirke jener Wesenheiten, die von einer höheren Ordnung als der Mensch sind und deshalb für uns unerkennbar bleiben
(vgl. die „erkenntnistheoretische „Überlegung" auf Seite 184)

ist der Grundbaustein alles in unserer Welt real Existierenden. Wie schon erwähnt, schreiben wir diesem Teilchen auf Grund der nachstehend aufgeführten Tatsachen einen paarigen, eine Art von Dipol-Charakter zu.

Alles Seiende scheint aus entgegengesetzt gerichteten polaren Teilen zu bestehen. Nach der Abstammungslehre hat sich das Leben im Laufe der Erdgeschichte aus niedrigen Formen bis herauf zum Menschen entwickelt, wobei die Lebewesen in der Regel eine in getrennt existierenden Individuen lokalisierte Geschlechtspolarität besitzen. Auch im Bereich der „toten" Materie gibt es bei den Atomen und ihren Bausteinen eine Polarität der elektrischen Ladung. Wie bei zwittrigen Lebewesen die Geschlechtspolaritäten in einem Individuum vereinigt sind, können auch bei der Materie beide Ladungen, sich neutralisierend, in einem einzigen Teilchen vorkommen. Da die Polarität ein Weltgesetz zu sein scheint, wollen wir auch dem Diatom eine solche Polarität zusprechen und annehmen, daß es aus entgegengesetzt polaren Bestandteilen gebildet ist (siehe Abbildung).

Erst die Vereinigung zweier sich anziehender „Teile" führt also zur Bildung des Diatoms, in dem sich die Urbestandteile noch als Urpolaritäten bemerkbar machen.

Wir können uns das Diatom vorstellen als einen Durchdringungskern seiner polaren Urbestandteile mit mehr oder weniger großen Resten dieser beiden Polaritäten. Das ergibt eine dreigeteilte Struktur mit zwei polaren Teilen und einem diesen Teilen gegenüber neutralen Kern. Diese Struktur stellt sozusagen einen Gleichgewichtszustand dar zwischen der gegenseitigen Anziehung der polaren Urbestandteile und den Anziehungskräften anderer Diatome. Wären diese anderen Diatome (die Umwelt) nicht vorhanden, so wäre nicht einzusehen, warum die beiden Urpolaritäten sich nicht vollständig „durchdringen", also eine neutrale, völlig homogene Einheit ohne jegliche polare Spannung bilden.

Aus der angenommenen Existenz dieses dreigeteilten Diatoms als kleinster Seinseinheit lassen sich durch logische Überlegungen eine Reihe von Folgerungen ziehen.
1. Da der Kern des Diatoms seine beiden polaren Bestandteile gewissermaßen zu binden und in einem bestimmten Verhältnis, einer „Struktur", festzuhalten vermag, muß man ihm B i n d e - u n d F o r m k r a f t zusprechen. Dies ist bei Wesenheiten höherer Ordnung besonders wichtig, wie sich später noch zeigen wird.
2. Wenn das Diatom als das absolut kleinste Seinsteilchen schon aus zwei polaren Urbestandteilen zusammengesetzt ist, dann können diese beiden Ur-Teilchen, jedes für sich, nicht mehr unserer realen Seinswelt angehören. Sie müssen also in einer anderen, außerhalb unserer Sinnenwelt liegenden, metaphysischen oder transzendenten Welt existieren. Da wir theoretisch die Welt aber nur bis zu den Diatomen zu erkennen und zu erforschen vermögen, muß diese transzendente Welt unserer Erkenntnis für immer entzogen bleiben. Es ist wahrscheinlich, daß die Diatome noch um viele Größenordnungen kleiner als alle bisher bekannten Elementarteilchen sind; damit weitet sich für uns die theoretisch erkennbare Welt ungeheuer aus. Immer aber bleibt darüber hinaus die andere, die W e l t d e s G l a u b e n s , neben der Welt des Wissens bestehen. Der Kern des dreigeteilten Diatoms ist nie für sich allein existent. Könnte man ihn aber isolieren, so würde auch er dieser transzendenten Welt zugehörig sein.
Diese logischen Folgerungen stimmen mit den menschlichen Ur-Erfahrungen bestens überein. Es ist unseres Wissens das erste Mal, daß sich die Existenz einer metaphysischen, nicht an Raum und Zeit gebundenen Welt zwingend aus, wenn man so sagen will, naturwissenschaftlichen Annahmen ergibt.
3. Die dreigeteilte Struktur des Diatoms fordert dazu heraus, den einzelnen Bestandteilen Namen zu geben. Da sich durch die ganze Seinswelt die Polarität Geist — Stoff wie ein roter Faden zu ziehen scheint, liegt es nahe, die eine Urpolarität als „Vis spiritualis", die andere als „Vis materialis" und den Kern als „Vis vitalis" zu bezeichnen. Mit dieser lateinischen Benennung soll zum Ausdruck gebracht werden, daß diese Teile die irrationalen Wurzeln aller Polaritäten und des daraus resultierenden Lebens sind.
4. Der Diatomkern mit seiner Binde- und Formkraft kann auch als das Steuerungszentrum dieses kleinsten Elementarteilchens, der kleinsten Seinswesenheit, angesehen werden, weshalb es berechtigt erscheint, ihm den Namen „S e e l e" zu geben. Dieser Begriff ist sehr vieldeutig; eine klare Definition ist hier deshalb notwendig: In der Diatom-Hypothese bedeutet „Seele" den „innersten Kern" einer Wesenheit, der später des öfteren auch als „Wesenskern" bezeichnet wird. Da innerhalb einer Wesenheit alles Geschehen an diesen Kern „herangetragen" wird, ist die Seele gleichzeitig auch das höchste Erkenntnisorgan jeder Wesenheit.*
5. Das Diatom als kleinstes Seinsteilchen legt die Frage nahe, um welche Art von Sein es sich hier handelt. Da unsere reale Welt zweifellos aus Geist und Stoff be-

* In der Sprache der Diatom-Hypothese ist also schon die absolut kleinste Wesenheit „belebt" und besteht aus „Körper", „Geist" und „Seele", wobei es sich hier allerdings, wie aus dem unter 5. Gesagten hervorgeht, um die „geistigen Urformen" dieser Begriffe handelt

steht, und da der Geist sicher feiner strukturiert ist als die Materie, müssen die Diatome auch die Ur-Elementarteilchen des Geistes sein.

6. Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft kann man Atome als „geballte Energie" bezeichnen, und die elektrische Ladung eines Elementarteilchens ist nur eine spezielle Form dieser Energie. Immer besteht zwischen zwei zusammengehörenden Polaritäten eine Spannung, also eine potentielle Energie. Sinngemäß soll das auch für die Polaritäten des Diatoms gelten, das wir deshalb auch als die kleinste Energieeinheit ansehen können. Damit ist auch der „Geist" nichts anderes als eine spezielle „belebte" Form der Energie.

7. Wenn die Urpolaritäten des Diatoms, für sich genommen, transzendent sind, also außerhalb der realen Welt von Raum und Zeit existieren, und wenn die Diatome die Ur-Elementarteilchen alles Seienden in Raum und Zeit sind, so müssen sie mit Raum und Zeit aufs engste zusammenhängen. Gewissermaßen sind Raum und Zeit mit den Diatomen „in die Welt gekommen", Realität geworden. Deshalb liegt es nahe, in den Diatomen auch die kleinsten „Raum-Zeit-Teilchen" zu sehen. Damit wäre auch der Raum, besser der „Zeit-Raum" oder die „Raum-Zeit", nur eine spezielle Form von Energie.

8. Aus dieser Formulierung geht schon hervor, daß Raum und Zeit nicht getrennt voneinander betrachtet werden können. Es gibt in der realen Welt keinen Raum ohne Zeit und keine Zeit ohne Raum. Beides sind einander zugeordnete, komplementäre Begriffe. Drängt sich hier nicht die Frage auf, ob diese beiden komplementären Größen „Raum" und „Zeit" nicht auch in ihren Dimensionen übereinstimmen? Wir hätten dann eine sechsdimensionale Welt. Da aber jeder Raumdimension komplementär eine Zeitdimension zugeordnet ist, würde dies eine „dreidimensionale Raum-Zeit-Welt" ergeben. Diese Betrachtung erlöst uns von der Unanschaulichkeit einer vier- oder fünfdimensionalen Welt, die dann nur „relative und spezielle Ausschnitte" der absoluten Welt darstellen würden.

Der (scheinbare) Widerspruch, daß man wohl im Raum, nicht aber in der Zeit zurückgehen kann, löst sich sofort, wenn man Raum und Zeit nicht getrennt, sondern als zusammengehörende Begriffe ansieht. Da (wie nachher noch besonders erläutert wird) schon die Diatome als die kleinsten Raum-Zeit-Teilchen belebt sind — Leben aber Geschehen, stetige Veränderung ist, das nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie aus Werden und Vergehen besteht —, kann man, absolut gesehen, auch im „Raum" nie zurückgehen. Wie ein Fluß sich in jedem Augenblick durch das Fließen des Wassers ändert, so ändern sich auch Raum-Zeit oder Zeit-Raum. Man kann so oder so sagen, je nachdem, von welcher Komponente wir gerade sprechen.

9. Sind die Diatome die kleinsten Raum-Zeit-Teilchen, dann müssen in ihnen auch die Urmaße für die Raum- wie für die Zeiteinheiten enthalten sein. Der Gedanke liegt nahe, daß das Diatom zur Definition aller physikalischen Größen dienen kann. Es folgt daraus, daß es eine Elementarlänge, eine Elementarzeit, eine Elementarenergie usw. geben muß.

Das Diatom als Lebenseinheit und Anfang einer Entwicklungsreihe

Bei jeder Entwicklung gilt das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Das bedeutet, daß die zum Aufbau, zum Wachsen einer Wesenheit (als strukturelles Gebilde oder als Lebewesen im weitesten Sinne verstanden) notwendigen Energien schon vorhanden sind bzw. an anderer Stelle frei werden. Die Summe aller Seins-Energien ist demnach konstant. Sie kann, nach unserer Annahme, im Ur-Stadium, also am Anfang der Entwicklung, nur in Form von Diatomen existiert haben, deren Zahl wohl sehr groß, aber endlich gewesen sein muß. Da wir ferner angenommen haben, daß aus den Diatomen der Kosmos mit all seinen Gestirnen und Lebewesen entstanden ist, muß diese Entwicklung in der Struktur der Diatome bereits schon begründet sein. Damit ist die Diatom-Hypothese auch eine alles umfassende Evolutions-Hypothese, also eine Abstammungs- und Entwicklungshypothese, nach der sich aus den absolut kleinsten Wesenheiten, den Diatomen, nach einem klar formulierbaren Weltgesetz (siehe Seite 181) die absolut größte Wesenheit, das Weltall, gebildet hat.

Aus einem homogenen Stoff ohne irgendwelche Spannungen, d. h. ohne das Vorhandensein von Energie, kann unmöglich etwas Neues entstehen. Auch dies spricht für die Dipol-Natur der Diatome, durch die sich aus ihnen zahllose Gebilde aufbauen können. Dabei müssen zwei Reaktionsgruppen angenommen werden:

a) die Bildungen von lockeren, kettenförmigen Verbindungen, die u. a. die jeweilige Feldstruktur des Raumes bedingen (die Diatome sind ja die kleinsten Raum-Zeit-Teilchen).
b) Festere Zusammenschlüsse von Diatomen, vergleichbar mit Kernfusionen — etwa von H-Kernen zu He-Kernen. Dadurch entstehen Gebilde (Wesenheiten) höherer Ordnung.

Auch bei diesen größeren Teilchen werden wohl immer Restpolaritäten übrig bleiben, die zu neuen Reaktionen Anlaß geben. Der Einfachheit halber seien alle Polaritäten, gleich auf welcher Stufe, d. h. bei welchen Wesenheiten sie auftreten, als „rechts polar" und „links polar" bezeichnet. Jede Wesenheit bestände demnach aus einer bestimmten Anzahl von Unterwesenheiten; die oberste Polarität einer Wesenheit ist die Polarität ihres „Wesenskernes" und kann als für diese Wesenheit charakteristisch angesehen werden. Wahrscheinlich ist, daß diese Polarität abhängt von einem Überwiegen an Zahl oder Potenz der rechts- oder linkspolaren Anteile der Unterwesenheiten. Diese Annahme erlaubt es, von einer Entwicklungsreihe der Polaritäten zu sprechen, die dann alle auf die komplementären Ur-Polaritäten des Diatoms zurückgeführt werden können (siehe Abbildung Seite 175).

Damit hätte jede Wesenheit ihre spezifische Polarität und könnte sich mit einer Wesenheit der gleichen Art, aber von entgegengesetzter Polarität zu einer neuen Wesenheit der nächst höheren Ordnung vereinen. Eine Folgerung aus diesem „Schema" ist die Tatsache, daß die definitive Gattungseinheit immer ein Paarwesen ist, dessen beide Teile sich in den Polaritäten ihrer Wesenskerne ergänzen. Nach der Diatom-Hypothese besteht jede Wesenheit aus zwei Unterwesenheiten gleicher Art, aber verschiedener Polarität, jede von diesen dann wieder aus zwei solchen Unterwesenheiten der nächst niederen Ordnung usw. Natürlich muß dies auch für den Menschen gelten: Das Menschenpaar ist die definitive Gattungseinheit, deren „Wesenheit" unseren Sinnen aber genau so wenig erkennbar ist (vgl. den Begriff „Ehe") wie die beiden Unterwesenheiten eines Einzelmenschen (vgl. Goethe „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust").

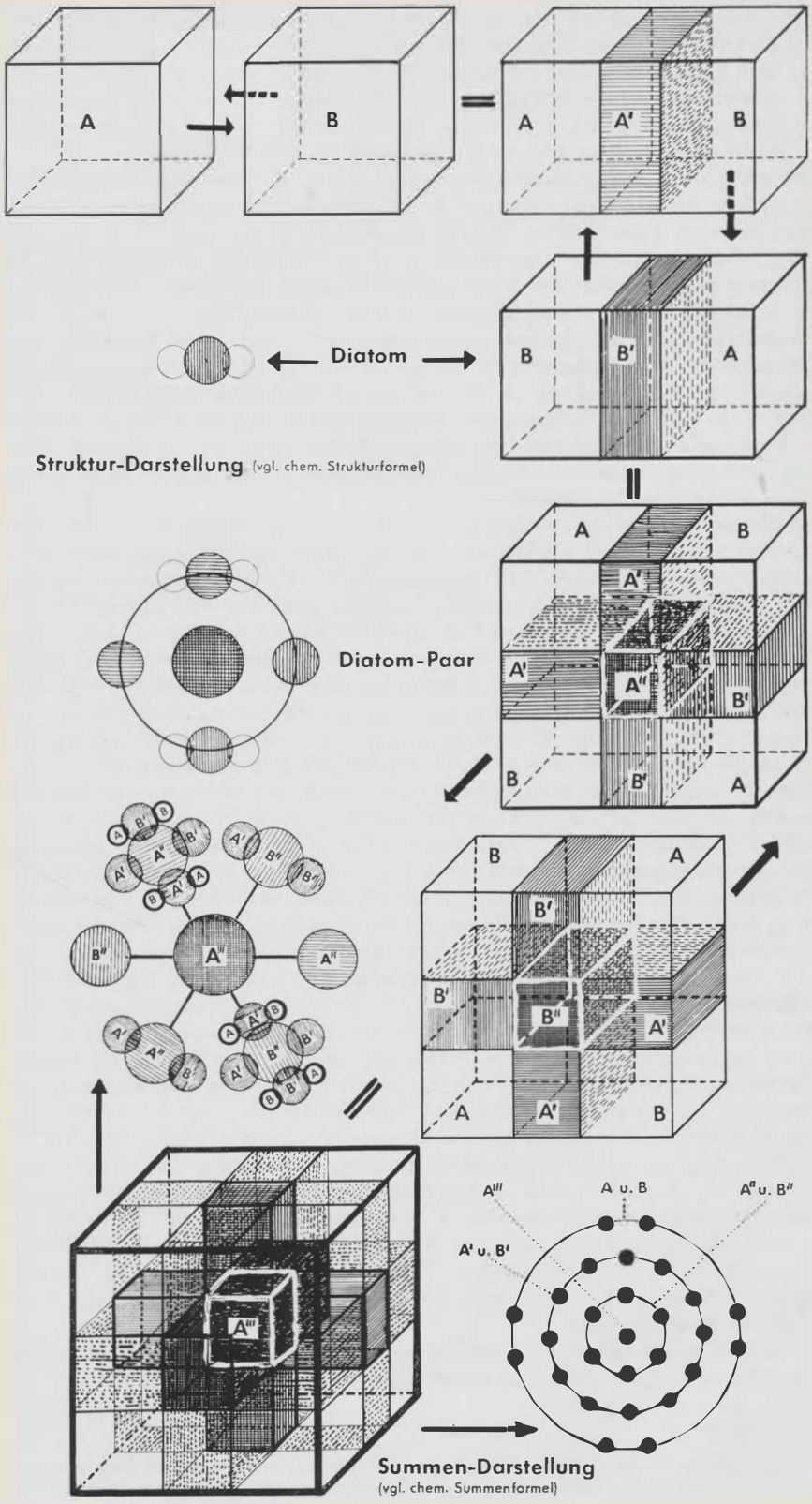
Die folgenden Zeichnungen zeigen, wie die Entstehung von Wesenheiten höherer Ordnung („Kernfusionen") vor sich gehen kann:

Aus den beiden Urpolaritäten A und B wird das Diatom mit einer angenommenen neuen Polarität (Kernpolarität) A′ — (obere Reihe der nebenstehenden Abbildung).

Erläuterung zu nebenstehender Zeichnung:

A und B bedeuten die beiden Urpolaritäten „Vis spiritualis" und „Vis materialis" (vgl. Seite 176, 3), die sich in der Abbildung oben rechts zum Diatom vereinigt haben. Wenn sich zwei solcher Diatome mit einer Kernpolarität A′ und B′ durchdringen – die Richtungen der 1. und 2. Durchdringung stehen senkrecht aufeinander – entsteht als neue, höhere Wesenheit das Diatom-Paar mit einer Kernpolarität A″ und den entsprechenden Unterpolaritäten (mittlere rechte Figur). Die Kerne von Diatom-Paaren haben dabei natürlich eine erhöhte Form- und Bindekraft. Die nächste Vereinigung zweier Diatom-Paare zu einer höheren Wesenheit mit der Kernpolarität A‴ (untere linke Figur) muß in der zu den beiden vorhergehenden Richtungen senkrechten Richtung erfolgen. Die Kerne jeder auf diese Weise neu entstandenen höheren Wesenheit besitzen gegenüber den sie bildenden Unterwesenheiten dann jeweils wieder eine erhöhte Form- und Bindekraft.

Links im Bild sind die Strukturen eines Diatoms, eines Diatom-Paares und der A‴-Wesenheit in einer anderen Weise dargestellt, die vor allem auch die Zahl der verschiedenen Unterwesenheiten deutlicher zeigt. Die verschiedenen Kerngrößen sollen die unterschiedlichen Bindekräfte zum Ausdruck bringen. In Wirklichkeit werden die Kerne mit zunehmender Ordnung „kleiner". Die Zeichnung in der rechten unteren Ecke stellt den Schalenbau einer A‴-Wesenheit aus Kernen verschiedener Form- und Bindekraft dar. Die Bindekräfte nehmen von innen nach außen ab, was einer entsprechenden Änderung des „Energieniveaus" gleichkommt (aus Gründen der Übersichtlichkeit wurde bei diesen Darstellungen auf eine korrekte räumliche Wiedergabe verzichtet).



Struktur-Darstellung (vgl. chem. Strukturformel)

Diatom-Paar

Summen-Darstellung
(vgl. chem. Summenformel)

Auf die gleiche Art entsteht aus zwei Diatomen mit verschiedener Kernpolarität A' und B' als höhere Wesenheit das Diatom-Paar mit der Kernpolarität A". Mittels seiner Form- und Bindekraft vermag der neu entstandene Kern vier Diatom-Kerne (davon zwei als Reste der nicht vollständigen Durchdringung und zwei, die sich aus dieser Durchdringung neu ergeben haben) sowie vier Urpolaritäten-Reste A und B in einer ganz bestimmten, für diese Wesenheit spezifischen Struktur zu binden.
Zwei Diatompaare verschiedener Kernpolarität A" und B" vereinigen sich zu einer neuen Wesenheit mit einer Kernpolarität A'". Dieser Kern bindet in spezifischer Struktur folgende Teile: je einen Kern mit der Restpolarität A" und B", je zwei aus der Durchdringung neu entstandenen Kerne A" und B", je vier Restpolaritäten A' und B', je zwei neu entstandene Polaritätskerne A' und B' sowie acht Urpolaritäten-Reste A und B. (Vgl. auch den erläuternden Bildtext auf Seite 178.)
Wir vermögen aus diesem Schema* einige interessante Folgerungen abzuleiten, die mit wissenschaftlichen Tatsachen sehr gut übereinstimmen. Für die folgenden Überlegungen dürfen wir uns allerdings nicht auf die geistigen Bereiche des Diatoms beschränken. Da nach der Diatom-Hypothese jedoch das nachher noch klar formulierte Entwicklungsgesetz für alle Seinsbereiche gelten soll, ergibt sich für das der Forschung gut zugängliche menschliche und tierische Leben eine einleuchtende Erklärung mancher biologischer Phänomene.
Durch die nur teilweise Durchdringung zweier Polaritätskerne (dies immer als Folge des „bremsenden" Umwelt-Kraftfeldes, das eine völlige Durchdringung verhindert) entstehen neben dem neuen Kern mit seiner spezifischen Form- und Bindekraft jeweils auch zwei Kerne der nächst niederen Ordnung, also gleich den Kernen jener Einzelwesenheiten, die sich hier zu einem Paar vereinigt haben. Diese Kerne sind „ungesättigt", d. h. für ihre Form- und Bindekraft fehlen die dazugehörigen Teile (Wesenheiten). Sie streben nach Ergänzung, nehmen Energien auf — das können nach der Diatom-Hypothese ja nur Wesenheiten von entsprechend niederer Ordnung sein — und bauen daraus nach dem in ihnen liegenden Plan eine neue Wesenheit auf. Zu einem relativ frühen Zeitraum wird die Bindekraft der Elternwesenheit für das neu entstehende Gebilde nicht mehr ausreichen. Es erfolgt die Loslösung der Tochterwesenheit, die jetzt selbständig so lange weiterwächst, bis Form- und Bindekraft „gesättigt" sind. Dadurch, daß diese Wesenheiten als Unterwesenheiten größeren Gebilden einbezogen sind, entstehen und erneuern sich so in genau festgelegten Raum-Zeit-Formen „Zellverbände" und „Organe". Die ungeschlechtliche Vermehrung ist nach der Diatom-Hypothese erklärbar als die Abstoßung neu entstehender Tochterwesenheiten von Elternpaaren, die als Paarwesen sich in einem gemeinsamen Körper befinden. Auch das (geschlechts)polar differenzierte Einzelwesen muß nach diesem Schema Wesenskerne der nächst niederen Einheit produzieren und abstoßen. Wahrscheinlich sind diese Wesenskerne identisch mit den Samen- und Eizellen. Durch die Zeugung entsteht bei Lebewesen höherer Ordnung ein neuer Wesenskern (Seele) mit Form- und Bindekraft, der jetzt nach Ergänzung strebt und im Mutterleib solange weiterwächst, bis dessen Bindekräfte nicht mehr ausreichen. Dann erfolgt die Loslösung (Geburt) und das Weiterwachsen bis zum Ausgewachsen-Sein. Vielleicht ist bei Wesenheiten einer bestimmten Größenordnung (Elementarteilchen, Atome) die Abstoßung der angewachsenen „ungesättigten Kerne" der verschiedenen Unterwesenheiten identisch mit der „spontanen" Emission von Teilchen (vgl. Teilchenstrahlung, Licht, Emissionsspektren). Nach der Diatom-Hypothese muß auch die Strahlungsgeschwindigkeit der kleinsten Teilchen (Diatome usw.) sehr viel größer als die Lichtgeschwindigkeit sein, die wahrscheinlich erst mit zunehmender Größe der Teilchen (Photone) erreicht wird.
Beim Zeichnen der Diatome in rechteckiger Form ergeben sich unwillkürlich Anklänge an Kristallstrukturen. Zeichnet man anstelle der Rechtecke kreisförmige Gebilde, so

* Es handelt sich hier um ein Grundschema, das wir uns auf höheren Stufen beliebig oft wiederholt denken können. So entstehen die Wesenheiten in den verschiedenen Seinsbereichen (siehe Zeichnung S. 175)

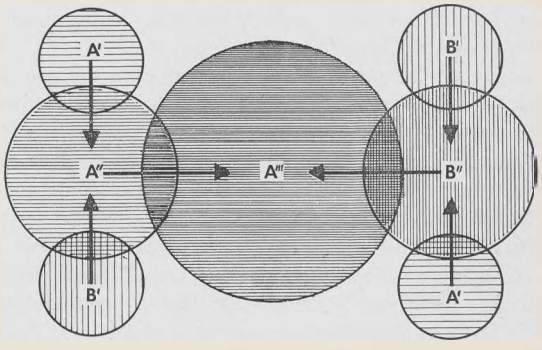
erinnern die sich ergebenden Formen an „Schalen", ähnlich denen, wie sie bei der zeichnerischen Darstellung der Energiezustände der Atome häufig benützt werden.
Die Durchdringungen der Urpolaritäten, Diatome und Diatompaare sind in der Zeichnung entlang den drei Raumachsen vorgenommen worden. So gesehen findet eine „Höherentwicklung" nur dann statt, wenn die zweite und dritte Durchdringung auf einer anderen Achse als bei der vorhergehenden erfolgt. Ist dies nicht der Fall, ergibt sich eine „Breitenentwicklung" durch Anlagern von Ketten an die einzelnen Unterwesenheiten. Dieses Grundschema ermöglicht die Bildung der ungeheueren Fülle von Formen und Wesenheiten in unserer Seinswelt, die alle aber immer Ausdruck eines Gleichgewichtszustandes zwischen den polaren Spannungen innerhalb einer Wesenheit einerseits und den „Umwelt-Spannungen" andererseits sind.
Voraussetzung für die Existenz sämtlicher Wesenheiten ist nach dieser Annahme die dreigeteilte Struktur des Diatoms, die damit zur Allstruktur geworden ist. Das Wirken der gegenseitigen Anziehungskräfte zwischen gleichrangigen Polaritäten kann in dem alles umfassenden, allgemein gültigen GESETZ DER POLAREN DREIEINHEIT, das man auch als Komplementaritäts-Gesetz bezeichnen könnte, ausgedrückt werden. Es lautet:

1. Jede Wesenheit besteht aus zwei polar entgegengesetzt gerichteten Unterwesenheiten, die sich in einer ganz bestimmten Form zu einer Einheit verbinden, was zu einer dreiteiligen Struktur mit einem Kern führt. Dieser Kern besitzt eine für jede Wesenheit spezifische Polarität. Sie ist gegenüber den Polaritäten der Unterwesenheiten von höherer Ordnung.
2. Jede Wesenheit kann mit einer Wesenheit gleicher Art, aber von entgegengesetzter Kernpolarität, eine Verbindung eingehen, wodurch eine neue Wesenheit mit einem Wesenskern bzw. einer Kernpolarität der nächst höheren Ordnung entsteht.

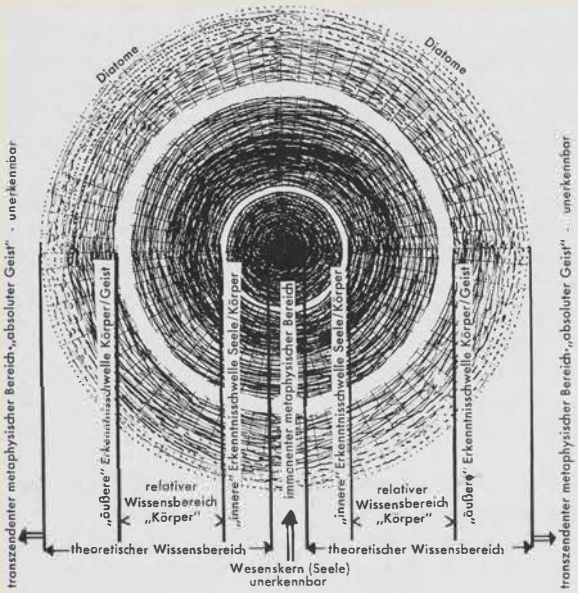
Das ergibt einen hierarchischen, ebenfalls wieder dreigeteilten Aufbau der Seinswelt, bei dem immer das gleiche Bauprinzip eingehalten ist. Nach diesem Prinzip ist jede Polarität

a) neutraler „Durchdringungskern" zweier zusammengehörender Kernpolaritäten der nächst niederen Ordnung
b) Partner einer entgegengesetzt gerichteten Polarität der gleichen Ordnung
c) eine der beiden „Unterpolaritäten" einer Kernpolarität der nächst höheren Ordnung.

Demnach setzt sich jede Wesenheit aus Unterwesenheiten zusammen, die bis zu den Diatomen herunterreichen. Jede Wesenheit ist eine in den Verband einer höheren Wesenheit — und die oberste Seinswesenheit ist das Weltall — einbezogene Einheit, die innerhalb dieser höheren Wesenheit ganz bestimmte Funktionen zu erfüllen hat. In der Reihe dieser Wesenheiten verhält sich immer die untere zur nächsthöheren wie diese zur wiederum nächsthöheren. Eine Folge dieses Entwicklungsge-



Die Zeichnung soll die Harmonie des hierarchischen Aufbaues der Seinswelt symbolisch zum Ausdruck bringen. Es verhält sich dabei immer A' : A'' = A'' : A'''



Symbolische Darstellung einer Wesenheit höherer Ordnung mit den absoluten und relativen Erkenntnisschwellen

setzes ist auch, daß wir in der Struktur, in der Gliederung aller Wesenheiten, gleiche „Maßverhältnisse" vorfinden, die wir, da wir ja ebenso gebaut sind, als harmonisch empfinden. Es liegt nahe, hier eine Beziehung zur Harmonie des „Goldenen Schnittes" zu vermuten, was dann gleichzeitig auch einen Hinweis für die mathematische Formulierung dieses Gesetzes der polaren Dreieinheit bedeuten würde. Die oberste Wesenheit eines zusammengehörenden Systems kann ja immer mit dem „Ganzen" identifiziert werden, deshalb kann man sagen: es verhält sich die kleinere Wesenheit zur größeren, wie die größere zum Ganzen (siehe Abbildung Seite 181).

Wir können dem Diatom, wenn unsere Annahme einer alles umfassenden Entwicklungsreihe richtig ist, die charakteristischen Eigenschaften des „Lebens" zuschreiben: Stoffwechsel, Reizbeantwortung, Fortpflanzung, und damit in ihm die kleinste Lebenseinheit sehen. Das bedeutet, daß grundsätzlich alles Seiende belebt ist. Unsere gewohnte Unterscheidung von Lebewesen und „toter" Materie bringt nur einen graduellen, allerdings sehr wesentlichen Unterschied zum Ausdruck.

Jede Wesenheit besteht, wie des öfteren schon ausgeführt wurde, aus dem innersten transzendenten Wesenskern (Seele) und einer bestimmten Anzahl von Unterwesenheiten abnehmender Ordnung bis herunter zu den Diatomen bzw. deren Restpolaritäten. Mit ihnen steht jede Wesenheit in unmittelbarer Verbindung mit der transzendenten Welt. Nun könnte man diese transzendente Welt auch als „Geist-Welt" benennen. Dann wäre jede Wesenheit „eingespannt" zwischen den transzendenten Geist und die ebenfalls transzendente Seele. Es gäbe damit zwei „absolute Schwellen", eine innere (immanente) und eine äußere (transzendente), durch welche die reale Seinswelt von der metaphysischen Welt getrennt ist und die wir Menschen nicht zu überschreiten vermögen. Geist und Seele wären, so verstanden, die irrationalen „Wurzeln" jeder Wesenheit, die ihrerseits dann eine reale und, wenigstens theoretisch, vollständig erkennbare Einheit darstellen würde, die wir hier als „Körper" bezeichnen wollen.

Da das theoretisch Erkennbare jedoch nicht mit der praktischen Erkenntnis übereinstimmt, ergeben sich dadurch zwei neue, relative Erkenntnisschwellen zwischen Körper/Geist und Seele/Körper: Der „Körper" wird gewissermaßen kleiner, während die noch nicht erkannten inneren und äußeren Teile, also Geist und Seele, sich aus-

weiten und damit vieldeutig werden. Die Zeichnung S. 182 solle diese Zusammenhänge versinnbildlichen. Wir bezeichnen als „Geist" jetzt alle Unterwesenheiten, deren kausale Verkettung wir nicht zu durchschauen vermögen, und als „Seele" die inneren „Strukturen" einer Wesenheit. In diesem Sinne können wir von einem strukturierten Kern sprechen, der vom stofflichen Körper umhüllt wird und seinerseits von dem ebenfalls strukturierten „Geistkörper" umgeben ist.
Mit diesen Überlegungen erhalten wir eine klare Definition des Begriffes „Materie", die allerdings relativ ist. Demnach ist Stoff oder Materie der für unsere Sinne oder Instrumente von einer bestimmten Größenordnung an erkennbar gewordene „Kernkörper" einer Wesenheit. Vermögen wir dazu auch noch energetische Vorgänge innerhalb eines solchen Kernkörpers zu erkennen — Vorgänge, wie sie bereits schon in den Diatompaaren vorhanden sind — sehen wir das „fließende Geschehen" der daran beteiligten Unterwesenheiten, also „bewegte Materie" innerhalb einer Wesenheit höherer Ordnung, so sprechen wir von „Leben".
Und noch ein anderes ergibt sich aus dieser „Relativität des Erkennens". Würde das Erkennen für alle Sinne bzw. für alle dem Erkennen und Messen dienenden Apparate einheitlich bei den Diatomen beginnen, so hätten wir absolute Maßeinheiten, nämlich die Elementargrößen (vgl. S. 177,9). Da das Erkennen und Messen aber für die verschiedenen Sinne bei Wesenheiten unterschiedlicher Ordnung beginnt, ergeben sich dadurch eine ganze Reihe von „Umrechnungsfaktoren", die immer wieder auftreten und die wir als „Naturkonstante" bezeichnen.

Weltall und absoluter Punkt

In der Reihe der Wesenheiten gibt es sowohl Einzel- als auch Gemeinschafts-Wesenheiten. Eine Einzelwesenheit ist der Mensch, die nächst höhere Wesenheit das Menschenpaar. Die Gemeinschaft der Menschen eines Volkes bilden den Staat als übergeordnete Wesenheit. Wieder eine Wesenheit ist die Erde mit all ihren Lebewesen. Da alles Seiende nur in Wesenheiten existiert, sind unser Planetensystem, das Milchstraßensystem und alle anderen Sternsysteme solche Wesenheiten bzw. Unterwesenheiten der letzten, allumfassenden Wesenheit des Weltalls. Logischerweise muß auch diese größte Wesenheit einen Kern besitzen, den wir als absoluten Bezugspunkt unserer realen Seinswelt ansehen können. Die Form- und Bindekraft dieses Kernes hält den Kosmos in seiner Ordnung zusammen. (Vgl. dazu die Abbildung Seite 175.)
Da alle Wesenheiten nach dem Gesetz der polaren Dreieinheit aufgebaut sind, muß dieses Gesetz auch für das Weltall gelten. Damit wird postuliert, daß auch diese größte Seinswesenheit aus zwei polar entgegengesetzten Unterwesenheiten besteht. In beiden Systemen laufen die Geschehensprozesse — und auch hier kann es sich nur um ein gleichzeitiges Werden und Vergehen handeln — in sehr großen periodischen Zeiträumen ab.* Ob nun das „allmähliche" Vergehen des Weltsystems zu einer „Aufladung des Weltall-Kernes" (es kann ja keine Energie verloren gehen) und — wenn auch das letzte Diatom vergangen ist — zu einer gewaltigen Ur-Explosion führt, bei der sämtliche Diatome neu sich bilden und ausgeschleudert werden (was der Beginn einer neuen Schöpfung wäre), mag dahin gestellt bleiben. Denkbar ist auch, daß einer werdenden Welt, die um den absoluten Punkt kreist und sich zusammenzieht, eine vergehende Welt gegenübersteht, die ebenfalls kreisend sich immer weiter ausdehnt und verflüchtigt, oder daß diese beiden Prozesse in irgendeiner Form gekoppelt sind.
Dem Weltall-Kern als dem absoluten Bezugspunkt können wir gewisse Eigenschaften zuschreiben, durch die er wesentliche Einflüsse auf die Seinswelt ausübt. Von seiner Binde- und Formkraft war schon die Rede. Außerdem ist dieser Kern innerhalb des Weltalls in absoluter Ruhe, da die Summe aller hier wirkenden Kräfte unter Be-

* Es kann in diesem Zusammenhang nicht näher ausgeführt werden, wie nach der Diatom-Hypothese in Übereinstimmung mit dem Gesetz von der Erhaltung der Energie jegliches Geschehen ein periodisches Werdens- und Vergehens-Geschehen sein muß

rücksichtigung ihres vektoriellen Charakters gleich Null ist. Wenn unsere Annahme richtig ist, daß die „Seele" einer Wesenheit deren oberstes Erkenntnis- und Steuerungsorgan ist, an das alle Geschehensvorgänge über die Unterwesenheiten herangetragen werden, dann ist diese oberste Seins-Wesenheit innerhalb der realen Raum-Zeit-Welt auch von einer umfassenden Erkenntnis.

Da wir bis jetzt jeder Wesenheit eine oberste, für sie charakteristische Polarität (Kernpolarität) zugeschrieben haben, muß das konsequenterweise auch für die Weltall-Wesenheit geschehen. Damit erhebt sich natürlich sofort die Frage nach der Gegenpolarität. Beide zusammen müßten dann „das höchste Wesen" ergeben. Welche Polaritäten könnten das sein? Wenn wir das All als die Summe alles real Seienden ansehen, das erforschbar ist, also der Welt des Wissens angehört, dann haben wir außerhalb dieser realen Seinswelt noch die irrationale, metaphysische Welt der Urpolaritäten und der Wesenskerne, die wir als Vis spiritualis, Vis materialis und Vis vitalis bezeichnet haben. Diese Welt ist, da sie unserer Erkenntnis für immer entzogen bleiben muß, eine Welt des Glaubens. Es liegt nahe, diese „höchste Wesenheit" als eine Verbindung einer obersten irrationalen Polarität (vgl. Vis spiritualis) mit der obersten Seins-Polarität (vgl. Vis materialis) anzunehmen und in ihr das lebendige Urbild (vgl. Vis vitalis) der dreigeteilten Einheit zu sehen.

Damit hat sich der Kreis geschlossen, und es ist bestimmt nicht abwegig, jetzt von einem THEOZENTRISCHEN WELTBILD zu sprechen. Gott steht im Mittelpunkt der realen Seinswelt und der transzendenten Welt.

Im absoluten Zeit-Raum der theozentrischen Welt gilt ein einziges absolutes Axiom, das eine Ergänzung des für den irdischen Raum geltenden Euklidschen Axioms ist, wonach sich Parallelen im Unendlichen schneiden. Das Ur-Axiom lautet:

> Die unendlich fernen Schnittpunkte aller überhaupt möglichen Parallelpaare fallen zusammen.

Mit anderen Worten heißt dies, daß sich alle durch irgendwelche Punkte gehenden Strahlen im Unendlichen nur in einem Punkt schneiden. Dieser Punkt ist identisch mit dem Nullpunkt unseres absoluten Bezugsystemes. So ist jeder Wesenskern dem obersten Wesenskern zugeordnet und jede Wesenheit diesem „höchsten Wesen" gewissermaßen „persönlich" gegenübergestellt.

Zum Schluß noch eine erkenntnistheoretische Überlegung. Wenn die Seele Erkenntnisorgan ist, dann hat die Erkenntnis eine obere Grenze bei der Kernpolarität jener Seele. Eine Wesenheit kann also nicht an der Erkenntnis solcher Wesenheiten Anteil haben, die von einer ihr gegenüber höheren Ordnung sind. Als Unterwesenheit innerhalb einer umfassenderen Wesenheit vermag sie nur das zu erkennen und zu verstehen, was sich zwischen Polaritäten gleicher und niedrigerer Ordnung abspielt. Nur dieses Geschehen, das ein sinnvolles Geschehen zwischen zwei Polaritäten ist, wird an sie herangetragen. Die Beschaffenheit, d. h. die Struktur einer Wesenheit bestimmt also deren Erkenntnis, und aus ihrer mehr oder weniger unvollständigen Erkenntnis resultiert ihr Handeln. In diesem Sinne gibt es im theozentrischen Weltbild keinen Irrtum, sondern nur eine unvollständig erkannte Wahrheit.

So kann jeder in dieser Hypothese die Bestätigung seiner eigenen Anschauung, gleichzeitig aber auch deren Ergänzung zu einem umfassenden Ganzen finden. Das theozentrische Weltbild ist ein energetisches Weltbild, da das Diatom die kleinste Energieeinheit ist. Es ist auch ein göttliches Weltbild, wenn man den transzendenten Ursprung als Gott bezeichnet, im menschlichen Wesenskern (Seele) ein Abbild Gottes erblickt und in dem Entwicklungsgesetz den göttlichen Schöpfergedanken sieht. Es ist ein idealistisches Weltbild, wenn wir den geistigen Urgrund im Auge haben, der an Platos Ideenwelt erinnert, und wer an den streng kausal vor sich gehenden Aufbau der Welt aus kleinsten Teilchen denkt, für den ist es ein materialistisches Weltbild.

Wenn man nun nach dem praktischen Wert der Diatom-Hypothese fragt, nach der alle irgendwie denkbaren Anschauungen, Weltbilder, Kosmogonien, alle wissenschaftlichen Hypothesen, Theorien und Lehren, ja sogar die als Aberglauben in Verruf gekommenen „Religionen" primitiver Völker nichts anderes sind als ganz be-

stimmte Aspekte der absoluten Wahrheit, die im theozentrischen Weltbild zum Ausdruck kommt, so kann die Antwort lauten:

1. Wissenschaftler aller Sparten könnten bei dem Bemühen um Verifizierung der Hypothese zu neuen Fragestellungen, damit zu neuen Versuchs-Anordnungen und Experimenten kommen, die zu neuen Erkenntnissen führen. Da dies u. a. auch für die Medizin gilt, könnte die Diatom-Hypothese vielleicht auch zur Lösung des Krebsproblems beitragen*.

2. Die Diatom-Hypothese stellt alle Wissensgebiete in einen natürlichen Zusammenhang und vermittelt so ein umfassendes Bild von der Einheit des menschlichen Wissens. Jeder Beruf, jede Tätigkeit dient hier sinnvoll dem Ganzen. Das Wissen um einen solchen „individualistischen Kollektivismus" (W. Conradus) könnte von der Einseitigkeit des Spezialistentums erlösen. Die Diatom-Hypothese bedeutet so im besten Sinne des Wortes ein Studium Generale und wäre, wenn sie sich als richtig erweisen würde, geeignet, ohne große Reformen der Erziehung unserer Jugend neue Impulse zu geben. Sie würde Toleranz, Ehrfurcht vor dem Leben und Humanismus fördern helfen.

3. Immer wieder macht man der westlichen Welt den Vorwurf, daß sie, im Gegensatz zum kommunistischen Osten, kein Ideal, keine staatstragende Idee besitze. Vielleicht wäre die Diatom-Hypothese, durch welche sinnvolle Antworten auch auf letzte und tiefste Fragen möglich sind, geeignet, eine solche Idee zu vermitteln.

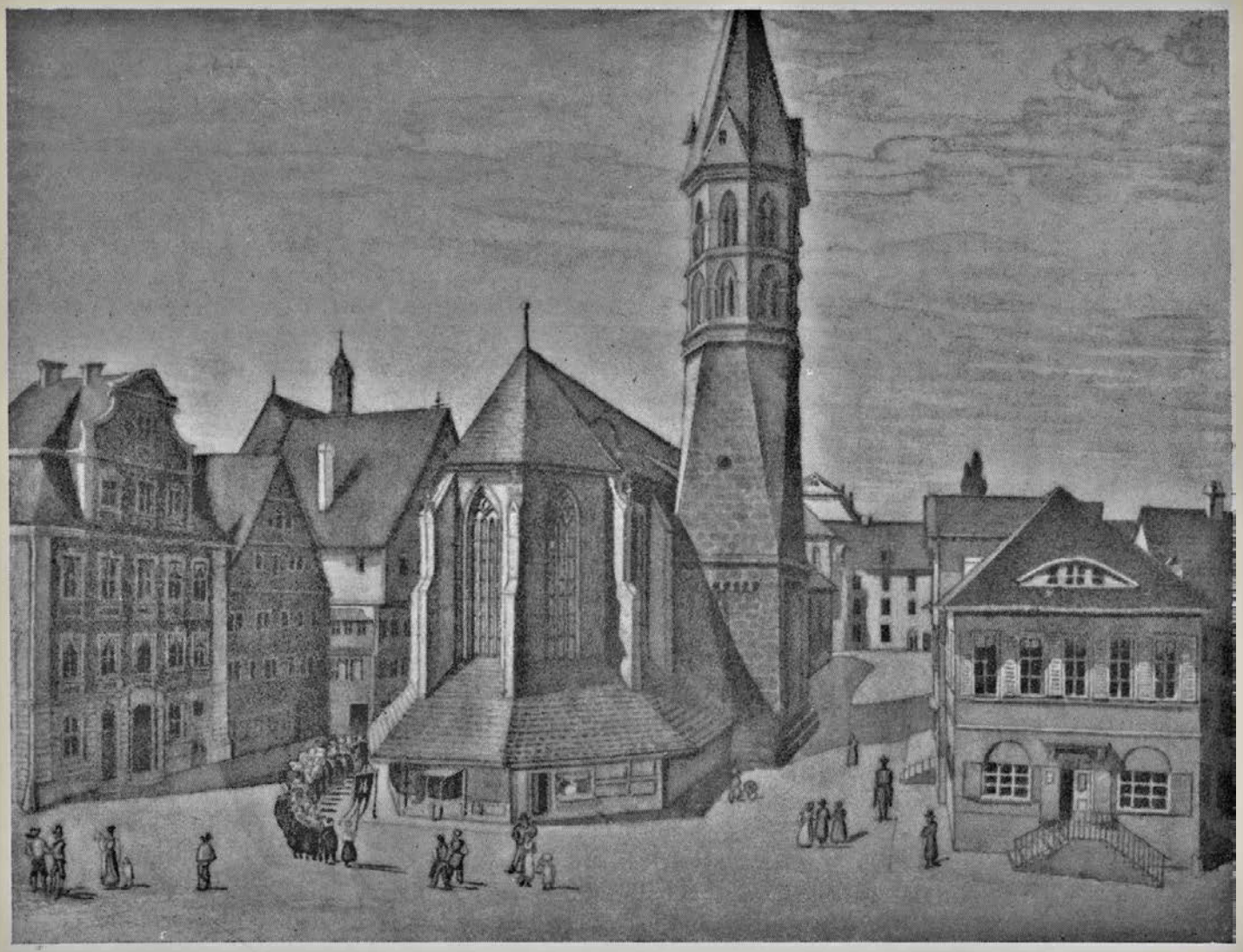
Sicher sind viele der sich aus der Diatom-Hypothese ergebenden Gedanken nicht neu; sie brauchen es auch gar nicht zu sein, im Gegenteil: Die Diatom-Hypothese erhebt ja den Anspruch, alle Gedanken, die irgendwo und irgendwann schon gedacht worden sind, als Teilwahrheiten in sich zu enthalten. Neu ist auf jeden Fall aber ihre vollkommene Synthese, die großartige „Zusammenschau", die sich aus der Diatom-Hypothese ergibt. Mit Hilfe dieser Hypothese sind, wie schon erwähnt, einige der bedeutendsten wissenschaftlichen Entdeckungen der letzten Jahre vorausgesagt worden. Diese Voraussagen lassen sich, wenn man noch solche wissenschaftliche Gegebenheiten im Bereich fast aller Wissensgebiete dazunimmt, die dem Verfasser bei der Entwicklung der Hypothese nicht bekannt waren, auf einige Dutzend erweitern. Es ist nicht wahrscheinlich, daß hier nur der „Zufall" mitgespielt hat. Deshalb erscheint es angebracht und gerechtfertigt, daß sich Wissenschaftler aller Disziplin ernsthaft mit der Diatom-Hypothese befassen.

Einen Vorteil u. a. auch in politischer, weltanschaulicher und religiöser Hinsicht würde diese Hypothese, sofern sie sich als wohlbegründet erweisen sollte, auf alle Fälle bieten: Sie bestätigt die Ansichten eines jeden als richtige Teilerkenntnisse, gewissermaßen als Mosaiksteinchen der großen absoluten Wahrheit. Für die meisten Menschen ist es aber viel angenehmer, den eigenen Standpunkt bestätigt zu erhalten und von ihm aus dann weitergehen zu können, als das bisher für richtig Befundene über Bord werfen und neu suchen zu müssen bzw. zu einer neuen Ansicht gezwungen zu werden. Zudem wird jemand, der weiß, daß auch der andere recht hat, diesen nicht von seinem „Irrtum" überzeugen wollen, sondern bemüht sein, das Gemeinsame in beiden Auffassungen zu finden. Wenn es richtig ist, daß jede Wesenheit (auch ein Staat) nur aus der polaren Spannung von Unterwesenheiten lebt, wird kein Staatsmann mehr eine diktatorische Herrschaft aufrichten wollen.

Diese Folgerungen, die sich aus der Diatom-Hypothese zwingend ergeben, könnten für ein künftiges Zusammenleben der Menschen in Frieden und Freiheit und für ihr gemeinsames Zusammenarbeiten im Dienste der allgemeinen Entwicklung und damit zum Wohle aller sehr wesentlich werden.

---

* Wenn in der Diatom-Hypothese von „Wesenheiten" gesprochen wird, so sind diese Wesenheiten bzw. Unterwesenheiten in der Kernphysik, in der Chemie oder Biologie usw. von Fall zu Fall identisch mit z. B. einem Elektron oder Meson, einem Kohlenstoffatom oder Eiweißmolekül, einer Nukleinsäure oder Gewebezelle



Turm und Chor der Johanniskirche mit Kramläden, 1834; nach einem Aquarell von P. A. Fuchs

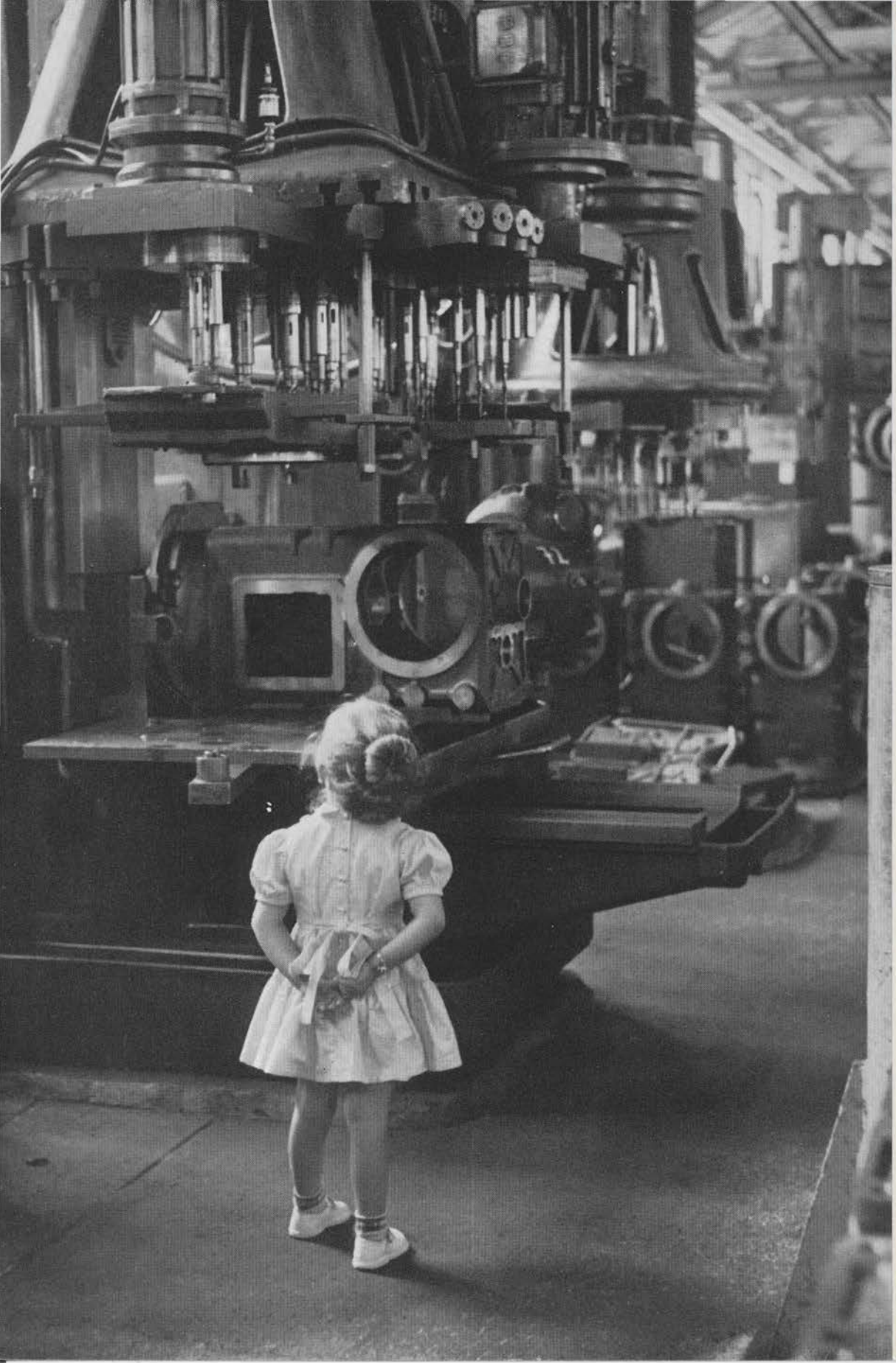
Der Turm von St. Johann

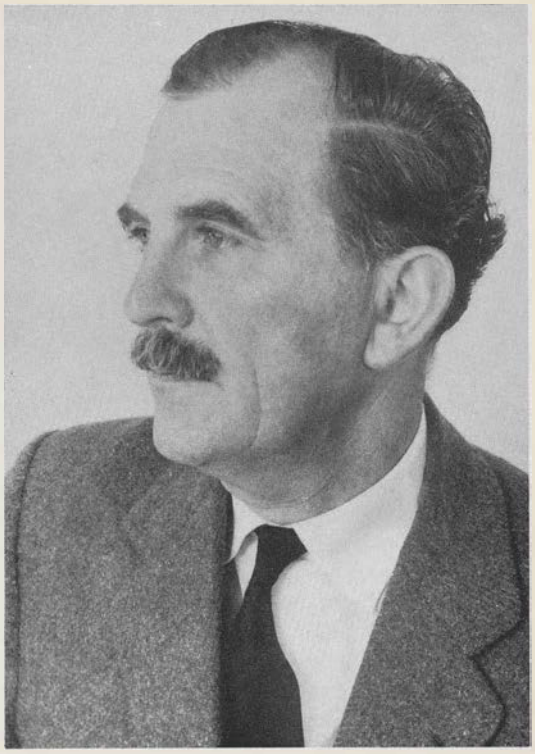
An meinem Grund schläft Parzival,
das Einhorn bäumt sich bang
und Merlin raunt.

Um mich, im großen bunten Zug
flicht sich die Zeit zum Kranz
und löst sich auf.

Der Türmer bläst das alte Lied,
und viele schreiten mit,
die niemand sieht.

Agnes Herkommer





Die alte Reichsstadt Gmünd hat durch ihre kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung schon vor Jahrhunderten das umliegende Land befruchtet. Aus diesem Gebiet, das Ackerbau, Viehzucht und Waldbau betrieb, hat ein in hoher Blüte stehendes städtisches Handwerk ständig gute Kräfte in die Mauern der Stadt gezogen. Die Tradition der Gold- und Silberschmiede der freien Reichsstadt lebt bis auf den heutigen Tag in zahlreichen Werkstätten weiter. Daß Gmünd schon im frühen Mittelalter eine Stätte hoher Kultur war, zeigen die ehrwürdigen Bauten vergangener Jahrhunderte.

Die im Mittelpunkt des Kreises gelegene Stadt Schwäbisch Gmünd hat schon früh Handel mit anderen Ländern getrieben. Im 19. Jahrhundert, in dem die Handwerksbetriebe sich zu Industrien entwickelten, haben diese immer mehr neue Bürger in die Stadt gezogen und haben den Wohlstand der Bevölkerung gesteigert. Neben den althergebrachten Gold- und Silberwarenwerkstätten und -fabriken siedelten sich neue Industriezweige an, die durch ihre Verbindungen eine enge Verflechtung mit den Nachbarstädten und den Gemeinden des Landkreises mit sich brachten. Diese Auflockerung und Vielfalt in Industrie und Handel hat der Stadt ein neues Gepräge und neuen Auftrieb gegeben.

Ich freue mich, daß in diesem Buch neben den geschichtlichen Darstellungen auch die wirtschaftlichen Gesichtspunkte Raum gefunden haben, und hoffe, daß unsere heimische Wirtschaft nach dem erfreulichen Aufstieg der letzten Jahrzehnte sich auch in Zukunft glücklich entwickeln möge. Ich hoffe aber auch, daß wir uns in dieser traditionsreichen Stadt nicht im materiellen Fortschritt verlieren, sondern auch fernerhin die geistige Entwicklung und die künstlerischen Neigungen pflegen.

Ekart Graf von Soden-Fraunhofen
Vorsitzender der Geschäftsstelle Gmünd der Industrie- und Handelskammer Stuttgart

Die Entwicklung der Industrie in Stadt und Kreis Schwäbisch Gmünd

Eduard Ferdinand Lempp

Schwäbisch Gmünd, eine der Freien Reichsstädte des alten Württemberger Landes, die auf eine über 800 Jahre alte Geschichte zurückblicken kann, war schon im Mittelalter die Heimat eines hochstehenden Gold- und Silberschmiedehandwerks. Rege Verbindung bestand mit anderen Städten, in denen dieses Handwerk blühte, und Gmünder Kaufleute besorgten schon damals den Absatz der kostbaren Waren in den großen Städten des europäischen Auslands. „Es gab Zeiten, da ritten Gmünder Silberschmiedegesellen wie große Herren vor ihrer Werkstatt vor, da es unter ihrer Würde war, zu Fuß zur Arbeit zu gehen". Diese Überlieferung mag vielleicht mehr für Ausnahmefälle gelten. Jedenfalls begründeten die Gold- und Silberschmiede den Wohlstand der Stadt, von dem die zahlreich erhaltenen Gemälde alter Gmünder Patrizier ein anschauliches Bild geben. Aber in dem wechselvollen Lauf der Jahrhunderte kamen auch Zeiten großer Not, in denen der Absatz teuren Schmucks und edler Geräte stockte, und in denen man auf die Herstellung unechter und billiger Ware, ja selbst auf die Fertigung von Massenartikeln ausweichen mußte, um ein kärgliches Brot zu verdienen.

Mit dem Übergang der Stadt auf das Land Württemberg im Jahre 1802 ging auch die Sonderstellung der Freien Reichsstadt zu Ende, und das wirtschaftliche Geschehen paßte sich mehr und mehr der allgemeinen Entwicklung im Lande an. Die Industrialisierung war im 19. Jahrhundert nicht mehr aufzuhalten.

Die Gmünder Industrie ist in ihren Anfängen weitgehend aus dem einstigen Handwerk erwachsen. Ihre Erzeugnisse sind, wie es für das Land im Südwesten Deutschlands typisch ist, Fertigwaren geblieben; hieran vermag auch ein gewisser, durch die Entwicklung zur modernen Verbundwirtschaft bedingter Anteil an Zulieferungen nichts zu ändern. Die Stadt als wirtschaftlicher Mittelpunkt des Kreises hat den gesteigerten industriellen Fortschritt der letzten Jahrzehnte in vollem Umfang mitgemacht, und parallel hiermit setzte die Ansiedlung von Industriebetrieben in den Kreisgemeinden ein. — Um diesen Aufsatz zeitlich zu gliedern, sei eine Aufteilung nach folgenden, für Politik und Wirtschaft gleich wichtigen Abschnitten erlaubt:

1. Von den Anfängen bis zu den Gründerjahren (Ende des Krieges 1870/71)

Wohl überall wird man die Brauereien zu den ältesten Betrieben rechnen können. Sie waren einst in Stadt und Land sehr zahlreich vorhanden. Fünf Brauereien haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die älteste, die Adler-Brauerei in Mögglingen, geht auf das Jahr 1430 zurück und ist damit der älteste Betrieb unseres Kreises. Ihr folgten 1725 die Hirschbrauerei in Heubach, 1824 die Engelbrauerei in Gmünd, wenige Jahre später die Lammbrauerei in Untergröningen und 1865 die Lammbrauerei in Mutlangen. Alle anderen mußten dem Zug nach dem größeren Betrieb mit der rationelleren Fertigung weichen.

Der Senior unter den Gmünder Betrieben ist die Firma Gebrüder Rieß; sie wurde im Jahre 1685 errichtet und hat neben der Fertigung von Kerzen für häuslichen

und kirchlichen Gebrauch als eine Besonderheit die Wachsbildnerei aufgenommen. Wachsfiguren mannigfacher Art, besonders für Weihnachtskrippen, haben ihren Weg frühzeitig über den Ozean genommen. Als nächster unter den noch heute bestehenden Betrieben folgte die Seifenfabrik Karl Nittinger (gegründet 1789), deren Fabrikation sich neuerdings auf chemische Produkte und die Verarbeitung von Kunststoffen ausgedehnt hat. Auch die älteste der in der Kreisstadt betriebenen Druckereien — die Rems-Druckerei — geht noch auf den Ausgang des 18. Jahrhunderts zurück. All diese Betriebe waren ursprünglich Handwerksbetriebe.

Der eigentliche Grundstein der Industrie wurde sowohl für die Stadt als auch für das Kreisgebiet im 19. Jahrhundert gelegt. Die Dampfmaschine war erfunden und erprobt; mit ihr hatte die Epoche der zentralen Krafterzeugung begonnen. Auch die ersten Maschinen waren auf dem Markt. Ihre Bedeutung für das Gold- und Silberschmiedehandwerk lag zunächst bei den mechanischen Pressen, die eine wesentliche Beschleunigung der Fertigung und die eigentliche Serienherstellung ermöglichten. Mit der Besserung der allgemeinen Verhältnisse setzte die Tätigkeit der Fabriken in den Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts ein. Wo die Dampfmaschine unerschwinglich war, dienten Pferd und Göpel als Kraftquelle.

Es liegt nicht im Rahmen dieser Betrachtung, sämtliche bestehenden Firmen aufzuzählen; ihre Erwähnung muß, schon aus räumlichen Gründen, auf wesentliche Punkte der Entwicklung beschränkt bleiben. — Der Weg vom Handwerk zur Industrie wurde zunächst nur zögernd beschritten. Ein 1814 mit wenigen Arbeitern errichteter Kleinbetrieb hat sich zwanzig Jahre später durch die Aufstellung von Maschinen zur Silberwarenfabrik erweitert. Im Jahre 1832 erfolgte die Gründung der Haag'schen Silberwarenfabrik, deren Seele später Eduard Forster, ein aufrechter Vorkämpfer des Jahres 1848, geworden ist. Sie ist die Vorgängerin der Silberwarenfabrik Wilhelm Binder KG.

Die Großsilberwarenfabrik Gebrüder Deyhle führt ihre Entstehung auf den bereits um 1820 über einen großen Abnehmerkreis verfügenden Betrieb von Dominikus Forster zurück. Schon damals wurden vornehmlich Großsilberwaren hergestellt, deren Fertigung durch die neuen, großen Pressen wesentlich erleichtert wurde. In der Silberwarenindustrie folgten 1860 die Firma Gebrüder Kühn und 1863 die Firma Hermann Bauer. In der Goldwarenfertigung sind zu nennen die Firmen Ludwig Hugo Böhm (gegründet 1846), Heinrich Klein (1850), Schoch & Frank am Graben (1865), Gust. Hauber (1870) und die Edelsteinschleiferei Jacob Bäuerle (1866).

Die Edelmetallindustrie zog frühzeitig verschiedene ihr verwandte Gewerbezweige nach, voran die im Jahr 1844 errichtete Firma Erhard & Söhne GmbH, die sich der Erzeugung kunstgewerblicher Metallwaren in Guß und Prägung, der Oberflächenveredelung und der spanlosen Serienfertigung für den Fahrzeug- und Gerätebau widmet. 1860 folgte die Metallwarenfabrik Wiedmann & Ott.

Bis zum Ende dieses Abschnitts bestimmten die Gold- und Silberwarenfabriken eindeutig das industrielle Gepräge der Stadt. Und doch geht in diese Zeit die Gründung zweier anderer Betriebe zurück, deren Branchen großen Aufstieg nehmen sollten. Aus einer schon vorher beim Schmiedturm bestehenden Schmiedewerkstätte, die 1850 von Andreas Gross gekauft wurde und gegen Ende des Jahrhunderts auf die Fertigung von Geräten und kleineren Maschinen für das Baufach überging, erwuchs die Baggerfabrik A. Gross GmbH, heute im Kreis Gmünd ein bedeutender Betrieb der Eisen verarbeitenden Industrie, sowie in der Kreisgemeinde Hussenhofen die Firma Gross KG, die in jüngster Zeit das umfangreiche Programm für die Fertigung von Baumaschinen aller Art von dem Gmünder Unternehmen übernommen hat. — 1857 entstand mit der Firma Oechsle & Bildstein die erste heimische Möbelfabrik.

Im eigentlichen Kreisgebiet beschränkte sich das Werden der Industrie auf die beiden Städte Heubach und Lorch. Im Jahr 1859 errichtete Gottfried Schneider, der älteste Sohn eines „Zeugleswebers", wie man damals die Textilhandwerker auf der Schwäbischen Alb nannte, mit dreißig Webstühlen eine Korsettfabrik, die heutigen SUSA-Werke Schneider & Sohn GmbH. Noch viel Heimarbeit war ursprüng-

lich mit dieser Fertigung verbunden. Sie sollte einen bescheidenen Broterwerb für die arme Bevölkerung eines kargen Bodens bieten; der Handwebstuhl fehlte in fast keinem Haus. Wohl niemand ahnte damals die ungeheure Ausdehnung, welche die Miederindustrie in den späteren Jahrzehnten nehmen sollte. — Aus kleinen Anfängen wuchsen in Lorch die Stockfabrik Dieterle & Marquardt (1838) und die Strickwarenfabrik Sieger KG (1867) heran.

2. Von der Gründerzeit bis zum Ende des Kaiserreiches (Ende des 1. Weltkriegs)

Der wirtschaftliche Aufstieg nach dem Krieg von 1870/71 kam auch der Gmünder Edelmetallindustrie zustatten und verhalf ihr zu einem großen Aufschwung. Verhältnismäßig glimpflich konnte der Rückschlag, der den „Gründerjahren" und ihrer wirtschaftlichen Expansion folgte, abgefangen werden. Die Mehrzahl der heute bestehenden Fabriken verdankt dieser Zeit ihr Entstehen: die Silberwarenfabriken Otto Wolter (1875), Johann Franz jr. (1886), Karl Chr. Kern (vorm. Josef Schmid, 1890), J. Grimminger (1895), G. Kurz (1895), Josef Pauser (1899), Johann Beck (1900), Franz Scheurle (1903), die Schmuck-, Goldwaren- und Juwelenfabriken Aurel Knödler (1871), Friedrich Knödler (1874), Eugen Heyd (1875), L. C. Köhler (1891), Bihlmeyer & Co. (1902) sowie die Metallwaren- und Armbanduhrenfabrik Bohlinger & Heilmann (1904), die Silberporzellanfabriken Deusch & Co. (später nach der Kreisgemeinde Waldhausen verzogen, 1898) und Spahr & Co. (1912), die Bijouterie-, Emaille- und Metallwarenbetriebe Fix & Schmidt (1883), Adolf Besson (1892) und Alois Rettenmaier (1914), die Knopffabrik Paul Albrecht (1908) und im Kreisgebiet die Silberwarenfabrik Thomas Albrecht in Waldstetten (1908). Ein paar weitere Betriebe haben im Laufe der Jahre ihre Tätigkeit aufgegeben. Im Jahr 1888 begann mit etwa zwölf Personen die Gold- und Silberscheideanstalt Dr. Walter u. Schmitt ihre Tätigkeit, die später auf ein umfangreiches Fertigungsprogramm für das Dentalgebiet, auf Galvanotechnik und industrielle Zwecke ausgedehnt wurde.

Von den der Edelmetallindustrie verwandten Zweigen sind die kunstgewerblichen Metallerzeugnisse bereits erwähnt worden. 1896 errichtete Ferdinand Menrad die bis zum heutigen Tage unter seinem Namen geführte Brillenfabrik.

Im ersten Jahr des neuen Jahrhunderts begann Josef Bidlingmaier mit einem kleinen Bijouteriebetrieb, der um 1910 etwa dreißig Arbeitskräfte zählte. Nach dem Ende des 1. Weltkriegs legte dieser Unternehmer den Grundstock für die Gmünder Armbanduhrenfabrikation mit der Fertigung von Gehäusen, in welche die von auswärts bezogenen Uhrwerke eingesetzt wurden. Der zweite bedeutungsvolle Schritt war die eigene Herstellung der Rohwerke, Zifferblätter und sonstiger Bestandteile. Als wesentliche Neuerung brachte die Firma J. Bidlingmaier GmbH 1951 die erste deutsche automatische Armbanduhr auf den Markt. Heute ist die Uhrenfabrik J. Bidlingmaier der größte Gmünder Einzelbetrieb.

In diesem Zeitabschnitt wurde auch der Grundstock für die eisenverarbeitende Industrie gelegt. Einige ihrer führenden Betriebe gehen auf die Gründerjahre zurück. Es entstanden 1875 die Firma J. G. Laurösch Nachf. für die Herstellung von Metallformen und später auch Kühleinrichtungen, 1877 die Firma Gebr. Ritz & Schweizer, die sich aus einer mechanischen Werkstätte und Metallgießerei über die Fertigung von Einrichtungen für Molkereien, Brauereien und Brennereien zu einer Pumpenfabrik mit einem umfassenden Lieferprogramm für Hochdruckkreiselpumpen und Unterwassermotorpumpen entwickelt hat, sowie 1881 die Eisengießerei Gatter & Schüle, die heute Graugußteile von kleinem bis größtem Ausmaß für Karosserie-, Fahrzeug- und Maschinenfabriken liefert. Es folgten 1898 die Maschinenfabrik August Mössner (Stahl- und Metallbandsägen), die nach dem zweiten Weltkrieg in die benachbarte Gemeinde Mutlangen verzog, 1894 die Kunstgießerei Vinzenz Hörner, 1906 mit der Firma Josef Waibel eine Möbelfabrik, 1911 die Metallwarenfabrik Walter Hörnlein mit Formen für Schokoladen- und Zuckerguß sowie Zieh- und Prägeteilen. — Von wenigen Ausnahmen abgesehen, blieb bis zum Ende des zweiten Weltkriegs die Industrie der Stadt Gmünd auf die Verarbeitung von Edel-, Bunt- und Eisenmetallen begrenzt.

In ganz anderer Richtung gingen die industriellen Anfänge im Landkreis vor sich, wo sie sich mit wenigen Ausnahmen noch immer auf die beiden Städte Heubach und Lorch beschränkten. — In Heubach errichteten I. G. Spießhofer und Michael Braun im Jahr 1886 die Firma Spießhofer & Braun, die heute weltbekannten TRIUMPH-Miederwerke. Die ersten Nähmaschinen wurden eingesetzt. 1910 wurden die ersten Nähfilialen in Mögglingen und Bopfingen eingerichtet, und kurz darauf wurde der erste Fabrikhochbau der Firma in Heubach erstellt. Weitere Filialbetriebe kamen hinzu; sie blieben aber noch auf den württembergischen Raum begrenzt. Seitdem erfuhr die Miederindustrie eine ungeheure Ausdehnung, die auch durch Rückschläge während der beiden Weltkriege nicht beeinträchtigt wurde. — Es kamen 1886 hinzu die Herstellung von Kokosläufern durch die Firma Gottl. Friedr. Fuchs und 1899 die Fertigung von Kartonagen durch die Firma Gebr. Pfister. — In Lorch entstand 1886 die Firma Aug. W. Pfäffle, eine Fabrik für Kartonagen und Faltschachteln mit eigener Druckerei, 1892 die Büromöbelfabrik Karl Rösch, 1899 eine weitere Kartonagenfabrik Gebr. Hassert und 1899 die Wandtafelfabrik Gebr. Zeitter.

Als einziger Eisen verarbeitender Betrieb wurde im Kreisgebiet 1875 die Maschinenfabrik Bühler in Reitprechts gegründet (landwirtschaftliche Maschinen). Die Textilfertigung fand eine Fortsetzung in Leinzell mit der seit 1898 bestehenden Trikotwarenfabrik Julius Miller & Co. In Iggingen wurde 1878, zunächst als Schreinerei, die Firma Hans Schürle errichtet; sie wurde zu einer Möbelfabrik und nach dem 2. Weltkrieg zur Schwäbischen Tonmöbelfabrik mit einem Zweigbetrieb in Gmünd-Bettringen ausgebaut.

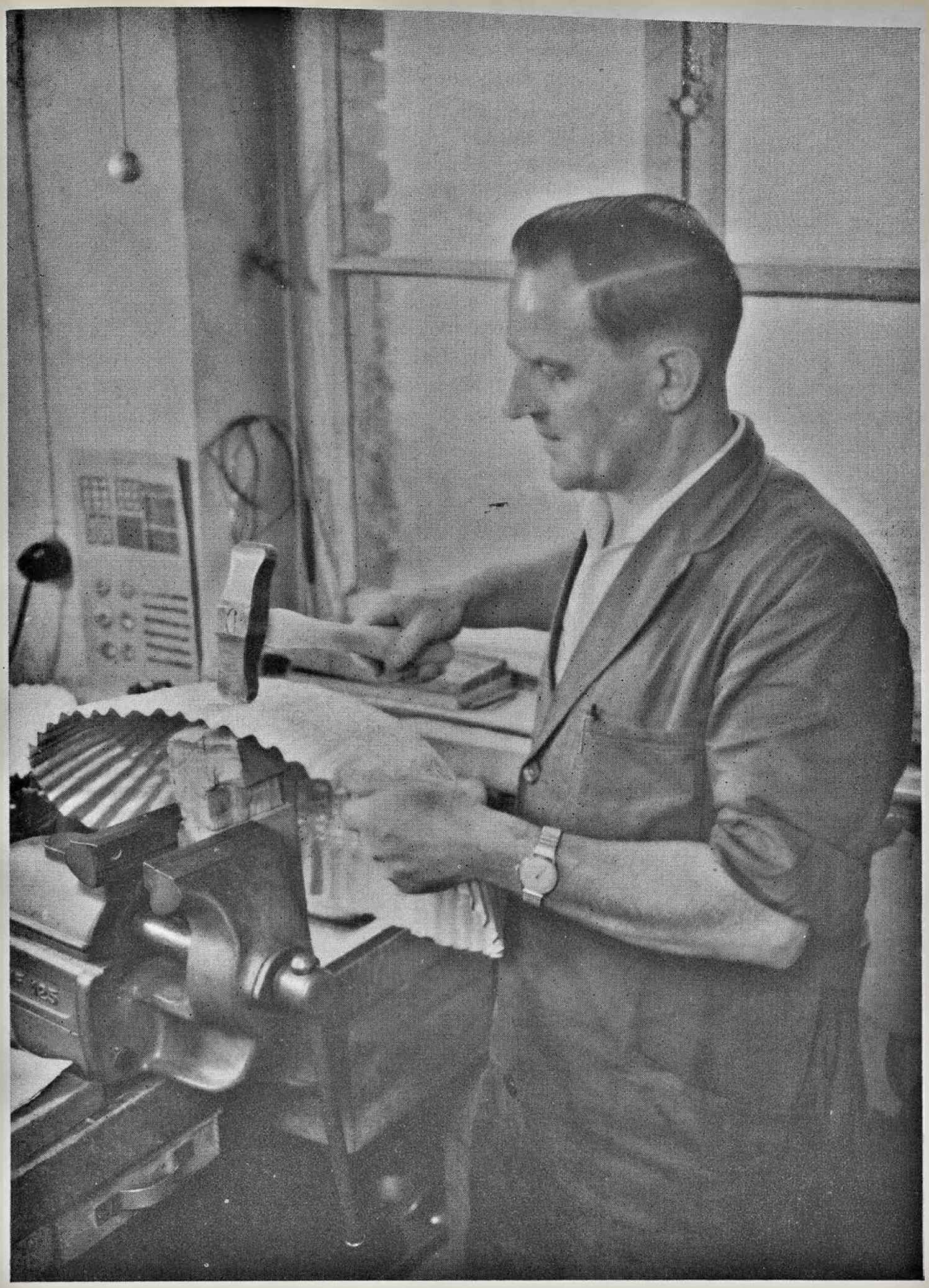
3. Vom Ende des Kaiserreichs bis zum Ende der Weimarer Republik

Die ersten Jahre der Weimarer Republik brachten in der Stadt Gmünd zunächst noch eine Ausdehnung der Edelmetallindustrie. Es entstanden einige neue Werkstätten sowie die Silberwarenfabriken Gayer & Krauss (1919) und Eugen Ferner (1925), die Füllbleistift- und Kugelschreiberfabrik Bernhard Nägele (1919), die Juwelenwerkstätte Josef Betz (1924) und die Goldschmiedewerkstätte Eugen Hirner (1933), die Werkstätte Perli für kunstgewerblichen Schmuck und Metallwaren (1923), die Tischuhrengehäuse- und Metallwarenfabrik Edmund Sommer KG (1923) sowie die Armbanduhrenfabrik Adolf Rapp (1932). Mit dem Wachsen der Edelmetallindustrie war auch eine Reihe von Etuisfabriken entstanden.

Stärkere Impulse vermittelte die Eisen und NE-Metalle verarbeitende Industrie durch die 1896 in Aalen gegründete Firma Süddeutsches Elektromotorenwerk Fritz Stützel, die 1925 nach Schwäbisch Gmünd verlagert wurde, die Metallwarenfabrik Kucher KG (1924), den Apparatebau der Firma Oscar Pauser (1929), der sich auf Reinigungsgeräte für Schwimmbäder, Unterwasserentschlammer, Haartrockner und Heilgeräte erstreckt, sowie die Stahlradiatorenfabrik Dipl.-Ing. Eduard Schmieg, die Stahlradiatoren, Konvektoren, Klimaanlagen und Aggregate zur Kühlung von Transformatoren erzeugt (1933).

Die Bekleidungsindustrie faßte Fuß mit der Miederwarenfabrik Josef Bernhard (1924), der Strickerei Heilig GmbH (1930) sowie mit zwei weiteren Betrieben, die sich, ebenso wie eine nach dem zweiten Weltkrieg in einer Kreisgemeinde angesiedelte Baumwollspinnerei, infolge der in den letzten Jahren aufgetretenen Schwierigkeiten der Textilindustrie rechtzeitig zur Aufgabe ihrer Fertigungen veranlaßt sahen. 1932 folgte die Gründung der Polstermöbel- und Matratzenfabrik Eugen Schips und im gleichen Jahr die Herstellung von Seuchen- und Schädlingsbekämpfungsmitteln sowie Tierarzneimitteln durch die Firma Gebrüder Grau & Co. KG.

Die bedeutendste Firmengründung, die im Landkreis in jene Zeit fiel, war 1928 die der Möbelfabrik Gebrüder Leicht in Waldstetten, die sich nach dem zweiten Weltkrieg ganz auf die Fertigung der modernen Leicht-Anbauküchen verlegte und deren Entwicklung eine zweite Fabrik in der Kreisstadt Gmünd notwendig machte. Ebenfalls in Waldstetten entstanden die Silberwarenfabrik Emil Hermann (1921) und die Knopffabrik Gustav Vester (1924). — Waldhausen erhielt 1926 die Kofferfabrik



Silberschmied beim Aufziehen einer Schale. Ein solches Bild sieht man nicht nur in den Silberschmiede-Werkstätten des Handwerks, sondern auch in den Gmünder Silberwarenfabriken, wo immer wieder durch handwerklich arbeitende Silberschmiede größere und repräsentative Einzelstücke gefertigt werden

Friedrich Offenhäuser und 1932 die Gerberei Emil Möck, Lorch das Klosterlaboratorium Arthur Petersen (1931) und Mutlangen die Möbelwerkstätte Anne Wörner (1932). Eine Korsettfabrik in Mögglingen ging 1933 als Filialbetrieb auf die Stuttgarter Bandagen- und Miederfabrik Eugen Scheuing über.

4. Vom Ende der Weimarer Republik bis zum Ende des Dritten Reiches

Die letzten Jahre der Weimarer Republik und der unheilvolle Beginn des Dritten Reiches waren Jahre weitverbreiteter Arbeitslosigkeit. Die schwierige allgemeine Wirtschaftslage wirkte sich auf die Edelmetallindustrie in vollem Umfang aus. Hinzu kam, daß sie von den Machthabern des Dritten Reiches im Hinblick auf die zunächst geheime, später ganz offene Kriegsrüstung nicht als notwendig betrachtet wurde und durch Abzug von Arbeitskräften sowie ausbleibende Zuweisungen von Nachwuchs in eine bedrängte Lage kam. Zwar war sie nicht mehr die einzige Industrie der Stadt. Eine gesunde Streuung der Branchen war aber bei weitem noch nicht erfolgt. So mußte sich der wirtschaftliche Niedergang für Schwäbisch Gmünd besonders bitter auswirken.

Der entscheidende Übergang zu einer gemischten Industrie, die zu der Hoffnung berechtigte, wirtschaftliche Notzeiten besser zu überstehen, trat in jenen Jahren ein. Zwar ist die Zahl der Firmen, die damals das wirtschaftliche Leben bereichert haben, kleiner als in den anderen hier geschilderten Zeitabschnitten. Es waren aber so bedeutende Firmen, daß das Wirtschaftsleben der Stadt ohne sie und ohne den parallel laufenden Aufschwung einiger alter Betriebe, voran der Bau von Maschinen und Pumpen, heute nicht mehr vorstellbar wäre. Die Eisen verarbeitende Industrie wurde in zunehmendem Umfang zur stärksten Industriegruppe der Stadt.

1936 errichteten die Leichtgußwerke W. u. W. Schenk, Maulbronn, in Schwäbisch Gmünd die modernste Großgießerei für Leichtmetalle. Das Werk war mit der Fabrikation von Leichtgußteilen für alle Industriezweige beschäftigt. Es wurde nach dem 2. Weltkrieg einer anderen Verwendung zugeführt. Die Fabrikation mußte bis zur Inbetriebnahme einer neuen Fabrik mühsam in einer Ausweichanlage betrieben werden. Die zur gleichen Zeit errichtete Schenk Werkzeug- und Maschinenbau GmbH fertigt nach eigener Konstruktion Vorrichtungen jeder Art und Größe für die spanabhebende Verformung sowie für die Erzeugung von Präzisionswerkzeugteilen, von Gußformen für NE-Metalle, Kunststoffe und plastische Massen, ferner Säulenführungsgestelle für Schnitt- und Stanzwerkzeuge. — 1937 errichtete die Zahnradfabrik Friedrichshafen AG in Schwäbisch Gmünd ein großes Zweigwerk, dem später ein nicht minder umfangreiches Werk im Schießtal folgte. Sie stellt mit nahezu 4 000 Arbeitskräften den größten Betrieb der Stadt und fertigt als wichtiger Zulieferbetrieb für die deutsche und ausländische Fahrzeugindustrie Getriebe und Zahnräder aller Art, Lenkungen für Automobile und Schlepper, Differentiale sowie Motorbremsen für Lastkraftwagen und Omnibusse.

Nicht weniger als vier namhafte Firmen verlagerten in diesen Jahren ihre Betriebe nach Schwäbisch Gmünd: 1934 das seit 1910 in Stuttgart-Münster bestehende Clora-Werk Schleich & Co., das sich zunächst mit der Fabrikation von Staubschutzmasken befaßte und mit einer Umstellung des Herstellungsprogramms auf Werbefiguren und technische Teile aus Kunststoff im Jahr 1962 nach der Kreisgemeinde Herlikofen übersiedelte, sowie die 1922 gegründete Herrenmäntelfabrik Otto Zapp & Co. GmbH, die 1937 ein modernes Fabrikgebäude in Schwäbisch Gmünd erstellte und bald danach auch den Sitz des Unternehmens hierher verlegte. 1938 folgte mit der Firma Glühlampenfabrik Südlicht GmbH und dem Präzisionsmaschinenbau der Firma Gladitz GmbH die Fertigung sowohl von Glühlampen als auch von Superfinish-Geräten für höchste Oberflächengenauigkeit und von Spezialmaschinen für Hochvakuum- und Glasverarbeitung. Und seit 1944 befaßt sich die Weleda AG, eine Tochtergesellschaft des Stammhauses in Arlesheim (Schweiz), mit der Herstellung von Heilmitteln, diätetischen Kurmitteln sowie Präparaten für die kosmetische Hygiene.

Im Kreisgebiet ist bemerkenswert die Gründung der Stahlfedermatratzen- und Liegenfabrik Patriz Steeb in Mögglingen (1935), der Teppichweberei A. Kolckmann oHG in Mutlangen (1936) und der Karosseriefabrik Binz & Co. in Lorch (1936), die Serien- und Einzelkarosserien sowie Fahrerhäuser für namhafte Automobilfabriken und als Spezialität Kranken- und Kombiwagen mit vollständiger Einrichtung fertigt. Die Gmünder Silberwarenfabrik Hermann Bauer errichtete 1938 eine zweite Fabrik, die sich ausschließlich der Herstellung von Kleinmöbeln aller Art widmet und die nach dem 2. Weltkrieg ihre Fabrikation in einen Neubau nach dem nahen Mutlangen verlegte.

5. Vom Ende des Dritten Reiches bis zur Gegenwart

Der jüngste Abschnitt ist im gesamten Bundesgebiet gekennzeichnet durch den Wiederaufbau der deutschen Industrie nach dem völligen Zusammenbruch des Jahres 1945. Die heimische Industrie erlebte einen allgemeinen Aufschwung, an dem im Gegensatz zu den schwierigen Jahren der vorhergegangenen Zeitspanne auch die Edelmetallindustrie als eine der ersten Branchen Anteil hatte. Bezeichnend ist aber für diesen Abschnitt, daß sich die Neuerrichtung von Betrieben in besonderem Maß auf die Kreisgemeinden verlagerte, wogegen der Zuwachs in der Kreisstadt weitgehend auf der Ansiedlung der heimatvertriebenen Gablonzer Schmuckwarenindustrie und der böhmischen Glasveredelung beruht.

Zunächst zur Stadt Schwäbisch Gmünd: Sie hat sich alsbald nach dem Ende des 2. Weltkriegs, nachdem die Auswanderung aus den deutschen Ostgebieten einsetzte, um die Ansiedlung einer in sich möglichst geschlossenen Industriegruppe, und zwar um die Niederlassung der eine neue Heimat suchenden Gablonzer Betriebe bemüht. Sowohl die Gablonzer Schmuckindustrie als auch die böhmischen Glashütten konnten auf eine Jahrhunderte alte Tradition zurückblicken. Beide Zweige hatten eine Sonderstellung in den deutschen Randgebieten des Ostens eingenommen und waren besonders stark auf die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse eingestellt. Diese Industrie hat ihre deutsche Herkunft nie verleugnet. Die schöpferische Phantasie und die Einstellung auf den modischen Geschmack, die den Gablonzern zu eigen ist, fand eine Parallele in der Gmünder Überlieferung. Die Voraussetzungen für eine glückliche Eingliederung waren gegeben, und die weitere Entwicklung erwies ihre Richtigkeit. Die völlig andere Art der Gablonzer Schmuckwarenerzeugung, die Verarbeitung von unechtem Metall, von Glassteinen und Glasperlen, die Mengenerzeugung zu niedrigem Preis und die ganz verschiedene Abnehmerschaft ließen von vornherein nicht den Gedanken an eine Vermischung mit der eingesessenen Edelmetallindustrie aufkommen. Im Gegenteil, die Verschiedenartigkeit beider bietet in wirtschaftlich schwierigeren Zeiten eher die Möglichkeit eines gesamtwirtschaftlichen Ausgleichs. Es kann nicht das Ziel dieser Betrachtung sein, die große Zahl der Firmen, die oft auf eine lange und erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken, einzeln aufzuführen, zumal es für diese Industrie typisch ist, daß sie in der Gesamtheit ihres reichen, phantasievollen Sortiments und in der guten Anpassung an die Schwankungen der Mode ihre Stärke auf dem Weltmarkt entfalten kann. Hierzu verhelfen ihr die Exporteure, die sich auf diese Sparte verlegt haben und sich ebenfalls in stattlicher Zahl in Gmünd befinden.

Mit der Gablonzer Schmuckwarenindustrie, deren Betriebe sich vereinzelt auch in den Randgemeinden der Kreisstadt finden, zog die aus Schlesien kommende Glasindustrie mit den Firmen Graf Schaffgotsch'sche Josephinenhütte GmbH (Gründung 1842) und Gebrüder Feix GmbH, in Schwäbisch Gmünd ein; sie fertigen hochwertige, geschliffene Gläser und Bleikristallwaren aller Art. — Für die Beschaffung des Rohglases wurde, zunächst mit staatlicher Unterstützung, die inzwischen ganz auf die Josephinenhütte übergegangene Cäcilienhütte errichtet. Das notwendige Stangen- und Stengelglas für die Schmucksteine und Glasperlen wird von der Wiesenthalhütte Ludwig Breit (Gründung 1868), die auch die Weiterverarbeitung des Glases zu Perlen und Hohlgläsern am Ort pflegt, sowie auf genossenschaftlicher Basis erzeugt.

Auch die alteingesessene Schmuckindustrie erfuhr bald nach dem Zusammenbruch eine Bereicherung durch die bedeutende Schmuckwarengroßhandlung Wilh. Müller, die ihre Hauptniederlassung von Berlin nach Gmünd verlagerte und eine Fabrik für hochwertigen Juwelenschmuck aufbaute, sowie durch die Werkstätte Reinhard Schwarz und die Goldwarenfabriken Robert Kraus und Ernst Spranger. 1951 kam die Firma Gertrud Gottstein mit emailliertem Schmuck hinzu. — Die seit 1854 in Aue (Sachsen) ansässige Besteckfabrik August Wellner Söhne GmbH ließ sich 1950 ebenfalls in Gmünd nieder, um von hier den Wiederaufbau der Firma zu bewirken.

Die Eisen und NE-Metalle verarbeitende Industrie erfuhr mannigfaltigen Zuwachs durch die Firmen August Beck, Werkzeug- und Maschinenbau (1947), Enderle & Göttling, Fabrik für Kugelschreiber und Minen (1948), Julius Schüle, Druckgußwerk für wichtige Zulieferungen (1950), sowie Max Stein (Graviermaschinen) und Alfred Schwinherr (feinmechanische Spezialgeräte). Die wesentlich erhöhte Fabrikation der Pumpenfabrik Gebr. Ritz & Schweizer machte schon 1946 die Errichtung der Ritz Motorenbau KG für die Ausstattung der Pumpen mit Motoren erforderlich. 1946 ließ sich die Firma Pohl & Co. hier nieder und entwickelte Mikrofilmlesegeräte, ein Labor für Mikrobilder sowie verschiedene Präparate für Gießereien.

Aus kleinsten Anfängen (1947) entwickelte die Firma Gebrüder Nubert Friseurmöbel und stellt heute ein umfangreiches Sortiment vollständiger Friseureinrichtungen zur Verfügung. Zwei aus Sachsen stammende Firmen, die dort an führender Stelle in ihrem Fach lagen, nämlich die 1925 gegründete Lampenschirmwerkstätte H. u. E. Verbeek (1947) und die 1799 gegründete Kunstprägeanstalt Arnold Süßmilch (1956) sowie die Metallwarenfabrik Herbert Plenker (1947), die Firma Paratex GmbH zur Herstellung elastischer Gewebe (1948), die Firma Konstantin Thomalla mit der Fertigung von Damenoberbekleidung (1950), die Ha-Ke Strickwarenfabrik GmbH (1955), das schon erwähnte zweite Werk der Firma Gebrüder Leicht, Waldstetten (1953) und ein Zweigbetrieb der Spielwarenfabrik Gebr. Märklin & Co. GmbH, Göppingen, der die frei gewordenen Räume des Clora-Werks bezog, runden die Reihe der neuen Betriebe in der Kreisstadt ab.

Was der vorhergegangene Abschnitt für die Industrie der Stadt Gmünd bedeutete, brachte der neue Abschnitt für die Industrialisierung des Landkreises. Entscheidenden Auftrieb gewann die Stadt Lorch. 1947 ließ sich dort die Colora Meßtechnik GmbH, eine Fabrik wissenschaftlicher Apparate wie Ultrathermostaten und Viskosimeter, nieder. 1954 wurde in dem Bau einer früheren Teigwarenfabrik ein Filialbetrieb der Firma Knecht GmbH, Stuttgart, zur Erzeugung von Filtern für Verbrennungsmotoren eingerichtet. 1956 erstellte die Firma Fr. Hesser Maschinenfabrik AG, deren Stuttgarter Stammhaus inzwischen das hundertjährige Bestehen begehen konnte, ein Zweigwerk für ihre Verpackungsmaschinen. Es folgte 1957 der Apparatebau der Firma Hermann Bansbach.

Die Stadt Heubach erhielt 1945 mit der Ansiedlung der in Pforzheim zerstörten Firma Fritz Reu & Co. einen Schmuckwarenbetrieb, der vornehmlich Andenkenartikel und emaillierte Waren liefert. Im Zuge der sich immer mehr ausdehnenden Fabrikation von Miederwaren konnte die Firma TRIUMPH Spießhofer & Braun trotz Errichtung neuer Nähfilialen die benötigten Arbeitskräfte weder in der kleinen Stadt Heubach noch im württembergischen Raum finden. Das Fertigungsprogramm wurde in den letzten zehn Jahren erheblich erweitert und auf Badebekleidung ausgedehnt. Die Einrichtung neuer Zweigbetriebe griff auf den bayerischen Raum über und erstreckt sich quer durch das Land bis Passau. Ausländische Niederlassungen folgten, und nur noch ein Teil der auf 16 000 Personen angewachsenen Belegschaft kann aus dem württembergischen Raum gestellt werden. Dies ist in unserer heimischen Wirtschaft eine völlig neue Erscheinung; sie ist in einem Zweig, der vor knapp hundert Jahren die Not einer beschäftigungslosen Bevölkerung lindern sollte, besonders bemerkenswert.

Ausgehend von den Randgemeinden der Kreisstadt dehnte sich — teils durch Neugründungen, teils durch Verlagerungen oder Errichtung von Filialen — ein Netz

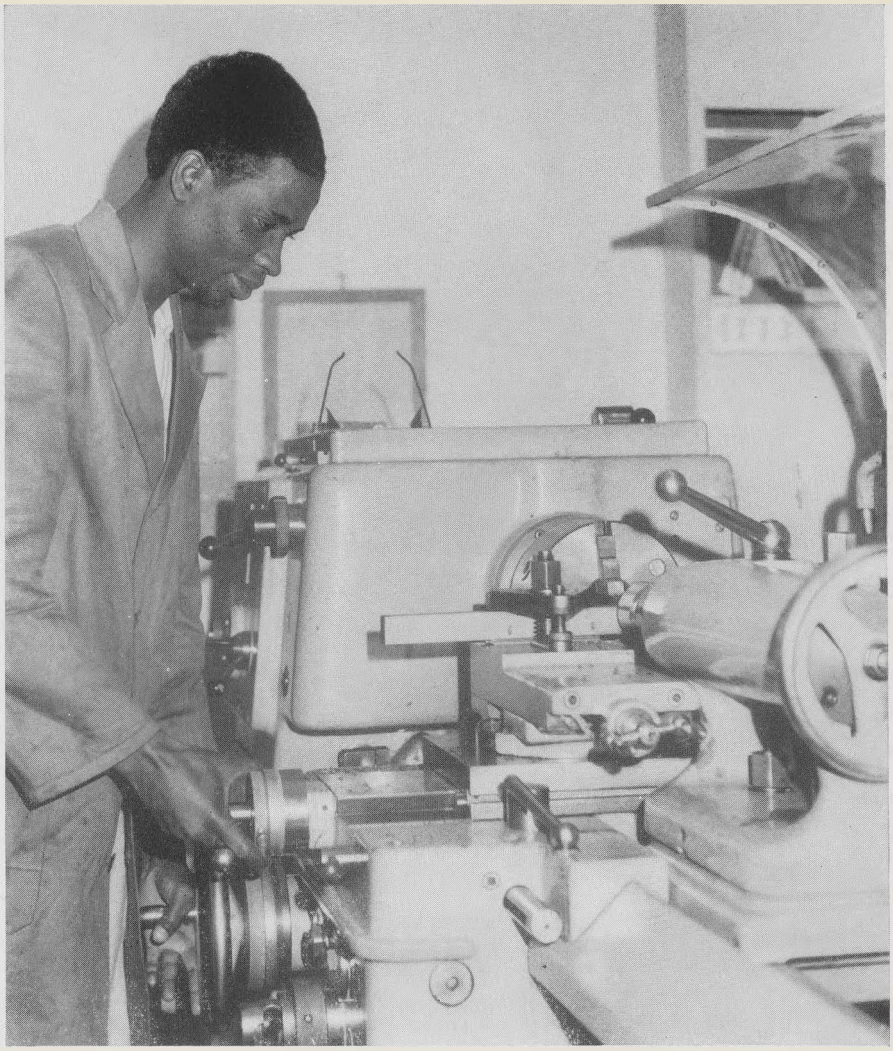
von Industriebetrieben in der kurzen Zeit von 15 Jahren über das Kreisgebiet. Mit Ausnahme der 1955 errichteten Büromöbelfabrik Waibel KG in Durlangen und dem schon erwähnten Ausbau der Firma Hans Schürle in Iggingen zur Tonmöbelfabrik bestritten die Metall- und die Bekleidungsindustrie das Feld. Eine rasche Entwicklung nahm die 1948 in Waldstetten errichtete Schenk Filterbau GmbH mit Schichtfiltern, Filterschichten und Kellereimaschinen und die 1951 in Straßdorf gegründete May Pressenbau GmbH mit Kniehebel- und Kurbelpressen für hohe Druckleistungen. Mit einem ausgedehnten Zweigwerk ließ sich 1950 die im Jahr 1847 in Stuttgart errichtete Spezialfabrik für Elektrowerkzeuge C. & E. Fein in Bargau nieder, wogegen Leinzell 1948 die aus dem sächsischen Raum kommende und heute auf eine hundertjährige Tradition zurückblickende Firma Haase & Kühn KG, welche Strick- und Wirkmaschinennadeln herstellt, aufnehmen konnte. Mutlangen übernahm von der Kreisstadt die beiden schon erwähnten Betriebe Maschinenfabrik August Mössner (Stahl- und Bandsägen sowie Bandfeilmaschinen) und die Kleinmöbelfabrik Hermann Bauer.

Die meisten Kreisgemeinden konnten in diesen Jahren Industrieansiedlungen verzeichnen: Hussenhofen die Firma Zimmermann & Haas KG (Zementbauteile, 1946 in Untergröningen errichtet) sowie die schon erwähnte Baumaschinenfabrik Gross KG (1960), Alfdorf die Metallwarenfabrik Gustav Massopust, verbunden mit Werkzeugbau (1949), Lindach den Werkzeugbau Hermann Grau (1952) und den feinmechanischen Betrieb Heinz Hampel (1958), Wißgoldingen den Armaturenbau Alois Eisele (1954), Waldhausen die 1957 dorthin verlagerte Firma Paul Andrä, die Maschinen für die Reinigung von Fußböden fertigt, und Herlikofen die schon erwähnte Firma Formplast Schleich & Co (1962). In Untergröningen kam zu der Blechwarenfabrik und dem Behälterbau Ed. Kübler und Söhne die Metallveredlung der Firma Junge & Grau hinzu (1956). Ein Zweigbetrieb der Firma J. Adolf Bäuerle, Oberkochen, nahm 1951 in Böbingen die Herstellung von Holzbearbeitungsmaschinen auf.

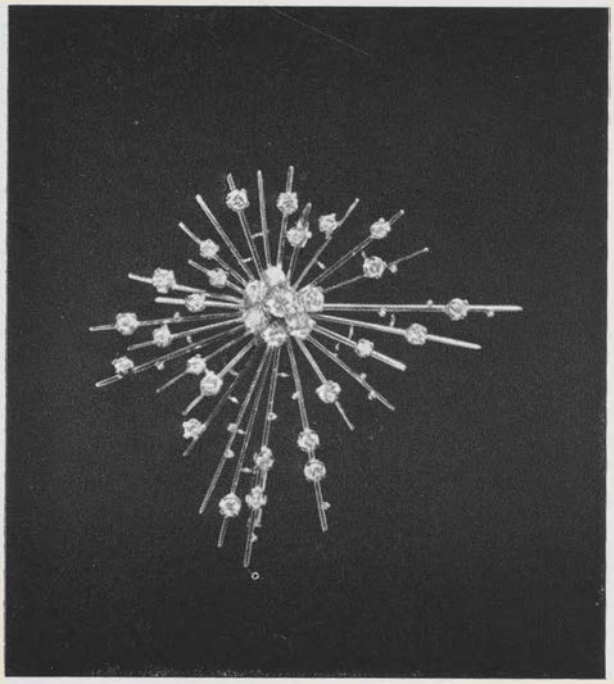
Die textilverarbeitende Industrie ließ sich bereits 1946 mit zwei Betrieben nieder: der Bekleidungsfabrik Eugen Holstein für Damenoberbekleidung in Heuchlingen und der Firma JONA Textilwerke Nagel & Co. für Jerseybekleidung in Straßdorf. Ihnen folgten die Strickwarenfabriken Rudolf Auder in Waldhausen (1950), Klaus Franke in Großdeinbach (1958) und Alfred Oberthür in Untergröningen (1949).

Die fortschreitende Entwicklung und gerade dieser letzte Abschnitt machen deutlich, daß sich grundlegende Änderungen angebahnt haben, die früher nicht bemerkt wurden. So wie im Handwerk einzelne Zweige niedergegangen und andere an ihre Stelle getreten sind, lassen sich, ohne daß sie verallgemeinert werden dürfen, auch strukturelle Verschiebungen innerhalb des Industriegefüges erkennen. Der enger gewordene Raum und die Knappheit der Arbeitskräfte in der Kreisstadt bewirkten ein Ausweichen in die bis dahin ausschließlich der Landwirtschaft vorbehaltenen Gebiete. Das Übergreifen in größere Räume ist auch bezeichnend für das Wachstum der Industrie in den einzelnen Ländern. Die Bemühungen um eine Stärkung des europäischen Wirtschaftsraums mit dem Abbau der Zölle und einem sich steigernden wirtschaftlichen Austausch der Länder macht eine Anpassung an die Verhältnisse des größer gewordenen Marktes in umfassender Weise notwendig. Die Frage, wie die einzelnen Branchen sich in die Aufgaben des erweiterten Marktes einzugliedern vermögen, wird auch einen verhältnismäßig kleinen Wirtschaftsraum nicht unberührt lassen. Es erscheint naheliegend, daß eine spätere Zeit für die Einteilung dieser kleinen Betrachtung kein Verständnis zeigen und die Entwicklung unserer heimischen Industrie nur noch in großen Phasen — 1. Epoche der Edelmetallindustrie, 2. Übergang zur branchenmäßigen Streuung und 3. Anpassung an den über Ländergrenzen hinausreichenden Wirtschaftsraum — sehen wird.

Der Beginn der neuen großen Phase wird nichts an dem Ergebnis dieser Betrachtung ändern, die das Wort Schopenhauers bestätigt: Der Wechsel allein ist das Beständige. Unserer heimischen Wirtschaft ist in ihrer Geschichte mehr als einmal die Anpassung an schwierige Verhältnisse geglückt; sie darf auf dem breiter und stärker gewordenen Fundament auch der Zukunft mit Zuversicht entgegensehen.



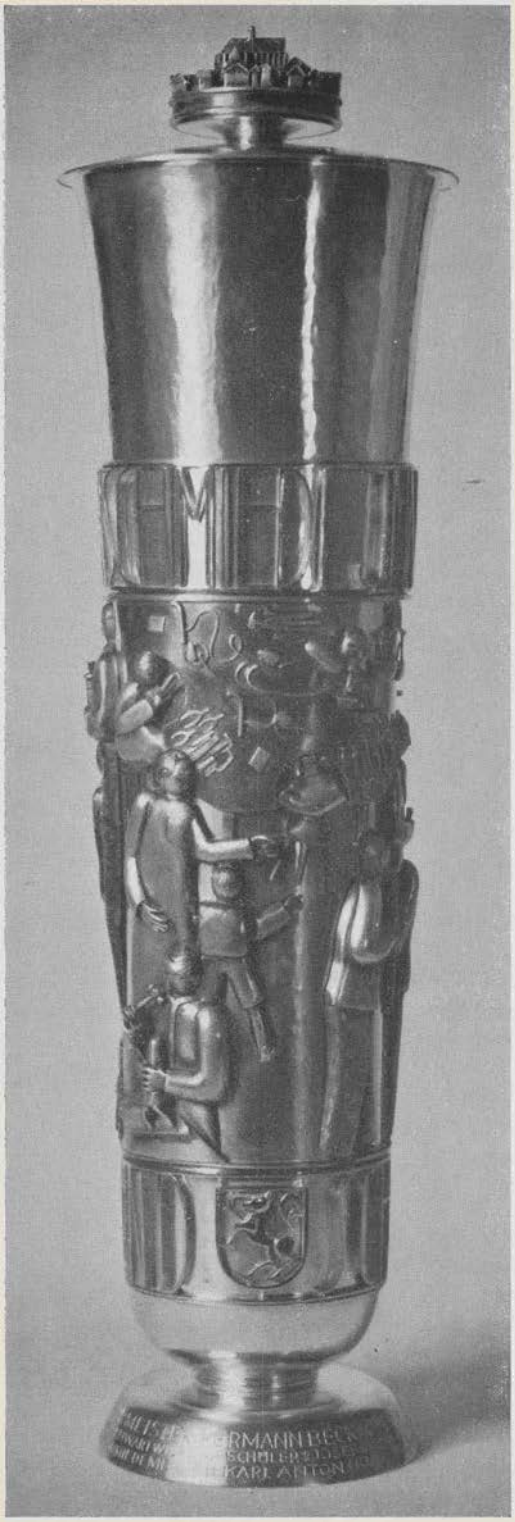
Diese Aufnahme wurde nicht irgendwo in Afrika gemacht, sondern in einem Gmünder Industriewerk. Es ist ein Merkmal unserer Zeit, daß man heute nicht nur in den großen Hafenstädten Menschen aller Hautfarben begegnen kann. Im Rahmen der Entwicklungshilfe an afrikanische und asiatische Länder kommen immer mehr Werkstudenten zur Ausbildung von dorther auch zu uns. Unser Bild zeigt einen Werkstudenten aus Nigeria an einer Drehbank.



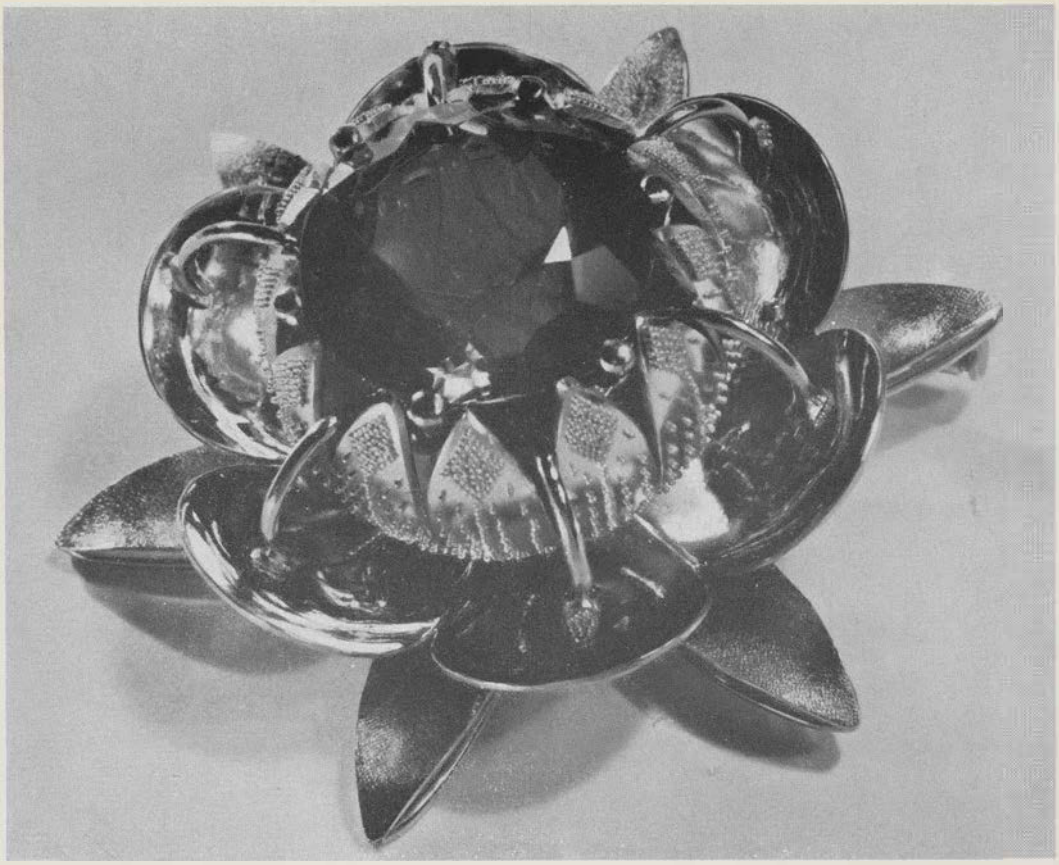
Formschöne Geräte aus Silber geben dem Heim eine gepflegte Atmosphäre. Der Glanz des edlen Metalls silberner Tafelgeräte erhöht die festliche Stimmung besonderer Tage
Links: Industriell gefertigte Brosche aus Weißgold mit Brillanten

Die Edelmetallindustrie in Schwäbisch Gmünd

Schwäbisch Gmünd ist neben Pforzheim, Hanau und Idar-Oberstein eines der Zentren der deutschen Edelmetallindustrie, die in der Stadt auf eine über 600jährige handwerkliche Tradition zurückblicken kann. Der erste Edelmetallbetrieb wurde hier 1814 gegründet. Weitere Firmen folgten dann erst um die Jahrhundertmitte, vor allem in der sogenannten Gründerzeit nach dem Krieg von 1870/71.
Heute werden neben erlesenem Juwelen- und Goldschmuck sowie feinen Metallwaren vor allem silberne Geräte hergestellt. Gerade diese Industrie hat sich in den letzten 150 Jahren besonders gut entwickelt. Es werden Großsilberwaren wie silberne Tafelgeräte, Schalen, Kaffee-, Tee- und Weinservice, Leuchter, Toilettegarnituren, Zigarren- und Zigarettenkasten sowie Kleinsilberwaren — Puderdosen, Zigarettenetuis, Flaschenkorken und viele andere liebenswerte Artikel — in beachtenswertem Umfang und schönster Ausführung gefertigt; das Angebot umfaßt auch echt silberne und versilberte Bestecke.
Schwäbisch Gmünd ist Sitz des Edelmetallindustrieverbandes und der Interessengemeinschaft Silberwaren, die sich bemüht, einen größeren und gesicherten Markt für Silberwaren und Silberbestecke zu finden und die deutsche Silberware in der Bundesrepublik und im europäischen und überseeischen Ausland zu einem festen Begriff werden zu lassen. Der Arbeitskreis PRODUKTFORM SILBER in der Interessengemeinschaft Silberwaren, in dankenswerter Weise vom Landesgewerbeamt Baden-Württemberg unterstützt, fördert durch Ausstellungen, Wettbewerbe, Vortragsveranstaltungen und Erfahrungsaustausch die Schaffung guter, zeitloser Formen von Silberbesteck und Silberwaren. Durch die gemeinsamen Bemühungen erhofft sich diese Branche bei der weitgehenden Annäherung der Märkte im Zeichen der EWG und EFTA eine gute Wettbewerbsposition.



Links: Silberner Innungsbecher der Gold- und Silberschmiede-Innung von Schwäbisch Gmünd. Höhe 35 cm. Der Becher wurde aus einem flachen Silberblech gehämmert
Rechts: Brosche in Gold mit Amethyst und reicher Goldgranulierung (Blüte in strenger Stilisierung)



Die Gold- und Silberschmiede-Innung Schwäbisch Gmünd

hat über sechzig selbständige Meister, deren Werkstätten sich mehrfach differenzieren. Wir finden Goldschmiede-Kunstwerkstätten, die für das Heim und für die Persönlichkeit individuell tätig sind, daneben Werkstätten, die vorwiegend und in vorbildlicher Weise Schmuck in Juwelen für die Juweliere fertigen oder handwerklichen Goldschmuck gestalten, sowie Werkstätten für erstklassige sakrale Goldschmiedekunst und solche für silberne Tafelgeräte u. a. mehr. Die beiden abgebildeten Arbeiten (silberner Innungsbecher und goldene Brosche) sollen Beispiel sein für eine individuell schöpferische Gestaltung. Der handwerklich arbeitende Gold- und Silberschmiedemeister hat die Aufgabe, die 600jährige Tradition der Gmünder Goldschmiedekunst zu erhalten, sie zu mehren und an die kommende Generation weiterzugeben. Das Kunsthandwerk hat nur dann seine Lebensberechtigung, wenn es die zu bearbeitenden Materialien zu einer solchen Gestaltung bringt, daß sie sich den dem Handwerk eigenen Gesetzen unterordnet.

Kundige Hände schleifen in Schalen, Vasen und Gläser die Linien und Flächen, die dem Glas seine Schönheit verleihen

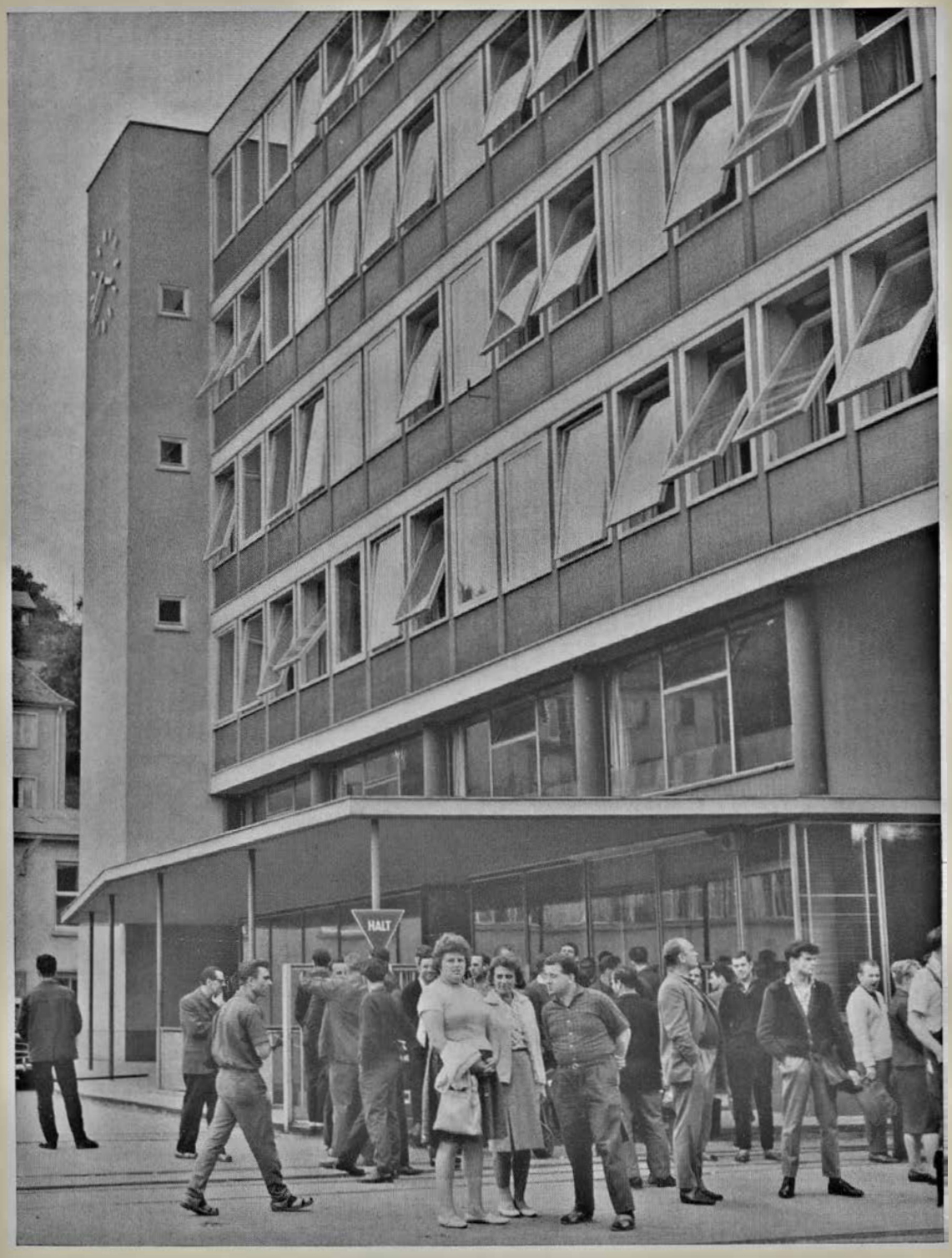
Schwäbisch Gmünd, das württembergische Glaszentrum

Durch den Zustrom der nach dem Kriege aus ihrer Heimat vertriebenen Gablonzer, die sich hier in einer geschlossenen Gruppe ansiedelten und zu denen sich später noch der bedeutendste schlesische Glashüttenbetrieb gesellte, die Graf Schaffgotsch'sche Josephinenhütte, entstand in Schwäbisch Gmünd eine solche Ballung von glaserzeugenden und -verarbeitenden Betrieben, daß die Stadt heute als das Zentrum der württembergischen Glasindustrie bezeichnet werden kann. Diese Tatsache wurde auch durch die Einrichtung einer besonderen Glasabteilung unter Professor Habermeier an der Staatlichen Höheren Fachschule für das Edelmetallgewerbe berücksichtigt. Außerdem zeigt das Gmünder Kunstgewerbemuseum, das seinen Namen in „Kunstgewerbemuseum für Edelmetall und Glas" geändert hat, in einer ständigen Schau Glaserzeugnisse aus alter und neuer Zeit.

Glas ist wegen seiner ganz besonderen Eigenschaften ein mit etwas anderem nur schwer vergleichbarer Stoff. Früher einmal, als seine Herstellung noch das Geheimnis orientalischer Alchimisten war, rangierte es in der Wertskala gleich hinter Gold und Edelsteinen. Mit diesen zusammen war es in der Frühzeit der Menschheitsgeschichte eine solche Kostbarkeit, daß sein Besitz ein Privileg der Götter und Könige war. Heute ist das anders. Die Glasherstellung ist kein Geheimnis mehr, und es gibt tausend Gegenstände des täglichen wie des gehobenen Gebrauchs, die aus Glas gefertigt sind. Und doch — das Glas hat nichts von seiner Einmaligkeit verloren; es war und bleibt etwas Besonderes, herausgehoben aus der Fülle der anderen Werkstoffe durch seine Eigenschaften: es ist durchsichtig und zerbrechlich, funkelnd und spiegelnd, es wird geschmolzen, geblasen oder gepreßt. Geboren aus Sand und Kalk und Asche, geläutert in der Glut des Feuers, geformt durch Künstler und Handwerker. Die Glashütte hat den geheimnisvollen Reiz aller Stätten, in denen der Mensch sich die bildende Kraft des Feuers nutzbar macht; sie erinnert an Hochöfen und Glockenguß. Der Glasbläser, der dort mit seiner Pfeife bei 50 bis 60° Celsius am Ofen steht, ist Handwerker, Arbeiter. Aber es ist etwas um ihn, eine eigenartige Atmosphäre, die anders ist als in den Werkhallen, wo Holz, Eisen oder Stahl verarbeitet wird.

Die Gablonzer Betriebe, von denen es in Stadt und Kreis Schwäbisch Gmünd rund 140 gibt, erzeugen monatlich ca. 100 Tonnen Glas und verarbeiten es in vielfältiger Weise zu Perlen, Schmucksteinen, Knöpfen und Modeschmuck, zu Lüsterbehang oder technischem Zubehör wie Signalgläser, Rückstrahler, Linsen u. ä. Ein anderer Zweig der Gablonzer Industrie stellt Metallbijouterie her oder verarbeitet Kunststoffe. Die Mannigfaltigkeit der Rohmaterialien Glas, Metall und Kunststoff regt zu schöpferischer Gestaltung, zur Kombination und Variierung an. Deshalb ist der auffallende Reichtum an Form, Gestalt und Farbe ein Kennzeichen des Gablonzer Schmucks. Es ist schwierig, im einzelnen aufzuzählen, was die Gablonzer an Schmuck, Kristallerie, Tischgeräten und Glaszieraten erzeugen. Ob es sich um Broschen, Ansteckнadeln und Fingerringe, um Manschettenknöpfe, Armreifen, Ohrclipse oder Perlenketten, um Hut- und Haarschmuck, Kleider-, Gürtel- oder Schuhschmuck handelt, es gibt wohl kaum einen Schmuck, den die Gablonzer Industrie nicht schon ausgeführt hat oder ausführt. Zwischen 30 bis 40 Prozent der Gablonzer Produktion wird auf den Märkten des Auslands verkauft.

So bilden die Gablonzer Betriebe, die in der „Gablonzer Glas- und Schmuckindustrie eGmbH" zusammengefaßt sind und insgesamt etwa 2 500 Beschäftigte zählen, eine willkommene Bereicherung der Wirtschaftsstruktur unseres Kreises. Zu Gold und Silber gesellte sich das Glas. Diese Drei sind es, die nun vereint den Namen der Stadt Schwäbisch Gmünd bekannt machen und hinaus in die Welt tragen.



Werk I, Getriebefabrik und Verwaltung

ZAHNRADFABRIK FRIEDRICHSHAFEN AG, WERK SCHWÄBISCH GMÜND

Produktionsprogramm:

Manuelle und hydraulische Lenkaggregate
Zusatz-Lenkhilfen · Lenkradschaltungen
LKW- und PKW-Getriebe · Zahnräder aller Art
Motorbremsen · Ölpumpen · Sperrdifferentiale

ZAHNRADFABRIK FRIEDRICHSHAFEN AG, WERK SCHWÄBISCH GMÜND

Größter Spezialbetrieb Europas für Kraftfahrzeuglenkungen

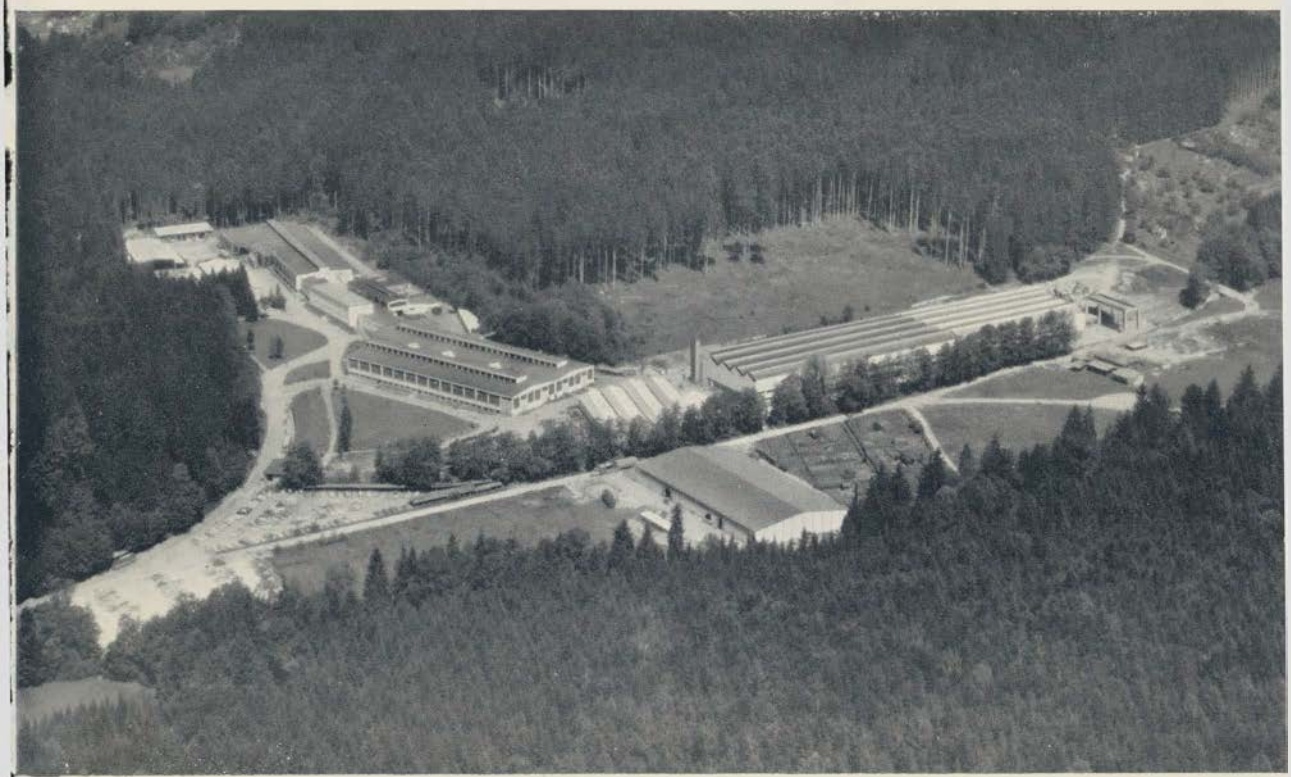
Das Werk Schwäbisch Gmünd der Zahnradfabrik Friedrichshafen AG ist aus kleinen Anfängen mit 64 Mitarbeitern im Jahr 1937 zum heutigen Großbetrieb angewachsen. Durch den Aufschwung der Motorisierung arbeiten in den ZF-Werken in Friedrichshafen, Schwäbisch Gmünd, Passau und Berlin sowie in einem Zweigwerk in Sao Paulo (Brasilien) und in der Kundendienststelle Dortmund heute insgesamt 13 000 Menschen. Das Werk Schwäbisch Gmünd beschäftigt 3 870 Mitarbeiter.

Um die ständig wachsende Nachfrage nach den Qualitätserzeugnissen der ZF zu befriedigen, entstanden moderne Fabrikationshallen; Rationalisierung und Automatisierung erforderten einen neuen Maschinenpark. Neben einer vorbildlichen Arbeitsplatzgestaltung sorgt der Betrieb finanziell für seine Belegschaft mit hohen freiwilligen Sozialleistungen.

Mit der Zahl der Betriebsangehörigen stieg auch der Umsatz; er beträgt heute beim Werk Schwäbisch Gmünd im Jahr weit über 100 Millionen DM. Ein verantwortungsbewußter Führungsstab und die große Zahl langjähriger Mitarbeiter und Spezialisten bieten Gewähr für beste Präzisionsarbeit.

Die Aggregate der ZF werden in die Fahrzeuge vieler Autofirmen eingebaut und künden von schwäbischem Fleiß und schwäbischer Qualität auf der ganzen Welt.

Werk II, Lenkungsfabrik im Schießtal



Bildernachweis

J. Blumer Seite 167; Hans Joachim Döbbelin Seite 31, 38, 57, 130 bis 159, 204, 206, 207; Archiv Edelmetallindustrieverband Schwäbisch Gmünd Seite 200, 201; Gmünder Altertümersammlung Julius-Erhard-Stiftung Seite 19, 21, 162, 165, 186; Gold- und Silberschmiede-Innung Schwäbisch Gmünd Seite 202, 203; Ernst Hentzschel Seite 29, 32, 67, 69, 170, 171; R. Jäger Seite 168, 169; Archiv Landratsamt Seite 23, 25, 30, 36; Hans Langer Seite 188; Wilhelm Pabst Seite 39; Foto-Schweizer Seite 36, 65; Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd Seite 164, 166; Artur Traut Seite 33, 70; Werkfotos Wilhelm Binder Seite 194, Zahnradfabrik Seite 199.

Bildteil „Kreis Schwäbisch Gmünd": Albrecht Brugger (3) Freigabe-Nr. 2/10153, 9969, 9966; Hans Joachim Döbbelin (1); Hans Langer (4); Peter May (3); H. Thiem (1); Artur Traut (1); L. Windstoßer (1).

Bildteil „Stadt Schwäbisch Gmünd": Albrecht Brugger (3) Freigabe-Nr. 2/13909, 10635, 12129; Hans Joachim Döbbelin (2); Ernst Hentzschel (3); Hans Langer (1); Alfred Lutz (5); Aero-Lux (1) Freigabe-Nr. 246/55; Peter May (2); Reinhold Moll (1); Gerhard Nagel (3); Artur Traut (3).